

Vom Wert zum Preis

Die Entwicklung der modernen Ökonomik aus
systemtheoretischer Perspektive

Universität Hamburg
Fakultät für Wirtschafts- und Sozialwissenschaften

Dissertation

Zur Erlangung der Würde der des Doktors der
Wirtschafts- und Sozialwissenschaften

(gemäß der Promotionsordnung vom 24. August 2010)

vorgelegt von
Philipp Meyer

Aus Berlin

Hamburg 2023

Vorsitzender: Prof. Dr. Jürgen Beyer
Erstgutachter: Prof. Dr. Urs Stäheli
Zweitgutachterin: Prof. Dr. Elisabeth Allgoewer

Datum der Disputation: 20.12.2017

Danksagung

Für die Unterstützung bei der Fertigstellung dieser Dissertation möchte ich mich insbesondere bei meinen Betreuern, Prof. Urs Stäheli und Prof. Elisabeth Allgoewer, bedanken.

Angesichts der unkonventionellen Umstände meiner Promotion hätte ich diese ohne ihre nicht selbstverständliche Bereitschaft, einen quer eingestiegenen Doktoranden zu betreuen, nur schwerlich bewältigen können.

Außerdem möchte ich dem Graduiertenkolleg Geisteswissenschaften für die dreijährige Förderung sowie dessen Vorsitzendem, Prof. Marc Föcking, für die aufmerksame Koordinierung auch meines speziellen Falles danken.

Schließlich danke ich Prof. Hans Feger von der FU Berlin für die Ermöglichung zweier Auslandsaufenthalte, während derer ich die Zeit hatte, mein Dissertationsthema zu entwickeln.

Inhalt

Einleitung	1
I. Theoriehistorischer Teil	
I. 1. Die historische Entwicklung des Wertbegriffs in der Ökonomik als graduelle Abnahme von invarianter Substantialität	17
I. 1. 1. Vorklassische Wertbegriffe – Natur als Wertursprung	40
I. 1. 2. Klassische Wertbegriffe – Kultur als Wertursprung	65
I. 1. 3. Der Marginalismus – Die Verortung des Wertes im Subjekt	99
I. 2. Alfred Marshall – Das Problem der Vereinbarkeit von Statik und Dynamik am Beginn der neoklassischen Schulbildung	127
I. 3. Zeit, Geld und Irrationalität als theoretische Korrektive der mechanistischen Ökonomik am Beispiel von Schumpeter und Keynes	140
I. 3. 1. Joseph Schumpeter	140
I. 3. 2. John Maynard Keynes	156

II. Ökonomie und Ökonomik aus kommunikationstheoretischer Perspektive

II. 1.		
Selbstreferentialität als Problem einer Paradigmatisierung der Ökonomik		163
II. 2.		
Niklas Luhmanns Darstellung der Wirtschaft als autopoietisches System		173
II. 3.		
Fiat-Geld als Metazeichen		191

III. Die Ökonomik und die angrenzenden Wissenschaften

III. 1.		
Prozessdenken in Ökonomik und Geisteswissenschaften		198
III. 2.		
Der (Re-)Import des Wertbegriffs in Philosophie und Sozialwissenschaften um die Jahrhundertwende		212
III. 3.		
Vom Mechanismus zum Organismus – Gleichgewichts- und Komplexitätsökonomik		235

IV. Schlussbetrachtung		247
------------------------	--	-----

Literatur		262
-----------	--	-----

Einleitung

Diese Arbeit nimmt ihren Ausgang von der Annahme, dass es einen gewissen Spielraum in der Beantwortung der Frage gibt, welcher Sachverhalt in der sozialen Welt mit der Vokabel ‘Ökonomie’ bezeichnet ist. Für jedes theoretische Unternehmen, das sich einem Phänomen in geschichtlicher Perspektive widmet, ist ein Mindestgrad an Varianz, an nachvollziehbarer Genealogie und Wandel der Gestalt in dessen verschiedenen geschichtlichen Manifestationen Voraussetzung, wenn der Inhalt nicht trivial sein soll. Eine davon zu trennende Frage ist diejenige, ob das beobachtete Phänomen und seine Beschreibungen schließlich in einer Definition letztinstanzlicher Gültigkeit konvergieren.

Unstrittig ist, dass sich die Arten praktischen Wirtschaftens im Laufe der Menschheitsgeschichte ebenso gewandelt haben wie die theoretischen Auffassungen darüber, was der Wesenskern der *wirtschaftenden* Praxis sei. Strittig dagegen ist die Frage, ob der Sachverhalt ‘Wirtschaft’ eindeutig und ein für allemal definiert werden und ob eine solche historisch invariante Definition auch rückwärtig zur Erklärung historischer ökonomischer und proto-ökonomischer Sachverhalte angewandt werden kann. Ob also die ökonomische Theorie der Gegenwart die ökonomische Vergangenheit besser verstehen kann, als diese sich selbst. Eine solche Behauptung sähe sich schließlich mit der Anforderung konfrontiert, auch die proto-ökonomischen Vorläufer der heutigen global integrierten Wirtschaft in funktional schwach differenzierten Gesellschaftsformen auf die Begrifflichkeit der modernen Ökonomik zu bringen. Dieser Möglichkeit wurde zum Beispiel aus ethnologischer Perspektive durch Marcel Mauss prominent widersprochen, dessen ‘*Essai sur le don*’ von 1923 die *Gabe* als Angelpunkt der Schenkökonomien verschiedener ‘archaischer’ Völkerstämme ausmacht.¹ Als ‘soziales Totalphänomen’ entfaltet der Gabentausch, so die These, seine Bewandnis in all den Dimensionen, die in modernen, funktional differenzierten Gesellschaften in die verschiedenen Sphären des Ökonomischen, Juristischen, Politischen, Moralischen, Ästhetischen und Religiösen fielen. Wie würden die Begrifflichkeiten der Kapitalbildung, der individuellen Nutzenmaximierung, der Zinstheorie, des Marktgleichgewichts, der Arbeitsteilung, des abnehmenden Grenznutzens, die in der Organisation dieser Praxis noch keine Rolle spielen, sich für ihre Erklärung ausnehmen?

¹ Siehe: Marcel Mauss, *Die Gabe. Die Form und Funktion des Austauschs in archaischen Gesellschaften*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2009.

Zum Beispiel seitens der deutschen historischen Schule hat es dazu immer das Beharren auf einem Primat soziologischer oder historischer Begriffsbildung gegeben, die das Oberflächenphänomen der Ökonomie als von den vermeintlich oder tatsächlich in seinem Rücken wirksamen Tiefenstrukturen determiniert enttarnt. Aber auch im Hinblick auf die Eindeutigkeit der Beschreibung der Wirtschaft in der westlich geprägten Moderne gibt es Anlass zu der These, dass je nach Wahl der zugrunde gelegten Begrifflichkeiten eine Konstitution des Objektgegenstands Wirtschaft auf durchaus unterschiedliche, je eigene Weise erfolgt. Dies zeigt sich insbesondere im Falle des fachfremden Blicks auf die Ökonomie seitens der angrenzenden Wissenschaften (der Psychologie, der Soziologie, der Politikwissenschaft). Aber auch innerhalb der Disziplin sind die Dissense darüber, was als grundlegende Definition des Faches gelten kann – obgleich eine relative Konvergenz unbestreitbar ist – nicht endgültig aufgelöst. Die den Objektbereich Wirtschaft konstituierenden Grundintuitionen, der Haushaltung im *oikos*, des Tauschs, des Konflikts zwischen Arbeit und Kapital, der technisierten Produktion, der Arbeitsteilung, der Allokation knapper Güter, der Verwendung des Mediums Geld, denen zu verschiedenen Zeitpunkten, unter verschiedenen Blickwinkeln und in unterschiedlichem Grad die Rolle der definitorischen Letztbestimmung der wirtschaftlichen Sphäre zukam, sind so möglicherweise eher in der Relation der Familienähnlichkeit verbunden. Die Identität des ökonomischen Kosmos wäre somit nicht durch eine endgültige hierarchisch-deduktive Definition herzustellen. Sprachphilosophisch nüchtern hieße das für die Frage nach dem *Wesen* der Ökonomie: Die Bedeutung des Begriffs ‘Ökonomie’ ist sein Gebrauch in der Sprache.²

Bei der systemtheoretischen Perspektive auf die Wirtschaft handelt es sich um einen Fall des fachfremden Blicks auf das Theoriegebiet der Wirtschaftswissenschaft; mit einem Ausdruck Luhmanns wird hier eine mit der gewöhnlichen Beschreibung des Sachverhalts ‘inkongruente Perspektive’³ gewählt. Den Zweck einer solchen Herangehensweise formuliert Dirk Baecker folgendermaßen:

“Die Beschreibung eines Gegenstandes durch den Soziologen, so Luhmann, sollte das Selbstverständnis des Gegenstandes nicht einfach wiederholen, vielleicht kunstvoller und ausführlicher ausarbeiten, sondern sie sollte zu diesem Selbstverständnis quer stehen, den Gegenstand überraschen und über diesen etwas mitzuteilen haben, was dieser über sich selbst nicht mitgeteilt hätte. Es versteht sich, dass dies ein spezifisch soziologisches Programm ist, denn nur soziale

² Vgl. Ludwig Wittgenstein, *Philosophische Untersuchungen*, Aph. Nr. 43, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2003.

³ Siehe: Niklas Luhmann, *Die Wissenschaft der Gesellschaft*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1990, S. 427.

Gegenstände, eine Familie, eine Organisation, ein politisches System, eine ganze Gesellschaft, fertigen Beschreibungen von sich selbst an, zu denen die soziologische Beschreibung quer stehen kann.”⁴

Von der Perspektivverschiebung im Blick auf die Wirtschaft als autopoietisches soziales System kann man also nur dann berechtigterweise ein Mehr an Erkenntnis erwarten, wenn man den Sachverhalt des Wirtschaftens als eine in erster Linie *soziale* Praxis auffasst und als Charakteristikum sozialer Praktiken zudem annimmt, dass jeder solchen immer ein gewisses Maß an Kontingenz anhängt, dass also jede historische und zeitgenössische Art der Koordination von Gesellschaft mindestens theoretisch auch anders ablaufen könnte, als sie es zu einem bestimmten Zeitpunkt an einem bestimmten Ort tut.

Dass dieser Sachverhalt – und mit ihm die Bereitschaft, die Ökonomik unter die Sozialwissenschaften einzureihen – zu einem eher geringen Grad prägend für die allgemeine Auffassung darüber ist, mit was für einem Phänomen man es bei der Ökonomie zu tun hat, ist möglicherweise vor allem zwei Ursachen geschuldet. Zum einen hat die Ökonomik, anders als beispielsweise die Rechts-, Politik- oder Sozialwissenschaft im weiteren Sinne, insofern noch Anbindung an die Dimension *physischer* Sachverhalte, als sie ursprünglich und zu einem Teil immer noch mit der Subsistenz des Menschen, also der zunächst körperlichen Bedürfnisbefriedigung, befasst ist. Noch bis weit ins neunzehnte Jahrhundert hinein standen die maßgeblichen Probleme des Faches in unmittelbarer Verbindung zu der Frage, wie die Ernährung der Bevölkerung eines bestimmten politischen Herrschaftsgebiets gesichert werden könne. Zum anderen hat die Verwendung von Geld als Interaktionsmittel des ökonomischen Kosmos, also eine vor der theoretischen Erfassung bereits vorhandene praktisch relevante Quantifizierung von so etwas wie ökonomischem *Wert* oder *Nutzen*, Anlass dazu gegeben, die zentralen Sachverhalte der Ökonomik ebenfalls in quantifizierter Form auszubuchstabieren. Die Durchmathematisierung einer sozialen Sphäre, deren Kommunikationsmedium bereits quantitativer Natur ist, liegt zweifellos näher als die Quantifizierung anderer sozialer Phänomene (beispielsweise in der Form von Indizes für Lebensqualität, Graden von Korruptionsanfälligkeit unterschiedlicher Verwaltungsapparate, Intelligenzquotienten, etc.). Das in der Ökonomik vielerorts übernommene Exaktheitsideal der Naturwissenschaften ergibt sich in diesen aus eben der Verbindung von natürlichem Forschungsgegenstand (das heißt: einem von den Unwägbarkeiten und Komplexitäten, die der Erkenntnisgegenstand Mensch

⁴ Dirk Baecker, *Niklas Luhmann und die Manager*, in: Dirk Baecker; Norbert Bolz; Peter Fuchs; Hans Ulrich Gumbrecht; Peter Sloterdijk, *Luhmann Lektüren*, Berlin: Kadmos 2010, S. 15-33, hier S. 15.

grundsätzlich für jede Theoriebildung darstellt, freien Betrachtungsfeld) und einer prinzipiellen Mathematisierbarkeit desselben. Beide Faktoren sind auch für die ökonomische Disziplin zumindest noch in Teilen gegeben. Die Wirtschaft ist also ein soziales Phänomen, das in seinem unmittelbar praktischen Vollzug sowohl eine quantifizierte Sprache spricht, als auch – zumindest in seinen Anfängen – von der Erhaltung menschlichen Lebens durch kultivierenden Umgang mit seiner biologischen Umwelt handelt. So ergibt sich die äußerliche Ähnlichkeit der formalsprachlichen Verfasstheit zwischen wirtschaftswissenschaftlicher und zum Beispiel physikalischer Lehrbuchliteratur. Dass der Grad der mathematischen Formalisierung in der Ökonomik allerdings erst stark anzusteigen beginnt, als Probleme der biologischen Subsistenz langsam aus dem Fokus der Disziplin zu rücken beginnen, ist in gewisser Weise eine Pointe der ökonomischen Theoriegeschichte, auf die im Verlauf der Arbeit eingegangen wird.

Im systemtheoretischen Blick auf die Wirtschaft und auf die Ökonomik als deren *Reflexionstheorie*⁵ spielen neben den zu erwartenden Einwänden, die seitens eines dem eigenen Anspruch nach *umfassenderen* soziologischen Theoretisierens gegenüber dem *parzellierten* Diskurs der Spezialwissenschaft formuliert werden können, noch die Spezifika der systemtheoretischen Begrifflichkeiten eine Rolle. Dazu gehört, dass die Systemtheorie – im Unterschied zu der Mehrzahl soziologischer Schulen – durchaus bereit ist, eine gewisse Abgeschlossenheit des Phänomens Wirtschaft (wie auch anderer sozialer Subphänomene) zuzugestehen. Der systemtheoretische Ansatz, Gesellschaft als Kommunikation zu fassen, innerhalb von Kommunikation aber die Möglichkeit von semantischer Binnendifferenzierung zuzugestehen, die nachhaltige Grenzbildung ermöglicht, führt zur Offenheit einer Sowohl-als-auch-Behandlung des Phänomens Wirtschaft. Ökonomie wird dann sowohl *zunächst und zumeist* als soziales Phänomen aufgefasst, als auch als ein semantisch eingrenzbare Subsystem innerhalb des Gesamtkosmos des Sozialen, der alles, was der dreistelligen Form der Kommunikationsoperation – als Einheit von Mitteilung, Information und Verstehen – entspricht, umfasst.

Luhmann weist gerne darauf hin, dass unglückliche theoriegeschichtliche Fassungen des Verhältnisses der Erkenntnisgegenstände von Ökonomik und Soziologie, so zum Beispiel als Oppositionsverhältnis a la ‘Wirtschaft und Gesellschaft’ oder unter dem Begriff der

⁵ Im Folgenden wird durchgängig der Begriff ‘Ökonomik’ als Bezeichnung für die theoretische Beschreibung des praktischen Sachverhalts ‘Ökonomie’ verwendet, um die Ebenendifferenzierung von sozialer Praxis und der – in der systemtheoretischen Perspektive ebenfalls als soziales Phänomen verhandelten – Reflexion auf dieselbe durchgängig kenntlich zu machen.

Entfremdung, in dem der eine als pervertierte Form des anderen erscheint, durch diese Figur der Subdifferenzierung des Gesellschaftssystems vermieden werden können. Mit der *autopoietischen Wende*, die Luhmann mit der Publikation von *Soziale Systeme*⁶ vollzieht, wird der Aspekt der (operativen) Geschlossenheit des ökonomischen Kosmos gegenüber den angrenzenden sozialen Logiken im systemtheoretischen Blick gestärkt. Die Systemtheorie Luhmanns scheint also in gewisser Weise die Auffassung einer selbstbewussten Ökonomik zu teilen, dass es nämlich so etwas wie einen klar abgrenzbaren Bereich *des Ökonomischen* gibt. Allerdings folgt hier die Frage auf dem Fuße: Bedeutet das Vorhandensein einer eindeutigen ökonomischen Semantik auch das Vorhandensein eines eindeutigen ökonomischen ‘Weltsachverhalts’? Hält man sich das Credo, das Luhmann bezüglich seines Kommunikationsbegriffs hegt, vor Augen,

“Eine Kommunikation teilt die Welt nicht mit, sie teilt sie ein”⁷,

ist diese Frage nicht eindeutig mit ‘ja’ zu beantworten.

Die Systemtheorie, die sich von Subjekt-orientierten, Vernunft-orientierten, Handlungs-orientierten oder mit anderen Invarianten der *conditio humana* arbeitenden soziologischen Entwürfen unter anderem dadurch unterscheidet, dass sie das Phänomen *Gesellschaft* auch und gerade in seiner Entwicklung, also unter Einbezug von evolutorischer Varianz, zu begreifen versucht, tut dies, indem sie als vergleichsweise gut handhabbaren Zugang zu vergangenen Formen gesellschaftlicher Organisation, die vom zeitgenössischen Sozialforscher nur noch schwer ‘nachgefühlt’ werden können, auf die Analyse von Semantiken abstellt. Bei Semantik handelt es sich, laut einer Definition Luhmanns um

“höherstufig generalisierten, relativ situationsunabhängig verfügbaren Sinn.”⁸

Gegenüber dem Phänomen Sinn als einem nur *in actu* gegebenen stellt der Begriff ‘Semantik’ so etwas wie dessen relativ dauerhaften Möglichkeitsvorrat dar. An anderer Stelle definiert Luhmann folgendermaßen:

⁶ Niklas Luhmann, *Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1984.

⁷ Niklas Luhmann; Peter Fuchs, *Reden und Schweigen*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1989, S. 7.

⁸ Niklas Luhmann, *Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft*, Bd. 1, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1980, S. 19.

„Es wird ein (...) Interaktion und Sprache vermittelndes Erfordernis geben – eine Art Vorrat möglicher Themen, die für rasche und rasch verständliche Aufnahme in konkreten kommunikativen Prozessen bereitstehen. Wir nennen diesen Themenvorrat Kultur und, wenn er eigens für Kommunikationszwecke aufbewahrt wird, Semantik.“⁹

Die Entwicklung der Semantik als relative Konstanz verbürgendes aber für Variation zugängliches Kommunikationsgerüst der Gesellschaft stellt für eine das Wechselverhältnis von Kontinuität und Diskontinuität in der Sozialgeschichte in den Blick nehmende Soziologie sozusagen das Tau dar, entlang dem sie sich in relativer Zuverlässigkeit in die vergleichsweise dunklen Tiefen der Geschichte bewegen kann. Wo das Einfühlungsvermögen in die mentalen Zustände der Menschen einer vergangenen Epoche die Distanz grundlegend verschiedener Lebenswelten nicht mehr überbrücken kann, kann man fragen, welche Begrifflichkeiten im Zentrum der Welterschließung einer jeweiligen Konstellation standen, was aus diesen Begriffen wurde und wie sie sich zu den heute gebräuchlichen in Kontinuität – beziehungsweise eher in Differenz – setzen lassen.

Auch in Belangen der ökonomischen Kommunikation und bezüglich der Frage nach der schließlichen Herausbildung eines Subsystems Wirtschaft aus dem gesamtgesellschaftlichen Kommunikationskosmos liegen für Luhmann die entscheidenden Parameter also auf der semantischen Ebene. Die Ausbildung der Differenz zwischen einer Begrifflichkeit des *Wertes* und einer des *Preises* gilt Luhmann dabei als die Wasserscheide, an der sich die wirtschaftliche Kommunikation aus der moralischen, politischen, theologischen Kommunikation ausdifferenziert und somit eine Systemgrenze etabliert wird. Der Preisbegriff hat, anders als der in seinem Bedeutungsspektrum breite Wertbegriff, außerhalb der ökonomischen Kommunikation keinen Sinn in der Anwendung mehr. Er wird zum spezifischen Ordnungsprinzip der Kommunikation innerhalb des emergenten Phänomens eines autopoietischen Funktionssystems Wirtschaft.

Die hiesige Untersuchung betrifft nicht die Semantik der unmittelbaren Praxis wirtschaftender Kommunikation, sie bezieht sich auf die Semantik, die zu deren Beschreibung auf der Ebene der Reflexionstheorie der Ökonomie – der Ökonomik – zu verschiedenen Zeiten in Anschlag gebracht wurde. Auch auf dieser Ebene lassen sich Verschiebungen beobachten, die notwendigerweise eine gewisse Parallelität mit den Entwicklungen der in der

⁹ Niklas Luhmann, *Soziale Systeme*, S. 224. Zitiert nach: Rudolf Stichweh, *Semantik und Sozialstruktur. Zur Logik einer systemtheoretischen Unterscheidung*, in: Dirk Tänzler; Hubert Knoblauch; Hans-Georg Soeffner (Hg.), *Neue Perspektiven der Wissenssoziologie*, Konstanz: UVK 2006, S. 157-171, hier S. 158.

Wirtschaftspraxis selbst zur Anwendung kommenden Begriffe aufweisen. Dazu ist die Wirtschaftswissenschaft und sind ihre noch moralwissenschaftlichen, theologischen und staatswissenschaftlichen Vorläufer aber auch den begrifflichen Verschiebungen in den angrenzenden Wissenschaften ausgesetzt und stehen als in ihrer Fundierung immer etwas prekär aufgestellt unter dem Einfluss der in den Nachbarwissenschaften aufkommenden Paradigmen sowie des philosophischen und wissenschaftstheoretischen Zeitgeists einer Epoche. Der theoretische Umgang mit der Geschichte der wirtschaftswissenschaftlichen Disziplin ist also immer ein zumindest in Teilen interdisziplinäres Projekt.

Im ersten Teilabschnitt dieser Arbeit (**I.1.**) wird anhand der Entwicklung des in der Ökonomik und Proto-Ökonomik zur Anwendung kommenden Wertbegriffs versucht werden zu zeigen, dass es Anlass dazu gibt, in der Theoriegeschichte der Wirtschaftswissenschaft drei Stufen zu unterscheiden, in denen die Verankerung der Terminologie in einer materialen, substanzhaften Instanz graduell abnimmt. Vor dem Hintergrund der systemtheoretischen These einer zunehmenden Schließung des ökonomischen Systems als selbstreferentiell und autopoietisch, das heißt auch: in letzter Instanz zunehmend auf sich selbst verweisend, wird dieser Prozess als ein Abnehmen an fremdreferentieller Erdung des ökonomischen Diskurses begriffen. Bei diesen drei Stufen des ökonomischen Wertbegriffs handelt es sich grob um die Verortung des Wertursprungs (**I.1.1.**) in der Natur bei den vorklassischen Theorien, (**I.1.2.**) in der Arbeit bei den klassischen Theorien und (**I.1.3.**) im einzelnen Subjekt in der Neoklassik; wobei die ersten beiden Fälle jeweils als Theorien der *Wertgenese* gelten können. Der subjektive Wertbegriff schließlich drückt keine theoretische Überzeugung über den wesenhaften Ursprung des Wertphänomens mehr aus, sondern ist eine von bereits deutlich pragmatischen Zügen gekennzeichnete Operationalisierung des Phänomens, die – wie zu zeigen versucht wird – nicht unabhängig von den Anforderungen an die ökonomische Theoriearchitektur ihrer Zeit insgesamt gedacht werden kann. Mit der Aufgabe eines *objektiven* Wertbegriffs konvergiert die Wirtschaftswissenschaft in gewisser Weise in Richtung der Selbstbeschreibung eines sich selbst regulierenden kulturellen Prozesses und somit auch mit der systemtheoretischen Auffassung des Funktionssystems Wirtschaft. Die Eigenlogik einer sich selbst steuernden sozialen Koordinierung tritt zunehmend an die Stelle der außer-sozialen, materialen Fundierung. So lässt sich folgerichtig auch eine Art theoriearchitektonisches *Trade-off*-Verhältnis zwischen einer materialen, physisch-biologisch fundierten Semantik in der Ökonomik und dem Moment der *Systematizität* als vorherrschende Beschreibung des wirtschaftlichen Kosmos feststellen. Eine Darstellung von Wirtschaft als System erfordert eine Dynamisierung der Elemente. Das heißt, sie erfordert die Möglichkeit

ihrer Anpassung und Relationierung an- und zueinander. Die Inkompatibilität der allgemeinen Gleichgewichtstheorie in ihrer mathematisierten Form mit einem objektiven Wertbegriff, die im neunzehnten Jahrhundert zur Ablösung der Klassik durch Marginalismus und Neoklassik führt, ist ein Beispiel für diesen relativen gegenseitigen Ausschluss von *System* und *Substanz* in der ökonomischen Paradigmatik.

Die Argumentation folgt also der systemtheoretischen Begrifflichkeit und insbesondere dem Augenmerk auf die Ausprägung der Wert/Preis-Differenz als bedeutsamstes semantisches Ereignis in der Herausbildung einer kommunikativ abgrenzbaren ökonomischen Sphäre. Sie versucht aber in historischer Perspektive die unterschiedlichen Bewandnisse dieser begrifflichen Wandlung höher aufzulösen, als dies in den Ausführungen zur Theoriegeschichte bei Luhmann selbst der Fall ist. Dabei stehen vor allem Fragen semantischer 'Grenzbetreuung' zwischen dem Vokabular der Ökonomik und dem der angrenzenden Disziplinen im Zentrum sowie die begrifflichen Übergänge innerhalb der ökonomischen Paradigmatik selbst, die sich überwiegend nicht glatt vollziehen und an denen oft zunächst ein Ringen um die Vereinbarkeit tradierter und neuer den Forschungsprozess leitender Vokabulare zu beobachten ist. Die Luhmannsche Monographie zum Thema Ökonomie, *Die Wirtschaft der Gesellschaft*, geht auf die geschichtliche Entwicklung der wirtschaftswissenschaftlichen Disziplin nicht allzu ausführlich ein. Eher konzentriert sich Luhmann dort auf eine systematische Ausbuchstabierung des Phänomens Wirtschaft in systemtheoretischer Begrifflichkeit. Es bestehen also durchaus noch unausgeschöpfte Anwendungsmöglichkeiten des systemtheoretischen Ansatzes in Bezug auf die ökonomische Theoriegeschichte. Dass die Ökonomik in Fragen der Definition des ökonomischen Wertes schließlich auf Substanzüberzeugungen verzichtet und zum Beispiel in der pragmatischen Lösung der *revealed preferences* auf ein bloß noch kommunikatives Datum als empirischen Letztbezug rekurriert, lässt die Annahme zu, dass eine Auffassung des ökonomischen Sachverhalts als eines im wesentlichen kommunikativen, wie die Systemtheorie ihn begreift, sich schließlich auch in der Wirtschaftswissenschaft selbst geltend macht, wenngleich in der äußerlichen Erscheinung empirischer Exaktheit.

Die Entwicklung in der Ökonomik, die formal als eine Abnahme an beharrlicher Substanz im Wertbegriff als ihrem theoretischen Kern gelesen werden kann, erfolgt nicht explizit. Die systemtheoretische Perspektive nimmt für sich in Anspruch, mindestens im Hinblick auf die Erfordernisse der theoretischen Reflexion einer zunehmenden gesamtgesellschaftlichen Autonomie der einzelnen Funktionssysteme und im Hinblick auf die nur implizit diesen Erfordernissen Rechnung tragenden Theorieentscheidungen etwas in den Blick zu bekommen,

was die historische wie zeitgenössische, in dieser Hinsicht *naiv* verfahrenende, Theoriebildung nicht sieht. Zu den großen wissenschaftsgeschichtlichen Weichenstellungen nach dem Übergang vom Mythos zum Logos, der Ausdifferenzierung einer Art früher Humanwissenschaft aus der Naturphilosophie der vorsokratischen Antike, Protestantismus und Aufklärung gehört in der gesellschaftlichen Moderne – so Luhmann – zunehmend so etwas wie die Binnendifferenzierung der Wissenschaften vom Menschen entlang der Linien funktionaler Differenzierung auf unmittelbar gesellschaftlicher Ebene. Die Ausbildung einer Semantik mit jeweils *exklusiver* Anwendbarkeit im jeweiligen Funktionssystem prägt verstärkt das Selbstverständnis der Fachwissenschaften. Das Ende einer letztinstanzlich nach theologischen Vorgaben stratifizierten Gesellschaftsordnung ist die Voraussetzung für diese zentrifugale Dynamik. Die Semantik des *Wertes* weist gegenüber derjenigen des *Preises* in doppelter Hinsicht eine gewisse Ungeeignetheit für die Belange einer solchen sich selbst beschreibenden funktional differenzierten Gesellschaft auf: Der Wertbegriff ist kein exklusiv ökonomischer und er entstammt einem Vokabular theologisch verbriefter Substanz, demgegenüber der Mensch nicht willkürlich verfahren kann.

Neben dieser vermuteten Tiefenströmung der ökonomischen Theoriegeschichte, die nur vor dem Hintergrund einer allgemeineren Tendenz gesellschaftlicher Organisation insgesamt erkennbar wird, lassen sich auch andere wirtschaftswissenschaftliche Entwicklungen von eher episodenhafter Dauer, begriffliche Anleihen des ökonomischen Diskurses bei den anliegenden Wissenschaften und Probleme der Selbstvergewisserung der ökonomischen Disziplin als exakte Wissenschaft durch das analytische Vokabular der Systemtheorie erhellen. Der zweite Teil des theoriegeschichtlichen Teilabschnitts wird im Anschluss an die These der Entwicklung der Wirtschaftswissenschaft in Richtung einer Reflexionstheorie der Gesellschaft, die deren Selbstreferentialität zunehmend Rechnung trägt, einzelne Aspekte der ökonomischen Theoriegeschichte interpretieren. Dies geschieht im Hinblick auf das den neoklassischen Kanon in seinen Anfängen stark prägende Werk Alfred Marshalls (**I.2.**), das sich, obgleich wesentlich von der Gleichgewichtsmechanik Jevons' und Walras' beeinflusst, dem Problem der Vermittelbarkeit dieses eher statisch-mathematischen Vokabulars mit der Evolutionsbiologie widmet. Dabei gilt die Revision einer jeden wissenschaftlichen Paradigmatik angesichts der relativ neuen Erkenntnisse über das Phänomen der biologischen Entwicklung Marshall als so etwas wie das erkenntnistheoretische Gebot der Epoche. Das Ringen um eine Methodik *normaler* ökonomischer Forschung und das Verständnis von Ökonomie als eines zeitinvarianten Phänomens ist also auch in den formativen Jahren des neoklassischen Theoriegebäudes kein Projekt außer paradigmatischer Konkurrenz. Zwischen

dem Marshallschen Verständnis der ökonomischen Wissenschaft und der Systemtheorie als einem in seiner ursprünglichen Metaphorik ebenfalls zu einem großen Teil der Biologie entsprungenen Theorieverständnis ergeben sich dabei gewisse Parallelen.

In einem weiteren Abschnitt wird auf die Theorien Schumpeters und Keynes' als zwei weitere Arten, die Idealität einer zeitinvarianten Gleichgewichtsdynamik in theoretischen Zweifel zu ziehen, eingegangen (I.3.). Die beiden Zeitgenossen, deren Auffassungen über die gebotene politische Organisation des Wirtschaftsprozesses teils diametral entgegengesetzt sind, eint eine in weiten Teilen psychologische Argumentation gegen die Auffassung einer idealen Gleichgewichtsmechanik. Systemtheoretisch wird hier sozusagen ein Grad an begrifflicher Schließung des ökonomischen Begriffssystems gegenüber den formalen Entwürfen der allgemeinen Gleichgewichtstheorie wieder rückgebaut, indem die *psychologische Umwelt* des Wirtschaftssystems tendenziell auf die Innenseite der Theorie gezogen wird. Ein Aufgehen des ökonomischen Sachverhalts in reiner mathematischer Formalisierung wird so erneut problematisiert. In Bezug sowohl auf Keynes als auch auf Schumpeter kann man von einer Art Korrektiv durch Irrationalität sprechen, das in den ökonomischen Diskurs eingeführt wird. Bei Keynes kristallisiert sich diese Problematik anhand der Besonderheit der Geldform sowie des Einbeziehens einer per Definition unsicheren Zukunft in die ökonomische Theorie heraus und somit am deutlichsten im Problem der *Liquiditätspräferenz*. Der Diskurs der Schumpeterschen Theorie wird zudem im Zusammenhang mit der in der Zwischenkriegszeit im deutschsprachigen Raum verstärkt aufkommenden geistesgeschichtlichen Strömung der *konservativen Revolution* interpretiert. Obwohl die eindeutige Definition dieser Episode der Ideengeschichte nicht unproblematisch ist, wird dafür argumentiert, dass sich ihre gängigsten Topoi in der Schumpeterschen Theorie dennoch relativ eindeutig nachweisen lassen.

Mit dem Abschnitt zu Keynes und Schumpeter endet der einer chronologischen Ordnung folgende theoriehistorische Teil der Arbeit. Der zweite Hauptabschnitt (II.) stellt theoretische Zugangsweisen zum Phänomen Wirtschaft vor, die dieses unter dem Aspekt seiner kommunikativen und semiotischen Strukturiertheit begreifen. Im Kapitel zur Thematisierung des Verhältnisses von Ökonomie und Ökonomik in der wirtschaftswissenschaftlichen Dogmengeschichte (II.1.) wird exkursorisch auf die Debatte über Relativismus und die Möglichkeit einer endgültigen Paradigmatisierung der Ökonomik innerhalb des Faches eingegangen sowie auf frühe Thematisierungen des Problems eines in beide Richtungen kausal verlaufenden Verhältnisses zwischen der Wirtschaft selbst und ihrer Beschreibung in der Wirtschaftswissenschaft. Dieses Rückkopplungsphänomen, das allen sozialen Sachverhalten zu eigen ist und in der systemtheoretischen Betrachtung eine systematische

Berücksichtigung erfährt, ist ein in der Wirtschaftswissenschaft selbst nur schwach und eher in Randbemerkungen thematisiertes Problem. Es lässt sich zeigen, dass die Konstellation einer nicht aufzulösenden Wechselwirkung zwischen Ökonomie und Ökonomik zunehmend in dem Maße als würdiger Gegenstand des Theoretisierens empfunden wird, in dem die Auffassung von Wirtschaft als durch physisch-materiale Größen definiert – das heißt: durch Größen, die sich durch ihre Beschreibung nicht verändern – zurückweicht.

Dem Abschnitt folgt die Darstellung der Luhmannschen Behandlung des Sachverhalts der Selbstreferentialität als Eigenschaft sozialer Systeme sowie der Hauptaspekte der systemtheoretischen Wirtschaftstheorie, wie Luhmann sie in *Die Wirtschaft der Gesellschaft* ausführt (II.2.). Das systemtheoretische Theoriegebäude wird dabei aus Gründen des Umfangs zumindest nicht auf explizit didaktische und umfassende Weise dargestellt. Der Abschnitt ist auch deshalb nicht an den Anfang der Arbeit gestellt worden, um – nicht zuletzt mit Blick auf die zu erwartende Leserschaft einer soziologischen Dissertation – den Eindruck zu vermeiden, dass auf Kosten der Exposition der Kernthese zunächst zeitintensiv in die systemtheoretische Begrifflichkeit eingeführt wird.

Das in Bezug Setzen der Luhmannschen Terminologie zur Schulökonomik erfordert allerdings in vielerlei Hinsicht eine Vergegenwärtigung entscheidender systemtheoretischer Theorie- und Begriffsentscheidungen, so dass ein gewisses Maß an bloßer Darstellung der Terminologie unvermeidlich ist. Insbesondere wird auf die Luhmannsche These von Geld als symbolisch generalisiertem Medium eingegangen, die zu einem definitiven Ansatz des Sachverhalts Wirtschaft bei eben diesem führt. Die Frage nach der Einheit der Wirtschaft wird in der systemtheoretischen Auffassung mit Hinweis auf das ihr eigene Kommunikationsmedium beantwortet. Dadurch weicht die Luhmannsche Herangehensweise von den gängigen schulökonomischen Definitionen der Disziplin ab. In anderen Hinsichten wiederum scheint es Konvergenzen zu geben. So ähnelt die Figur des allgemeinen Marktgleichgewichts als durch den gesamtwirtschaftlichen Ausgleich von Angebot und Nachfrage bestimmt der systemtheoretischen Auffassung selbstreferentieller Systeme, die durch die alternierbare Wechselwirkung der Werte eines binären Codes reguliert werden.

Der These von Geld als symbolisch generalisiertem Medium bei Luhmann wird die Interpretation von Papiergeld als *Meta-Zeichen* zur Seite gestellt (II.3), welches Brian Rotman in *Die Null und das Nichts* als ein Zeichen definiert, das eine referentielle Ordnung, deren Teil es ist, organisiert, ohne selbst referentiell begreifbar zu sein. Unter dieser Gemeinsamkeit analogisiert Rotman die umfassende Einführung von Fiatgeld in der Renaissance mit der Einführung der 'Null' in die europäische Mathematik und der

Fluchtpunktperspektive in die Malerei. Die Luhmannsche These einer relativen Unabhängigkeit symbolischer Sphären in Bezug auf die von ihnen geordnete Empirie wird hier – ohne systemtheoretischen Bezug – in gewisser Weise für sehr unterschiedliche kulturelle Sphären durchgeführt.

Der letzte Hauptabschnitt (III.) beleuchtet unterschiedliche Aspekte des Verhältnisses der Ökonomik zu den angrenzenden Wissenschaftsgebieten sowie ideengeschichtliche Entwicklungen verschiedener wissenschaftstheoretischen Strömungen, die ihre Wirkung in mehr als nur einer wissenschaftlichen Disziplin entfalten, auf die Wirtschaftswissenschaft. Zunächst wird im Anschluss an die These, dass die Ökonomik mit der Abkehr vom objektiven Wertbegriff eine Wende in Richtung einer Aufwertung des Systemischen in ihrer Selbstbeschreibung nimmt, erörtert, inwieweit sie hiermit auf der Linie eines gesamtgeistesgeschichtlichen Trends des *Prozessdenkens* liegt (III.1.). Dabei werden Parallelen zum amerikanischen Pragmatismus sowie dessen sprachphilosophisch gewendeter Version des Neopragmatismus gezogen. Ebenfalls eingegangen wird auf den prozeduralen Vernunftbegriff bei Rawls und Habermas, auf dessen gerechtigkeits-theoretische Implikationen sowie auf die unter anderem soziologisch gewendete Interpretation wissenschaftlichen Fortschritts bei Popper, Kuhn und Feyerabend. Die Systemtheorie als expliziter Vorschlag einer Prozeduralisierung des in Substanz-Begriffen schlecht fassbaren Phänomens Gesellschaft liegt gleichermaßen auf der Linie dieses geistesgeschichtlichen *turns* in Richtung Prozess.

Wiederum an die These einer Ersetzung des Begriffs des Wertes durch den des Preises in der modernen Ökonomik lehnt sich der darauffolgende Abschnitt an, der die Remigration des Wertbegriffs in die Sozialwissenschaften und in die Philosophie um die Wende zum zwanzigsten Jahrhundert behandelt (III.2.). In der historischen Forschung zur Wertphilosophie, die um neunzehnhundert ihre Hochzeit erreichte und später weitestgehend wieder aus der praktischen Philosophie verschwand, gilt es als ausgemacht, dass der Terminus ‘Wert’ seinerzeit aus der zunehmend an Prominenz gewinnenden Volkswirtschaft übernommen wurde. Zur Frage, ob ein kausaler Zusammenhang mit dem zeitgleichen Bedeutungsverlust des Wertbegriffs innerhalb der Ökonomik besteht, gibt es keine Untersuchungen. Hierin liegt also möglicherweise eine weitere Bewandnis der semantischen Verschiebung vom Wert zum Preis in der Volkswirtschaft, die somit gewisse Implikationen auch für das Vokabular der angrenzender Wissenschaften hätte.

Schließlich wird die lange Zeit und mindestens ab den auf marginalistischen Annahmen aufbauenden Theorien des allgemeinen Gleichgewichts für die Ökonomik prägende

Metaphorik des *Mechanischen* zu einer sich dieser gegenüber in der Theoriegeschichte immer wieder geltend machenden Begriffssprache des *Organischen* in Opposition gestellt (III.3.). Als modernstes Beispiel einer solchen sich explizit aus der Abgrenzung gegen die – ursprünglich im ausgehenden neunzehnten Jahrhundert aus der Thermodynamik in die Ökonomik importierte – Begrifflichkeit des Kräftegleichgewichts verstehenden Theorieschule kann die Komplexitätsökonomik gelten. Die Autoren der Komplexitätstheoretischen Schule stehen der Systemtheorie insofern nahe, als sie das Phänomen der Selbstorganisation ökonomischer Strukturen mit aus der biologischen Evolutionstheorie entlehnten Begrifflichkeiten beschreiben. Es lassen sich eine Reihe von Theorieentscheidungen ausmachen, die den Eindruck gestatten, dass es sich bei der am Bild der organischen Selbstorganisation orientierten Ökonomik in vielerlei Hinsicht um die sozusagen vexierbildhafte Gegenperspektive zur Begriffswelt der allgemeinen Gleichgewichtsmechanik handelt. Wo letztere modellhaft eine instantane Anpassung ökonomischer Parameter aufeinander postuliert, stellt erstere zum Beispiel auf Trägheiten und Gewohnheiten – in Analogie zum evolutionsbiologischen Begriff der Retention – ab. Sie berücksichtigt Pfadabhängigkeiten als Ursache für die Verfestigung lokaler Unterschiede und kann so zunehmende Asymmetrisierung modellieren. Schließlich bedient sich die Komplexitätsökonomik der Terminologie offener dynamischer Systeme und begreift so die Ökonomie als ein Operieren *fern des thermischen Gleichgewichts*. Letztlich hat man es bei den in jüngster Zeit um die Rolle eines das Ganze der Ökonomie abbildenden Entwurfs konkurrierenden theoretischen Figuren so auch mit einem Konflikt zweier Systembegriffe zu tun.

Die Argumentation dieser Arbeit setzt sich also aus zwei theoretischen Hauptanliegen zusammen. An die These Luhmanns, dass es sich bei der Ausbildung einer Semantik des ‚Preises‘ gegenüber einer Semantik des ‚Wertes‘ historisch um die kommunikative Genese des Sachverhalts Wirtschaft als eines zunehmend unter dem Aspekt der systematischen Geschlossenheit wahrgenommenen gesellschaftlichen Subsystems handelt, wird auf zweierlei Weise angeschlossen. Und zwar (1) zunächst insofern, als der theoretischen Auffassung, die das in seiner Definition nicht unproblematische Phänomen der Ökonomie als kommunikativen Sachverhalt versteht, dessen Gestalt-Veränderungen am besten dadurch erklärbar sind, dass er als gesellschaftliches Phänomen einer beobachtbaren Transformation unterliegt, im wesentlichen zugestimmt wird. Ein solches Vokabular kann die Evolution und langsame Ausdifferenzierung des Wirtschaftssystems nachzeichnen ohne dabei frühere Gesellschaftsstrukturen, die noch durch ein Mischverhältnis von politischen, familialen,

religiösen und moralischen Bewandnissen geprägt waren, auf den heutigen Begriff von Ökonomie bringen zu müssen. Die Anwendung des Luhmannschen Ansatzes auf unterschiedliche ideengeschichtliche Episoden der Ökonomik zielt so auf das Sichtbarmachen von Verschiebungen, die sich aus der Herausbildung einer eigenständigen ökonomischen Semantik sowie aus deren zeitweiliger ‚Kompromitierung‘ durch Wiederanschluss an Begrifflichkeiten ergibt, die sich als Stammkategorien anderer Disziplinen verstehen lassen. Auf diese Weise können zum Beispiel die auf den ersten Blick disparaten Vorgänge der Wiederbelebung eines aus dem politischen Jargon seiner Zeit entlehnten antagonistischen Vokabulars des Kampfes bei Schumpeter, die Überlegungen, ob das Gesetz des Grenznutzens als Unterfall des Weber-Fechnerschen-Gesetzes der Wahrnehmungspsychologie zu betrachten sei und so die Ökonomik als Subdisziplin der Psychologie umgeschrieben werden könnte oder die in der Komplexitätsökonomik zur Geltung kommende Überlegung, ökonomische Sachverhalte analog zu biologischer Strukturbildung mit den Begrifflichkeiten der Evolutionsbiologie zu beschreiben, als homologe Entwicklungen betrachtet werden. Jeweils wird hier die Geltung einer originär und rein ökonomischen Paradigmatik wieder zur Disposition gestellt. So zeigt sich, dass es neben der Bewältigung empirischer Probleme in der Ökonomik auch immer wieder um die Formulierung des Sachverhalts Ökonomie als eigenständigem Phänomenbereich geht.

Außerdem wird (2) versucht, die Tiefenschärfe der Unterscheidung von Wert und Preis, die in ihrer Binarität den Eindruck exakter Trennbarkeit vermittelt, in historischer Perspektive zu erhöhen. Der Prozess der Emergenz eines gesellschaftlichen Subsystems Wirtschaft, der, wenn man ihn als eine Tertium-non-datur-Abgrenzung von Wert- durch Preis-Semantiken auffasst, den Eindruck eines sehr unvermittelten Ereignisses macht, wird durch die Untersuchung der im Einzelfall und in den unterschiedlichen Epochen für die Bezeichnung der ökonomischen Werts substanz Anwendung findenden Begrifflichkeiten in der Ökonomik versucht differenzierter darzustellen. Die von Luhmann nicht beachtete Tendenz innerhalb dieser Entwicklung von einem auf *Substanz* rekurrierenden Wertbegriff zu einem verstärkt auf *Relationalität* abstellenden Preisbegriff wird dabei im Vordergrund stehen.

Methodisch geschieht dies durch die Analyse klassischer theoretischer Texte, in denen jeweils eine für die entsprechende Epoche stellvertretende Auffassung über das Phänomen Wirtschaft zum Ausdruck kommt. Manche dieser Texte sind bereits im Rahmen einer sich als eigene Disziplin verstehenden *Ökonomik* zu betrachten, andere unterstehen noch einem umfassenderen – schwächer ausdifferenzierten – wissenschaftlichen Selbstverständnis und sind eher als philosophische, theologische, ethische, staats- oder kulturwissenschaftliche

Texte zu verstehen. In Bezug auf diese wird im Folgenden von *proto-ökonomischen* Texten die Rede sein. Die in vielen dieser Texte nur implizit behandelten Fragen nach den Kriterien einer Eigenständigkeit der ökonomischen Disziplin werden aufgegriffen und mit Bezug auf die systemtheoretischen Kriterien für Systembildung interpretiert.

Es ist so das Ziel der Arbeit, die von Luhmann vorgeschlagenen Leitlinien einer systematischen Einordnung der ökonomischen Theoriegeschichte in den Gesamtprozess der Gesellschaftsentwicklung ausführlicher auszubuchstabieren als in der systemtheoretischen Theorietradition bisher geschehen. Das differenztheoretische Denken des Luhmannschen Ansatzes, der die Identität eines Phänomens nicht durch Wesensschau sondern anhand der Frage, wie dieses sich gegen seine Nachbarschaft abgrenzt, zu klären versucht, führt mit einer gewissen Notwendigkeit in die Breite. Daher wird die Arbeit in ihrem Verlauf immer wieder Exkurse in die geschichtlichen und geistesgeschichtlichen Vorgänge in Politik, Gesellschaft, Philosophie, Religion, Theologie, Rechts- und Sozialwissenschaft machen, um die Ökonomik einer bestimmten Zeit möglichst umfänglich (aber dabei nicht beliebig) zu kontextualisieren. Es ist dabei hoffentlich gelungen, ein möglichst breites Spektrum an für bestimmte wirtschaftstheoretische Entwicklungen einer Zeit relevanten Semantiken der historischen Selbstbeschreibung von Gesellschaft insgesamt zu berücksichtigen, ohne dadurch die Stoßrichtung der Argumentation in ihrer Prägnanz zu kompromittieren. Eine kurze thematische Digression wurde gelegentlich dort zugelassen, wo sich Assoziationen ergeben, die einen für die Gesamtargumentation zwar nicht zwingenden Zusammenhang darstellen, denen aber als zu den üblichen Narrativen in der Geistesgeschichte querstehend ein gewisser Selbstzweck zugebilligt werden kann. Wie es allgemein üblich ist, finden sich Exkurse dieser Art im Zweifel in den Fußnoten verhandelt. Auf diese Weise lässt sich der Text auch als eine stark komprimierte Geschichte der ökonomischen Theorie mit sozusagen fortlaufender systemtheoretischer Kommentierung lesen.

Bei einer Herangehensweise, die zu einer versuchten Systematisierung ideengeschichtlicher Beziehungen auch gelangt, indem sie zunächst assoziative Verbindungen verfolgt, muss bezüglich ihres Verbindlichkeitsanspruchs erwähnt werden, dass hier mehr als gewöhnlich die Kontingenzen der persönlichen Lektüre-Biographie des Verfassers auf das Ergebnis durchschlagen. Ein Rest an Subjektivität – womöglich ein größerer Rest als allgemein bewusst – haftet bekanntlich jeder Systematisierung von historischem Stoff an. Das Korrektiv dafür stellt der einschlägige Kanon der ökonomischen Theoriegeschichte dar, der seinerseits natürlich nicht ganz einheitlich oder frei von Konkurrenzen der perspektivischen Einordnung ist. Um dem Eindruck einer eher assoziativ arrangierten Materialfülle entgegenzuwirken, wird

in den späteren Abschnitten stellenweise die Hauptthese kurz in Erinnerung gerufen, was zur Rückbindung des jeweils verhandelten Themas an die argumentative Fundierung der Arbeit insgesamt beitragen und so den Lesefluss erleichtern soll, aber auch die gelegentliche Wiederholung eines bereits dargestellten Sachverhalts bedeutet. Die Schwierigkeiten, die sich aus dem systemtheoretischen Selbstverständnis ergeben, eine möglichst hohe Bereichsinvarianz der Begrifflichkeit mit einer möglichst hohen Begriffsschärfe auf der Abstraktionsebene zu verbinden, übertragen sich zu einem gewissen Grad wohl auch auf Texte, die an die systemtheoretische Theoriearchitektur anschließen. Im Folgenden wird also versucht, den mit inneren Tendenzen sowohl zur stofflichen Ausuferung als auch zur begriffslogischen Verengung ausgestatteten Ansatz Luhmanns so gut wie möglich für eine Interpretation der Ideengeschichte der Ökonomik fruchtbar zu machen.

I. Theoriehistorischer Teil

I.1. Die historische Entwicklung des Wertbegriffs in der Ökonomik als graduelle Abnahme von invarianter Substantialität

In der Geschichte des ökonomischen Denkens lässt sich, oberflächlich betrachtet, ein ähnlicher Dreischritt ausmachen wie in der Geistesgeschichte im weiteren Sinne. Einem zyklischen Weltbild in der Antike folgt frühestens mit den eschatologischen abrahamitischen Religionen und spätestens mit den Theorien gesellschaftlicher Modernität ab Neuzeit und Aufklärung eine der zunächst religiösen, dann säkularen Teleologie und diesem wiederum eine Krise des teleologischen Denkens, die resignativ als Abkehr von nicht einlösbaren Hoffnungen religiöser Erlösungs- oder säkularer Fortschrittsprojekte verstanden werden kann oder aber als intellektuelle Verfeinerung in der Herausforderung des Zusammendenkens von Entwicklung und Konstanz, Differenz und Identität, Telos und Zyklus.

Als in ersterem Sinne geistesgeschichtliche Diagnose *ex negativo*, dem Ende der Geschichte als Ende der großen Narrative, stammt die einschlägig publikumswirksame These von Francis Fukuyama.¹⁰ Als intellektuelle Herausforderung für ein – mindestens in Teilen – desillusioniertes Fortschritts- und Entwicklungsdenken der Aufklärung, die in ihrer formal antireligiösen Teleologie doch noch ein metaphysisches Erbe mitschleppt, taugt vielleicht Friedrich Nietzsche am ehesten als konsensfähiger ideengeschichtlicher Fixpunkt.¹¹

Auf ähnliche Weise beginnt die Entwicklung des ökonomischen und proto-ökonomischen Denkens mit dessen begrifflicher Arretierung durch eine wesentlich religiös-moralische Deutungshoheit über den Wertbegriff und der damit einhergehenden Ächtung nicht stationärer Wirtschaftskonzepte in Antike und Scholastik. Über die kurze Phase der Koinzidenz des Souveränitätsgedankens in der politischen Philosophie der Neuzeit und dem staatsmonopolistischen Wirtschaftsprinzip im Merkantilismus führt sie weiter vom gleichzeitigen Aufkommen erster nicht-zyklischer Auffassungen von Geschichte und den sich

¹⁰ Siehe: Francis Fukuyama, *Das Ende der Geschichte. Wo stehen wir?*, München: Kindler 1992.

¹¹ Bevor Niklas Luhmann den Terminus 'Alt-Europa' für eine bestimmte, noch metaphysischer Restprägung unterliegende geistesgeschichtliche Theorietradition verwendet, findet sich dieser bereits bei Nietzsche in diesem Sinne gebraucht: "...dort war ich am fernsten vom wolkgigen feuchten schwermütigen Alt-Europa!" Friedrich Nietzsche, *Also sprach Zarathustra*, in: Ders., *Kritische Studienausgabe* (KSA), Hg. Giorgio Colli, Mazzino Montinari, Berlin/New York: Walter de Gruyter 1988, Bd. 4, S. 379. Zitiert nach Peter Sloterdijk, *Luhmann, Anwalt des Teufels. Von der Erbsünde, dem Egoismus der Systeme und den neuen Ironien*, in: Dirk Baecker u.a., *Luhmann Lektüren*, S. 100.

vom stationären Prinzip lösenden Wachstums- und Mehrwert-Theorien der ökonomischen Klassik hin zu den statischen Gleichgewichtskonzeptionen der Neoklassik, in denen der Verzicht auf einen in der objektiv-materiellen Produktion verankerten Wertbegriff vom Fortschrittsindikator einer gesamtwirtschaftlichen Profitrate zurück auf das Ideal eines Ausgleichs zwischen den beiden Polen des wirtschaftlichen Prozesses – Produktion und Konsumtion beziehungsweise Angebot und Nachfrage – führt. Auch hier weicht schließlich eine teleologische Betrachtung des Phänomens Wirtschaft wieder einer statischen.¹² Die Produktion fällt zugunsten der Allokation aus den modellhaften Repräsentationen des ökonomischen Kosmos heraus. Der ökonomische Prozess strebt in Selbstregulation in Richtung des Ruhepols eines Gleichgewichts der Marktkräfte. Das Wertproblem als Frage nach der schöpferischen Ursache, als Desiderat einer *genetischen* Theorie des ökonomischen Wertes – lange Zeit Zentrum ökonomischen Erkenntnisinteresses – wird damit nicht so sehr gelöst, als es zugunsten einer relationalen Preistheorie aufgegeben wird. Das Selbstverständnis der klassischen Ökonomik ist von Michael Heinrich also zutreffend als *Wissenschaft vom Wert*¹³ charakterisiert worden, während dieses Selbstverständnis für die ‚neoklassische‘ oder nach-marginalistische Ökonomik, wenn man ihre semantische Grundkonfiguration betrachtet, nicht mehr zutrifft.¹⁴ Der sich im späten neunzehnten Jahrhundert ausformende Korpus einer in sich geschlossenen ökonomischen Theorie setzt sich – beabsichtigt oder unbeabsichtigt – in Diskontinuität zum theologisch und moralisch kontaminierten Begriff des Wertes. Mit dem Ende des Fragens nach der *Genesis* des ökonomischen Wertes beginnt die Zeit der *Preistheorien* in der Ökonomik und damit eines Begriffs, der, so wird zu zeigen sein, keine essentialistischen Konnotationen mehr aufweist und somit zur Darstellung der Wirtschaft als einem System kommunikativer Relationen ohne archimedischen Punkt taugt.

Eine Analogisierung dieser Tendenz in der Ökonomik zur Gliederung der gesamtgesellschaftlichen Entwicklung in Vormoderne – Moderne – Postmoderne liegt in gewisser Weise nahe, ist aber in vielerlei Hinsicht problematisch; in erster Linie in ihrer Suggestion einer idealtypischen Struktur, zudem in ihrer begrifflichen Unterkomplexität und

¹² Ohne allerdings, dass damit eine Abkehr vom Imperativ des Wirtschaftswachstums als politischem Ziel des Wirtschaftsprozesses verbunden wäre.

¹³ Michael Heinrich, *Die Wissenschaft vom Wert. Die Marxsche Kritik der politischen Ökonomie zwischen wissenschaftlicher Revolution und klassischer Tradition*, Hamburg: VSA-Verlag 1991.

¹⁴ Nicht verschwiegen werden soll, dass das Hauptwerk eines der Väter der modernen (neo-walrasianischen) Gleichgewichtstheorie, Gerard Debreu, in dieser Hinsicht zumindest dem Titel nach eine Ausnahme darstellt. Vgl. Gerard Debreu, *Theory of Value. An Axiomatic Analysis of Economic Equilibrium*, New Haven/London: Yale University Press 1959.

in der geringen Trennschärfe des Terminus ‚Moderne‘, dem es gleichwohl an ambitionierten Definitionsversuchen nicht mangelt.¹⁵ Für die Ökonomik müsste überdies in Anlehnung an die gängige Epochenunterscheidung eher von Vorklassik, Klassik und Post- beziehungsweise Neo- Klassik gesprochen werden.¹⁶

Von Nutzen kann eine Unterteilung dieser Art im Sinne einer heuristischen Stützfunktion zur Einordnung wissenschaftsgeschichtlicher Entwicklungen auch jenseits der Entwicklung des gesamtphilosophischen Gedankens dennoch sein. In gewisser Weise lässt sich die Idealität, die in den großen historischen Einordnungsentwürfen der Geistesgeschichte stark zur Trivialisierung neigt, für die Geschichte des ökonomischen Denkens mit etwas größerer Berechtigung behaupten. Oder zumindest führen Kristallisationen einer Art herrschender Lehre an den Universitäten in der Ökonomik, wo diese bereits Merkmale einer ausgebildeten Fachwissenschaft trägt, zu einer gewissen Synchronizität in der Entwicklung der Wirtschaftstheorie. Bei allem möglichen Einspruch gegen eine Sortierung der Literatur in

¹⁵ Vgl. zum Beispiel Jürgen Habermas, *Der philosophische Diskurs der Moderne*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1988

¹⁶ Natürlich ist auch diese Unterteilung nicht frei von Kontingenz. Der Begriff ‚klassisch‘ verdankt seine Prägung in der Ökonomik der Marxschen Charakterisierung der an Ricardo und William Petty anschließenden Theorien in England, während der Begriff ‚Neoklassik‘ wohl erstmalig von Thorstein Veblen mit Bezug auf Alfred Marshall Anwendung findet (Vgl. Thorstein Veblen, *The Preconceptions of Economic Science*, in: *The Quarterly Journal of Economics*, Vol. 14, 1900, S. 240-269, hier S. 261ff) Dass jede Art von Klassifikation immer in der Gefahr steht Unähnlichkeiten anzugleichen, oder auch gegen inhaltliche Widerstände Einheitlichkeit zum Zweck der leichteren Handhabung eines komplexen Sachverhalts zu behaupten, ist bei jeder Epochengliederung zu bedenken; und zwar in Bezug auf die praktische Wirtschaftsform ebenso wie auf die Theorie derselben. Auch – oder gerade – die Ausrichtung der Epochenbezeichnungen in der Geschichte der Ökonomik am seinerseits nicht unmittelbar selbsterklärenden Begriff ‚Klassik‘ ist in dieser Hinsicht nicht unproblematisch. Dazu schreibt David Colander: „Seen against a short term horizon, defining something as ‚new whatever‘ makes a lot of sense, since people have a good idea of ‚whatever‘ is. But as time goes by, that ‚whatever‘ is forgotten and the ‚new whatever‘ is less clear. Moreover, what is new in one time period soon becomes old. But, when that happens, the classification often has become sufficiently used so that it is part of the language and difficult to replace. To describe the next development you’ve got to move to ‚new new‘, ‚neonew‘ or maybe ‚neoneo‘. The same problems exist with the terms modern and post modern.“ David Colander, *The Death of Neoclassical Economics*, in: *Journal of the History of Economic Thought*, Vol. 2, Nr. 22, 2000, S. 127-143, hier S.129.

Neben diese Bestimmung des Begriffs ‚Klassik‘ gesellt sich schließlich die Verwendung desselben bei Keynes, der ihn (über die gängige Differenz von Klassik und Neoklassik hinweg) auf alle Theorieschulen anwendet, die eine von der Produktion her gedachte Idealität des Marktprozesses im Allgemeinen annehmen. Die Akzeptanz irgendeiner Form des Sayschen Gesetzes gilt ihm dabei als Nagelprobe.

Zudem gilt für großflächig argumentierende geistesgeschichtliche wie ökonomiegeschichtliche ‚Stufentheorien‘, wie sie in der deutschen Ökonomik zu Zeiten der historischen und institutionalistischen Schule im Dienste einer Argumentation gegen die Verallgemeinerungsfähigkeit eines abstrakten Begriffs von Wirtschaft über die Grenzen konkreter und kulturell verschiedentlich geprägter Wirtschaftsformen hinweg eine gewisse Konjunktur erreichten (Vgl. etwa: Gustav Schmoller, *Grundriß der allgemeinen Volkswirtschaftslehre*, Leipzig: Duncker & Humblot 1904), der Einwand, dass jede idealtypische Beschreibung auch in der Perspektive einer zeitlichen Abfolge der Wirtschaftsformen einer Relativierung bedarf: „Es gab selten Zeiten, in denen nur eine Form des Wirtschaftens das Leben völlig beherrschte. Wir haben es meistens mit Mischformen zu tun, wobei die eine oder andere Art des Wirtschaftens dominieren kann. Das Augenmerk richtet sich dann oft auf diese Dominante, um sich in der Fülle der Erscheinungen überhaupt zurechtzufinden, sich zu orientieren, um das Wesentliche oder Bestimmende herauszugreifen. Aber das Dominante ist nie das Ganze.“ Alfred Bürgin, *Zur Soziogenese der politischen Ökonomie*, Marburg: Metropolis-Verlag 1996, S. 18.

diesem Sinne durch die eine oder andere Trennung von Gemeinsamkeiten oder Verallgemeinerung von Verschiedenem wird dadurch, dass sich die hier vorgenommene Einteilung der ökonomischen Theoriebildung im Wesentlichen an der Entwicklung des Wertbegriffs orientiert, versucht eine relative Eindeutigkeit der Epochenunterschiede herauszuarbeiten.

Die verhältnismäßige Konstanz vorklassischer Theoriebildung in Antike und Scholastik gegenüber der sich erstmalig auf das ökonomieeigene Paradigma des Marktes und der damit einhergehenden Aufwertung der Praxis der arbeitsteiligen Produktion und des Tausches gründenden ökonomischen Klassik ist weitestgehend Konsens.¹⁷ Und auch die Abkehr von den klassischen Surplus-Theorien und ihrer Prägung durch ‚das Mysterium des Tausches‘¹⁸ und das ‚Wunder‘¹⁹ des durch arbeitsteilige Produktion geschaffenen Mehrwerts, das die Summenkonstanz eines natürlich geordneten Wertbegriffs sprengt und so die Frage einer Dynamik der gesamtwirtschaftlichen Entwicklung als einem emphatischen Begriff von Fortschritt aufruft, hin zum Marginalismus findet relativ homogen innerhalb des volkswirtschaftlichen Diskurses statt. Dabei findet der Katalysator eines gesamtgesellschaftlichen Wohlstandszuwachses in den klassischen Theorien – der objektive Wertbegriff – durch das ihn in seiner beliebigen Produzierbarkeit begrenzende Korrelat der Nachfrage und des Grenznutzens gewissermaßen ein ihm entgegenstehendes Regulativ auf der Konsumseite. Die Bäume der Mehrwertproduktion wachsen so nicht mehr in den Himmel, und zwar auch ohne dass die katastrophische Tendenz einer fallenden allgemeinen Profitrate dem gesamten System den Garaus macht.

Der Systemgedanke, der auch in merkantilistischen und klassischen Zeiten bereits eine Rolle in der ökonomischen Theorie zu spielen beginnt, aber durch einen objektiv-materiell gedachten Wertbegriff theoretisch in Schach gehalten wurde, wird nun zunehmend zum alleinig tragenden Bild. Wirtschaftstheorie ist nicht mehr die Frage nach der Hervorbringung der Werts substanz, sondern die nach dem Verhältnis verschiedener Kräfte, die der Sphäre des Ökonomischen zugerechnet werden. Unter diesen zu einander in Relation stehenden Kräften werden Angebot und Nachfrage als die wesentlichen erkannt. Zu den geistesgeschichtlichen Begleitumständen dieser Entwicklung zählen sowohl die ersten gesellschaftlichen

¹⁷ Michel Foucault spricht hier vom Schritt von einer „Analyse der Reichtümer“ zu einer „Analyse der Produktion.“ Vgl. Michel Foucault, *Die Ordnung der Dinge*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1974, S. 211-279.

¹⁸ Mark Blaug, *Systematische Theoriegeschichte der Ökonomie*, Bd. 1, München: Nymphenburger Verlagshandlung 1971, S. 32

¹⁹ Niklas Luhmann, *Die Wirtschaft der Gesellschaft*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1988, S. 45.

Dekadenztheorien des *Fin de Siècle* als auch ein zunehmender Optimismus bezüglich der analytischen Methoden in den Naturwissenschaften und insbesondere der Physik.²⁰

Die heidnische Antike und das christliche Mittelalter unterscheiden sich dabei, anders als in vielerlei anderer Hinsicht, unter ökonomischer Perspektive nur schwach hinsichtlich ihres jeweiligen Primats des Ethischen, der die Autonomie eines ökonomischen Paradigmas ausschließt. Eine gewisse diskursive Kompaktheit der Gesellschaften in stratifikatorischer Ordnung, so die systemtheoretische These, ist eine organisationslogische Notwendigkeit, ohne die eine strikte gesellschaftliche Hierarchie nicht möglich ist. Die Ablösung des ökonomischen Diskurses aus dem ‚ganzheitlicheren‘ Diskurs der Moralität als praktischer Vernunft im umfassenden Sinne schlägt sich somit in der Entwicklung vom Begriff des Wertes zu dem des Preises erst in Zeiten des beginnenden Niedergangs der feudalen Ständeordnung des *Ancien Régime* nieder. Sie lässt sich ihrem Grad nach darin bemessen, inwieweit der Begriff des Preises gegenüber dem des Wertes innerhalb der theoretischen Selbstreflexion des praktischen Sachverhalts Wirtschaft autonom wird, bis er zuletzt in keinem Referenzverhältnis zur moralisch-normativen Größe des Wertes mehr gedacht werden muss. Erst ein nicht mehr gesamtethisch eingegerter Preisdiskurs ermöglicht die Praxis der Warenzirkulation um ihrer selbst – das heißt um des monetär vermittelten Austauschs und des im Geldmedium akkumulierten Gewinns – Willen und damit den politischen Aufstieg des sich auf diese Praxis gründenden Bürgertums.²¹

Der den ersten Teil dieser Arbeit anleitende Dreischritt soll die Entwicklung des Wertbegriffs in der Ökonomik als zunächst in der *Natur*, dann in der *Kultur* (Arbeit, Produktion) und schließlich im *Subjekt*, und damit im nicht interpersonal vergleichbaren Akt der *Wertschätzung*, gegründet nachzeichnen. Wobei die These zu belegen versucht wird, dass in

²⁰ Zur These, dass sich der Siegeszug der allgemeinen Gleichgewichtstheorie ab dem ausgehenden neunzehnten Jahrhundert im wesentlichen der Entlehnung ihres Vokabulars aus den Begrifflichkeiten der Thermodynamik als dem seinerzeitigen Beispiel theoretisch exakten Fortschritts verdankt, siehe: Philip Mirowski, *More Heat than Light: Economics as Social Physics, Physics as Nature's Economics*, Cambridge (UK): Cambridge University Press 1989. Mirowski kommt zu der Feststellung: "Once one starts down that road, one rapidly discovers that the resemblances of the theories are uncanny, and one reason they are uncanny is because the progenitors of neoclassical economic theory boldly copied the reigning physical theories in the 1870s. The further one digs, the greater the realization that those neoclassicals did not imitate physics in a desultory or superficial manner; no, they copied their models mostly term for term and symbol for symbol, and they said so (...) Although it was ultimately called 'energy' in physics and 'utility' in economics, it was fundamentally the same metaphor, performing many of the same explanatory functions in the respective contexts, evoking many of the same images and emotional responses, not to mention many of the same mathematical formalisms." Ebenda, S. 3f. Zum Thema der Verpflichtetheit des ökonomischen Vokabulars gegenüber dem einer vergangenen Physik siehe auch: Burton H. Klein, *Dynamic Economics*, Cambridge (USA): Harvard University Press 1977.

²¹ Luhmann formuliert diesen Sachverhalt sehr knapp: "Im 18. Jahrhundert wird angesichts des Zerfalls der Ständeordnung und der zunehmenden Verzeitlichung und Historisierung von Strukturbeschreibungen die einheitsstiftende Differenz von Rangordnung auf Fortschritt umgestellt." Niklas Luhmann, *Das Recht der Gesellschaft*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1995, S. 21.

dieser Reihenfolge jeweils ein Abnehmen an Fremdreferenz im Verständnis des ökonomischen Wertes liegt, und dass an deren Ende der subjektive Wertbegriff in Marginalismus und Neoklassik schließlich die wesentliche Voraussetzung auf der Seite der ökonomischen Theorie bildet, Wirtschaft als ein autopoietisches System im Sinne Luhmanns begreifen zu können. Das heißt also, dass man es nicht bloß mit einer geschichtlichen Abfolge verschiedener *Zentrumsmetaphern*²² oder materieller Erdungen des Wesens der Ökonomie zu tun hat, sondern dass diese auf formaler Ebene zudem als ein Abnehmen von Referentialität auf das Außerwirtschaftliche zu verstehen sind. Wobei sich im Dreischritt Natur – Kultur – Subjekt eine Entwicklung widerspiegelt, die von vollkommener Fremdreferentialität auf die dem Menschen nicht verfügbare, nicht (re-)produzierbare Substanz der (göttlichen) Natur, über den geistesgeschichtlichen Vermittlungsbegriff von Geist und Natur schlechthin – Arbeit – , hin zur Selbstreferentialität eines von hoher Volatilität gekennzeichneten subjektiven Wertbegriffs führt, der die Bedingung für eine innerökonomische Codierung der ökonomischen Praxis – eine Art kommunikativen ‚take off‘ – bildet, weil er sich nurmehr auf ein Kommunikationsdatum bezieht.²³

Mit der Ausdifferenzierung des Wirtschaftssystems aus seiner gesellschaftlichen Umwelt findet auch auf der Ebene der Ökonomik als dessen Reflexionstheorie die zunehmende Ausbildung eines nicht mehr abbildenden, sondern einen autonomen Prozess modellierenden Vokabulars statt, bis hin zur Loslösung der formalen Strukturen in der Beschreibung des ökonomischen Prozesses von ihrer semantischen Interpretation in den formalsprachlich aufgebauten Gleichgewichtsmodellen der 1950er Jahre:

„Allegiance to rigor dictates the axiomatic form of the analysis where the theory, in the strict sense, is logically entirely disconnected from its interpretations.“²⁴

²² Siehe zu diesem Begriff: Benjamin Marius; Oliver Jahraus, *Systemtheorie und Dekonstruktion. Die Supertheorien Niklas Luhmanns und Jacques Derridas im Vergleich*, Siegen: LUMIS-Schriften 1997, S. 12.

²³ Dabei ist zum Beispiel zu bedenken, dass die Begriffe ‚Nachfrage‘ und ‚Bedürfnis‘ nicht synonym verwendet werden. Während sich der Begriff ‚Bedürfnis‘ auf tendenziell anthropologische Konstanten bezieht, die vom Entwicklungsgrad des Wirtschaftssystems unabhängig bestehen, ist der Begriff ‚Nachfrage‘ ein Terminus zur Modellierung des Konsumentenbedarfs an einem bestimmten Gut unter bestimmten Knappheitsbedingungen. Das heißt unter der Bedingung der Relation zu anderen Gütern und vor dem Hintergrund, dass nicht beliebig viel Kaufkraft besteht. In der volkswirtschaftlichen Einführungsliteratur wird daher gerne darauf hingewiesen, dass theoretisch – das heißt ohne das Hindernis der Knappheit eigener Tauschressourcen – unendlicher Bedarf jedes Konsumenten an jedem Gut bestehe. Konsequenter Weise wird der Begriff des ‚Bedürfnisses‘ in der systemtheoretischen Theorie – im Unterschied zur ‚Nachfrage‘ als ein Relationierungsbegriff des Wirtschaftssystems mit seiner Umwelt behandelt. Nachfrage ist also eine bereits ökonomisch vorcodierte Form von so etwas wie subjektivem Bedürfnis. Siehe: Niklas Luhmann, *Die Wirtschaft der Gesellschaft*, S. 59ff

²⁴ Gerard Debreu, *Theory of Value. An Axiomatic Analysis of Economic Equilibrium*, S. X.

Das Identischwerden des *Wertes* mit der *Wertung*, die Voraussetzung einer Emanzipation der Ökonomik vom objektiven Wertbegriff durch dessen Entreferentialisierung (gewissermaßen dem Zusammenfallen von Signifikat und Signifikant), führt zur Verlegenheit einer normativen Fundierung des ökonomischen Prozesses *in sich selbst*.²⁵ Ein als System mit einer gewissen Eigenlogik erkannter Sachverhalt, auch wenn er noch nicht im explizit *systemtheoretischen* Vokabular beschrieben wird, muss eine Robustheit der selbstregulativen Strukturen gegenüber denjenigen Wirkungskräften, die ihm nicht angehören, entwickeln. Aus systemtheoretischer Sicht liegt hier zum Beispiel eine Parallele zum Problem der rekursiven Selbstfundierung vor, wie sie im Rechtssystem am Phänomen moderner säkularer Verfassungen diskutiert wird.²⁶

Es wird zu zeigen sein, dass als vorläufiger Zielpunkt dieser Entwicklung die Gleichgewichtstheorien der Neoklassik gelten können, deren durch Walras begründetes Fundament in der *Formalistischen Revolution*²⁷ der 1950er Jahre eine endgültige methodologische Schließung erfährt. Im Postulat des Marktgleichgewichts entsteht ein formales Ideal, das auf grundsätzlich andere Weise als der essentialistisch verstandene archimedische Punkt des objektiven Wertes die letztlich normative Ausrichtung des ökonomischen Diskurses vornimmt.²⁸ Wo hinter dem empirischen Datum der Preisbildung eine ihm zugrunde liegende *Substanz* vermutet wurde, wird jetzt die Idealität einer *Relation* beziehungsweise einer *Differenz* angenommen. Der Preisbegriff leistet für die Ökonomik also *erstens* eine semantische Abgrenzung zur Moralphilosophie und Theologie durch Ent-Essentialisierung des Wertbegriffs und *zweitens* die Umstellung auf ein Vokabular der Relationalität, das die Basis einer umfassenden Mathematisierung des Faches bildet. Es ist also die Frage, inwieweit die Theorien des allgemeinen Gleichgewichts tatsächlich eher als eine begriffs-logische denn als eine empirische Notwendigkeit angesehen werden können, die in gewissem Maße aus der Notwendigkeit, die Sphäre des Ökonomischen in Gänze paradigmatisch in den Blick zu bekommen und begrifflich zu integrieren, verstanden werden

²⁵ Bildlich könnte man sich die Organisation der Ökonomik als Reflexionstheorie des Wirtschaftssystems unter dem maximal integrativen Paradigma der allgemeinen Gleichgewichtstheorie sozusagen als Lacansches Spiegelstadium denken, in dem die Erfahrung einer kohärenten Identität mit sich selbst an die Stelle einer diffusen Ansammlung von Einzelrepräsentationen und Empfindungen tritt. In scholastischen Begriffen handelt es sich um eine Spielart der "*repraesentatio identitatis*". Vgl. Niklas Luhmann, *Die Wirtschaft der Gesellschaft*, S. 157f.

²⁶ Vgl. Ernst-Wolfgang Böckenförde, *Staat, Gesellschaft, Freiheit*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1976.

²⁷ Mark Blaug, *The Formalist Revolution of the 1950's*, in: W.J. Samuels; J.E. Biddle; J.B. Davis (Hg.), *A Companion to the History of Economic Thought*, Oxford, UK: Blackwell 2003, S. 395 – 410.

²⁸ Dabei handelt es sich sowohl um eine methodologische Normativität im Sinne einer für die Vereinheitlichung der einschlägigen Literatur erforderlichen generalisierenden Idealisierung, als auch um eine Norm, die als wünschenswerter Zielzustand des ökonomischen Prozesses in Richtung Gesamtgesellschaft kommuniziert werden kann.

können; als ein Paradigma also, an dem in gewisser Weise die Theoriefähigkeit der Ökonomie hängt, und das in seiner formalen Abgeschlossenheit womöglich eher als disziplininternes *Sprachspiel* im Wittgensteinschen Sinne verstanden werden kann. So könnte man zu dem Schluss kommen:

„The post-positivist, the pragmatist, maintains that there is no meaning of ‚equilibrium‘ except as that word is used in the scientific community of economists who read and write texts in which the word ‚equilibrium‘ appears. (...) ‚Equilibrium‘ is associated with a Wittgensteinian language game, and the meaning of the word is dependent on the players of the game and the rules that they decide to play by at a particular moment in the history of economic thought.“²⁹

Eine ähnliche These formuliert auch Joseph Vogl:

„Auch wenn man nicht wirklich wissen kann, ob Realökonomien tatsächlich zum Ausgleich tendieren, müssen Gleichgewichtsannahmen als eine logische oder theoretische Notwendigkeit angesehen werden. Nur durch sie wird die Systemhaftigkeit ökonomischen Wissens garantiert; und nur durch sie hat sich ein kohärentes Objektfeld für die ökonomische Analyse konstituiert. (...) Eine ‚Theorie‘ reinen Ungleichgewichts wäre so unsinnig wie die Idee eines Systems ohne Kohärenz oder die axiomatische Fassung von Unvernunft. Die verschiedenen Physikalismen und die Verwandlung der ökonomischen Wissenschaft zu einem Zweig angewandter Mathematik vollziehen demnach eine Affirmation äquilibrierter Märkte, aber auch eine dauerhafte Selbstbehauptung ökonomischer Theorie a l s Theorie.“³⁰

Auch bei Schumpeter findet sich die Existenz einer im engsten Sinne wissenschaftlichen Ökonomik in gewisser Weise an die Vorstellung des allgemeinen Gleichgewichts gebunden und zwar im Gegensatz zu der schwächeren Annahme möglicher multipler Gleichgewichte:

²⁹ E. Roy Weintraub, *Stabilizing Dynamics: Constructing Economic Knowledge*, Cambridge (UK): Cambridge University Press 1991, S. 108.

³⁰ Joseph Vogl, *Das Gespenst des Kapitals*, Zürich: Diaphanes 2012, S. 60f. Indem Vogl in Bezug auf die Gleichgewichtstheorie von ‚Oikodizee‘ spricht, erweitert er den Begriff des Paradigmas sozusagen explizit um einen normativen Aspekt. Bert Tieben stimmt dieser Einschätzung im wesentlichen zu, indem er das faktische Schicksal der Ungleichgewichtstheorien betrachtet: „In spite of these efforts (...) the disequilibrium revolution rebounds. Even the harshest critics of equilibrium theory fail to develop an alternative without applying some kind of equilibrium concept. The challenge of disequilibrium theory so paradoxically underlines the centrality of equilibrium to economics.“ Bert Tieben, *The Concept of Equilibrium in Different Economic Traditions*, Cheltenham (UK)/Northampton (MA,USA): Edward Elgar Publishing 2012, S. 20. Inwieweit Ungleichgewichtstheorien, so wie sie beispielsweise in komplexitätsökonomischen Ansätzen zur Geltung kommen, wirklich nichts im strengen Sinne Eigenes zur ökonomischen Theoriebildung beizutragen haben, wird im letzten Kapitel diskutiert.

“Multiple Gleichgewichte sind nicht notwendigerweise nutzlos, aber vom Standpunkt j e d e r exakten Wissenschaft aus ist die Existenz eines ‚eindeutig determinierten Gleichgewichts (Bündels von Werten)‘ natürlich von allergrößter Bedeutung, selbst dann, wenn sein Nachweis auf Kosten stark einschränkender Annahmen erbracht werden muß; ohne die Möglichkeit des Nachweises der Existenz eines eindeutig determinierten Gleichgewichts – oder wenigstens einer kleinen Anzahl möglicher Gleichgewichte –, selbst wenn er auf einem so hohen Abstraktionsniveau erbracht werden muß, ist eine Gesamtheit von Phänomenen in Wirklichkeit ein Chaos, das sich der analytischen Kontrolle entzieht.“³¹

So wie die Hybris des Ökonomen gegenüber einer moralisch-metaphysischen Restprägung seines Fachs einst in der zweifelnden Frage danach beginnt, ob es den objektiven Wert als ökonomisch belastbare Größe gibt, führt der Weg des sozialwissenschaftlichen Forschers und des häretischen Ökonomen so unter Umständen zur Frage danach, was es mit der Idealität des Fixpunktattraktors eines allgemeinen Gleichgewichts als Begriffsfundament ökonomischer Theoriebildung auf sich hat. Und es liegt dann die Vermutung nahe, dass im Marktgleichgewicht als zunächst regulativer Fiktion, das heißt als vorläufig unabhängig von seiner eigenen empirischen Verifizierung der empirischen Forschung ihre Richtung gebend, sich jene Funktion ausdrückt, die der Wertbegriff in Referenz auf ein der Ökonomie externes, daher allgemeineres *Gut* (*bonum* = Gut sowie Wert) vormals für die klassische und vorklassische ökonomische Kommunikation mit der Gesamtgesellschaft leistete. Diese Funktion des Wertbegriffs als eine Art ontologischer *Numéraire* fällt mit seiner umfassenden Ersetzung durch den Begriff des Preises aus der ökonomischen Theorie der Neoklassik heraus. Der einschlägige Passus zur Bedeutung des Wertbegriffs für eine, gemäß Luhmann, intern nurmehr über Preise kommunizierende Wirtschaft lautet:

„Vor allem wird mit diesem Ansatz die Differenz von Wert und Preis als Moment der Ausdifferenzierung des Systems verständlich. Werte repräsentieren im System die gesellschaftliche Relevanz des wirtschaftlichen Geschehens, Preise dagegen die systeminterne Autopoiesis. Denn sobald Zahlungen erbracht werden müssen, sind Preise nötig, die es ermöglichen, Erwartungen in Bezug auf die zu zahlende Summe zu bilden und darüber zu kommunizieren. Die Autopoiesis wird

³¹ Joseph Schumpeter, *Geschichte der ökonomischen Analyse*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1965, S. 1179.

damit unabhängig von einer Einigung über den ‚wirklichen Wert‘ der Güter und Leistungen; und sie wird vor allem unabhängig von Dankbarkeitspflichten.“³²

Schon jetzt sei darauf hingewiesen, dass es Sinn macht, den Begriff ‚Preis‘, wie ihn Luhmann verwendet, als relativen Preis im umfassendsten Sinne zu verstehen. Das heißt, als Resultat einer quantitativen Bestimmung von Gütern durch Güter und Produktionsfaktoren ohne archimedischen Punkt; ohne natürlichen Numéraire. Wichtiger aber noch ist, dass diese Relation außerdem für das Verhältnis von Produktion und Konsumtion (Angebot und Nachfrage) gilt, von denen Letztere im Marginalismus erstmals in einer quantitativ stetigen Ausdrucksweise rubriziert wird. Das heißt also, Luhmann geht es in der semantischen Unterscheidung von Wert und Preis um die Transformation einer tendenziell auf Absolutheit zielenden Semantik hin zu einer Semantik der vollkommenen Relation. Letztere ist die der Ökonomie eigene Semantik des Preises, in deren innerer Bestimmtheit durch eine Relation gleichzeitig die Voraussetzung für eine selbstreferentielle Schließung und Selbststeuerung liegt. Erst in dem Moment also, in dem der Konsum (beziehungsweise: der Nutzen) die gleiche mathematische Sprache spricht wie die in der Ökonomik schon länger monetär codierte Produktion, bestehen die Bedingungen für eine Schließung ökonomischer Kommunikation in sich selbst. Diese Einschätzung scheint der Luhmannschen Terminologie zugrunde zu liegen, ohne allerdings hinreichend explizit zu werden.

Epistemologisch verbindet sich mit dem wirtschaftswissenschaftlichen Fokus auf das Problem der Preisbildung korrelativ zur diskursiven Emanzipation vom Wertdiskurs zudem die Erwartung der analytischen Definition einer selbstidentischen Sphäre des Ökonomischen jenseits anderer sozialer Sachverhalte:

„The notion of competitive price was so important to the scientific conception of economics because it suggested a particular domain of inquiry that may be labelled ‚economic‘. A competitive price suggested that the economy should be conceived as a logically self-contained system where supply and demand together determine exchange values and where markets are interconnected through price changes.“³³

³² Niklas Luhmann, *Die Wirtschaft der Gesellschaft*, S. 55.

³³ Bert Tieben, *The Concept of Equilibrium in Different Economic Traditions*, Cheltenham (UK)/Northampton (MA,USA): Edward Elgar Publishing 2012, S. 37.

Preisbildungen übernehmen so die Koordinierungsfunktion für das Zustandekommen einzelner Zahlungsentscheidungen und damit für diejenigen Ereignisse, welche die Elemente des Systems Wirtschaft bilden. Dass die Weltwirtschaft über Preise kommuniziert, ist dabei eine relativ triviale Einsicht. Bei globaler Vernetzung wirtschaftlicher Prozesse scheint es aber zunehmend zu ihrem Verständnis vonnöten, diesen kommunikativen Aspekt des ökonomischen Geschehens als solchen separat und unter Betrachtung der ihm eigenen Gesetzmäßigkeiten einzubeziehen. Dabei übernimmt im Wirtschaftssystem die Kommunikation über Preise aus systemtheoretischer Perspektive die Rolle der Reduktion von Umweltkomplexität, also die Nivellierung derjenigen umfassenden Bewandnisse, die ökonomischen Prozessen *außer ihrer ökonomischen Bedeutung*, also jenseits von Zahlungen und Zahlungserwartungen, zukommen.

Dagegen neigt ein Selbstverständnis der Ökonomik, das sich aus der theoretischen Aufschlüsselung des Wertphänomens in referentieller Perspektive (zum Beispiel als Abbildung geleisteter menschlicher Arbeit) versteht, dazu, die als Wertquelle ausgemachte Größe politisch zu präferieren. In diesem Sinne ist die klassische im Gegensatz zur neoklassischen Ökonomik *politische Ökonomie*.³⁴ Sie muss den Begriff des Wertes, anders als durch den vagen Begriff des ‚Nutzens‘, gewissermaßen *inhaltlich qualifizieren* und so dem Subjekt und seiner Willkür, die das Fundament der späteren Idee der Konsumentensouveränität bildet, entziehen. Ein über den Subjektbegriff in die Theorie eingespeister Wertbegriff ist daher etwas anderes als ein (vermeintliches) theoretisches Wissen darüber, wie ökonomischer Wert *generiert* wird. Für eine mit einem objektiven Wertbegriff operierende Theorie kann Wertschöpfung politisch verordnet werden; im Falle der sozialistischen Wirtschaftspolitik im zwanzigsten Jahrhundert zum Beispiel durch vornehmlich industrielle Produktion. So ist denn auch die Zuversicht der sozialistischen Staaten zu erklären, durch zentrale Koordinierung des gesamtgesellschaftlichen Arbeitsquantums im Vergleich mit den westlichen Marktwirtschaften leistungsfähiger zu sein. Nicht berücksichtigen muss eine solche Theorie die Möglichkeit, dass auch die fleißigsten Industriekollektive am Konsumenten vorbei produzieren können. Wo eine sozialistische Wirtschaft also direkt durch staatliche Produktion den erschaffenen Wert mit jeder geleisteten

³⁴ Alfred Marshalls Vorschlag, den Begriff der ‘political economy’ durch den Begriff ‘economics’ zu ersetzen und ihn damit sozusagen zugleich zu delokalisieren und zu physikalisieren ist in diesem Zusammenhang illustrativ: “The nations used to be called the ‘Body Politic’. So long as this phrase was in common use, men thought of the interests of the whole nation when they used the word ‘Political’; and then ‘Political Economy’ served well enough as a name for the science. But now ‘political interests’ generally mean the interests of only some part or parts of the nation; so that it seems best to drop the name ‘Political Economy’, and to speak simply of ‘Economic Science’, or more shortly ‘Economics’.” Alfred and Mary Paley Marshall, *The Economics of Industry*, London: Macmillan 1879, S. 2.

Stunde durchschnittlicher gesellschaftlicher Arbeit anwachsen lässt, muss sich eine marktwirtschaftliche Wirtschaftspolitik – eher indirekt und vage – auf zum Beispiel die Förderung von unternehmerischer Kreativität in der schulischen und akademischen Ausbildung beschränken, um zumindest indirekt den nächsten weltwirtschaftlichen Innovationserfolg im eigenen Lande zu haben. Das Urteil darüber, ob eine neue Geschäftsidee, ein Forschungsprogramm, bis hin zu einer bestimmten psycho-sozialen Disposition etc. zurecht subventioniert oder anderweitig gefördert wird, kann letztlich erst gefällt werden, nachdem der Markt gesprochen hat. In diesen Unterschieden staatlicher Wirtschaftspolitik spiegeln sich also auch die unterschiedlichen theoretischen Auffassungen darüber wider, ob man den Wertbegriff theoretisch *ante rem* oder *post rem* zu haben glaubt.

Die Bemühungen um einen *objektiven* Wertbegriff sind daher mit der neoklassischen Theorie vor allem deshalb nicht mehr vereinbar, weil diese über den Begriff des Nutzens das Individuum von der Verbindlichkeit des objektiv *Wertvollen* entbindet. Der Begriff des subjektiven Nutzens ist theoriearchitektonisch damit nicht ein in erster Linie *positiver* Begriff im Sinne früherer Werttheorien, eher erfüllt er eine Art Platzhalterfunktion, der die Voraussetzung für eine Verschiebung der theoretischen Bemühungen auf die formale Ebene bedeutet. Subjektiver Wertbegriff und Nutzen bedingen sich daher gegenseitig und sind in ihrer Bedeutung für die ökonomische Theoriebildung nahezu funktional äquivalent. Der Utilitarismus des neunzehnten Jahrhunderts bildet für beide die weltanschauliche Grundlage. Im utilitaristisch-subjektivistischen Nutzenbegriff endet die Zeit eines *allgemeinverbindlichen* Ausgangspunkts, auf dem jedes ökonomische Theoretisieren deduktiv aufbauen kann, die Zeit des objektiven Wertbegriffs als *Prinzip* der ökonomischen Theorie.

In Bezug auf die Zugänglichkeit eines sozialen Sachverhalts für seine plausible Reflexion in einem systemtheoretischen Vokabular gilt: Je schwächer sein ‚Prinzip‘, desto naheliegender seine Erfassung in der formalen Struktur der Differenz von Umwelt und System anhand einer symbolischen Codierung. Der Nutzenbegriff ist ein in diesem Sinne schwächeres ‚Prinzip‘ als es der Wertbegriff in der Ökonomik lange Zeit war. Im allgemeinen Sinne heißt das:

„Sie (die systemtheoretische Analyse, m. A.) erfordert zunächst, daß man die Erklärung aus einem Prinzip (Gerechtigkeit, Nutzenkalkül, Gewalt) durch die Erklärung aus einer Unterscheidung ersetzt, also hier der Unterscheidung von System und Umwelt.“³⁵

³⁵ Niklas Luhmann, *Das Recht der Gesellschaft*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1995, S. 26.

Anders formuliert: Nachdem das ökonomische Wissen keinen unzweifelhaften Zentrumsbegriff mehr hat, von dem aus hierarchisch deduziert werden kann, bietet sich die Analyse der Ökonomie anhand des ihr spezifischen Mediums an, durch dessen Verwendung sie sich in Differenz zur gesellschaftlichen Umwelt setzt: des Geldes.

Zunächst bedeutet der subjektive Wertbegriff in der Ökonomik also, ebenso wie der Utilitarismus in der Ethik, eine Abnahme an theoretischer Engmaschigkeit und deduktiver Stringenz. Dies ist nicht notwendiger Weise ein Anlass zur Kritik, sondern stellt insofern einen Fortschritt dar, als beide in ihrem jeweiligen Feld von den Paradoxien verschiedener, miteinander konfligierender, näher qualifizierter ethischer beziehungsweise axiologischer Intuitionen befreien, die bis dato in Konkurrenz um die Stelle des *Prinzips* der moralischen beziehungsweise ethischen Sphäre standen. Analog werden in der Ökonomik im Zuge der Grenznutzenlehre die in Widerspruch stehenden Definitionsansätze des ökonomischen Wertes, *Seltenheit* und *Gebrauchswert*, durch das jeweilige Aufgeben eines Absolutheitsanspruchs in eine Art synthetische Wertfundierung überführt, innerhalb derer es kein absolutes ‚Prinzip‘ des Wertphänomens, sondern eine umfassende Relativität aller *Wertintuitionen* untereinander gibt (der jeweils qualifizierten Subkategorien des Gebrauchswertes ergänzt um den Aspekt der Knappheit).

Für die Frage, ob das notorisch umstrittene aber lange Zeit dominante und die Einheit der volkswirtschaftlichen Theoriebildung garantierende Gleichgewichtspostulat der Neoklassik unter Umständen einen anderen Ursprung hat als seine empirische Evidenz,³⁶ ist die Einordnung des ökonomischen Vokabulars in einen soziologischen sowie wissenssoziologischen Kontext aufschlussreich. Genauer noch kann hier die spezielle Qualifikation der Systemtheorie gewinnbringend zum Tragen kommen, die Entwicklung kommunikativer Prozesse, wie den der ökonomischen Theoriebildung, von der Warte des kommunikativen Selbstzwecks der semantischen Generalisierung eines empirischen

³⁶ Nach wie vor wird weithin die Auffassung geteilt: “There is very little literature on whether ‘actual’ processes converge at all, or, if they do, whether they converge to the same equilibria as hypothetical processes.” David Collard, *Generations of Economists*, New York/London: Routledge 2001, S.143. Zum problematischen epistemologischen Status des Gleichgewichtspostulats, bezüglich dessen zwischen normativer Fiktion und empirischem Befund nicht immer klar unterschieden wird, formulieren Heinz Rieter und Georg Koblitz: “Wo die Verwendungen des Gleichgewichtsgedankens derart allseitig sind, braucht auch nicht zu überraschen, wenn Gleichgewicht jeweils mehr ist als ‘bloßer Begriff’ oder heuristisches Prinzip. In der Tat kann ‘Gleichgewicht’ als Information über eine vorliegende Situation dienen (oft begleitet vom Beifall der Wünschbarkeit), kann es direkt als Leitbild im Kontext bestimmter Handlungsprogramme fungieren, kann es auf einen gewissen Stil des Denkens und mithin den Gebrauch einer bestimmten Analyse-Technik bei der Lösung von Problemen verweisen – und kann es irritierender Weise alles zugleich und mehr als das bedeuten.” Georg Koblitz, *Wirtschaftliches Gleichgewicht. Zum ‘Glanz-Verfall’ der zentralen Konzeption der ökonomischen Theorie*, in: Heinz Rieter, *Ökonomische Theoriegeschichte im zeithistorischen Kontext. Ausgewählte Aufsätze*, hrsg. von Elisabeth Allgoewer, Carsten Kasprzak, Joachim Zweynert, Marburg: Metropolis-Verlag 2014, S. 28.

Sachverhalts zu beurteilen. Wenn es in der Entwicklung eines theoretischen Diskurses also notwendig wird, den Blick für diejenigen kollektiven Theorieentscheidungen der Forschergemeinschaft zu gewinnen, die sich nicht unmittelbar aus ihrem Beobachtungsgegenstand ergeben (womit auch seitens der Systemtheorie nicht behauptet wird, dass dies alle oder auch nur die Mehrheit der Entscheidungen seien), sondern aus Notwendigkeiten der Anschlussfähigkeit der Theoriebildung selbst, ist die systemtheoretische Betrachtungsweise naheliegend.

Wenn es also der Fall ist, dass der ökonomische Diskurs – eher unbewusst – im Wertbegriff das Residuum einer auf Normativität zielenden gesamtgesellschaftlichen Kommunikation aufweist, hinterlässt das Ende der Epoche, in der sich die Ökonomik aus dem Wertbegriff (das heißt: aus dessen objektiver Aufschlüsselung) versteht, eine funktionale Leerstelle, die der Begriff des ‚Preises‘ als bloßer kommunikativer Reflex des Wertbegriffs nur unzureichend ausfüllt.³⁷ Es entsteht eine Art Normativitätsvakuum, von dem angenommen werden kann, dass es die Gefahr einer Delegitimation des ohnehin immer prekären Status der Ökonomie aus gesamtgesellschaftlicher – vor allem politischer – Perspektive birgt. Eine Gefahr, die sich auf ähnliche Weise für alle gesellschaftlichen Subsysteme ausmachen lässt, wenn ihre Eigenlogiken zu unverstellt sichtbar werden: Das Recht, das sich semantisch in Diskontinuität zur Gerechtigkeit setzt, die politische Macht, deren taktischer Erhalt ihre repräsentierende Ausübung hemmt, die gegenüber der Wahrheit souverän werdende Methode.³⁸ Dem Umstand, dass die ökonomischen Gleichgewichtsmodelle im Zeitraum zwischen marginalistischer und Keynesianischer Revolution zunehmend die Definitionsmacht über eine Praxis *normaler Wissenschaft*³⁹ und deren akademischer Verwaltung (gegenüber einem zuvor stärker vorhandenen methodischen Pluralismus und einer stärkeren Anbindung der Ökonomik an die Politik- Religions- und Geschichtswissenschaft⁴⁰) erringen, kann unter

³⁷ Die Vorstellung eines die Dynamik der Preisbewegungen objektiv erdenden Maßes an Wert-Objektivität bleibt auch jenseits des Gleichgewichtstheorems eine starke Intuition in der Kommunikation der Wirtschaft in Richtung Gesamtgesellschaft. So formulierte Ben Bernanke im Nachgang der Kreditkrise von 2008: “The notion that financial assets can always be sold at prices close to their fundamental values is built into most economic analysis, and before the crisis, the liquidity of major markets was often taken for granted by financial market participants and regulators alike. The crisis showed, however, that risk aversion, imperfect information, and market dynamics can scare away buyers and badly impair price discovery.“ Zitiert nach Dick Bryan; Michael Rafferty, *Fundamental Value: A Category in Transformation*, in: *Economy and Society* (42:1), New York/London: Routledge 2013, S. 130 – 153, hier S. 130. Hier ist das Bestreben offenkundig, so etwas wie die Intuition des ‚fundamentalen Wertes‘ in die Zeiten der mit einem subjektiven Wertbegriff arbeitenden Ökonomik herüberzuretten.

³⁸ Vgl. Hans-Georg Gadamer, *Wahrheit und Methode*, Tübingen, Mohr-Siebeck 1960.

³⁹ Im Sinne Kuhns. Vgl. Thomas S. Kuhn, *Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1967.

⁴⁰ Auch bei Keynes findet sich noch ein Verständnis der Profession der Ökonomik als einer eher auf breitem denn auf spezialisiertem Wissen basierenden Disziplin. Der Idealtypus des Ökonomen wird als eine Art

systemtheoretischer Perspektive durch eine Analyse Rechnung getragen werden, die der Auseinandersetzung auf empirischer, innerökonomischer Ebene diejenige der begrifflichen und epistemologischen Selbstbehauptung eines gesellschaftlichen Subsystems und dessen Reflexionstheorie hinzufügt. Das Ziel ist die Sichtbarmachung der Nichtnotwendigkeit einer scheinbaren Selbstverständlichkeit durch Änderung des Bezugspunktes; durch die Beobachtung einer Beobachtung also.⁴¹

Für das systemtheoretische Verständnis der Wirtschaft als ein autopoietisches Subsystem der Gesellschaft ergibt sich in der historischen Perspektive ein Problem der Einheit des Begriffs. Diese wird in systemtheoretischer Perspektive über das Eigenmedium des Systems hergestellt. Die Ausdifferenzierung des Systems Wirtschaft und dessen Reflexion in der Ökonomik schließt, so Luhmann, mit der Codierung sowohl der Produktions- als auch der Konsumtionsseite (der Güter- wie der Geldwirtschaft) durch das Merkmal der *Knappheit*. Von hier an, und durch den quantifizierbaren Ausdruck der Knappheitscodierung im Medium Geld, hat man es – erstmalig in den Theorien von Angebot und Nachfrage – mit einer begrifflichen Situation zu tun, in der die beiden zentralen Analysegrößen in zirkulärer Abhängigkeit voneinander quantifiziert werden. Der beobachtbare Nexus sind Zahlungsentscheidungen.⁴² Dazu besteht im Geldsystem eine symbolische Sphäre künstlicher

Generalist charakterisiert, der “eine seltene Kombination von Talenten besitzen muss. Er muss einen hohen Standard auf mehreren unterschiedlichen Gebieten vorweisen und muss Talente miteinander verbinden, die man nicht häufig zusammen antrifft. Er muss in gewissem Maße Mathematiker, Historiker, Staatsmann und Philosoph zugleich sein. Er muss Symbole verstehen und in klaren Worten reden können. Er muss das Individuelle im Zusammenhang mit dem Allgemeinen betrachten und das Abstrakte und Konkrete im selben Gedankenflug berühren. Er muss die Gegenwart im Lichte der Vergangenheit für zukünftige Zwecke studieren. Kein Teil der menschlichen Natur darf völlig seinem Blick entgehen. Er muss zielorientiert und zugleich ohne Eigeninteresse sein; so lebendig und unkorruptierbar wie ein Künstler und manchmal so erdverbunden wie ein Politiker.” Aus dem Nachruf Keynes’ auf Alfred Marshall, zitiert nach: Reinhard Blomert, *John Maynard Keynes*, Berlin: Rowohlt 2007, S. 26.

⁴¹ “Die Geschichte der Entfaltung der Ökonomie als Wissenschaft ist die eine Seite, deren andere die Entfaltung der Ökonomik als Episteme, bedeutet: als Weltwahrnehmungs- und Weltänderungsprogramm jenseits der abendländischen metaphysischen Muster. (...) Denn die Wirtschaft produziert Güter/Leistungen, die Ökonomik hingegen spezifische Betrachtungs- und Artikulationsweisen der Wirtschaft.” Birger P. Priddat, *Theoriegeschichte der Wirtschaft*, München: Wilhem Fink-Verlag 2002, S. 11.

⁴² “Die Zahlung wird durch ihr logisches Gegenstück Nichtzahlung ergänzt und dadurch kontingent gesetzt. Alle Operationen, die die Autopoiesis der Wirtschaft fortsetzen, werden somit durch eine Entscheidung zwischen Zahlung und Nichtzahlung bestimmt und erweisen sich dadurch als nicht notwendig. Für den Beobachter ergibt sich daraus eine weitere Version der Paradoxie des Systems: Das System besteht nur, wenn und soweit gezahlt und nicht gezahlt wird. Für das System sind Zahlungen notwendig. Zugleich ist aber keine einzige Zahlung notwendig, weil jede Zahlung erfolgen oder unterbleiben kann. Die Wirtschaft ist eine Menge notwendiger/nichtnotwendiger Zahlungen. Wie bei aller Codierung entsteht durch die Duplikation ein positiver Wert und ein negativer Wert. Das ist nicht im Sinne alltäglicher Präferenzen zu verstehen; es besagt natürlich nicht, daß die Zahlung der Nichtzahlung vorzuziehen ist, und nicht einmal, daß Zahlung besser ist als Nichtzahlung. Vielmehr hält der Code diese Frage gerade in der Schwebe und überläßt ihre Entscheidung den Programmen des Wirtschaftssystems und nicht zuletzt auch der Situation. Das ‘Positive’ des positiven Wertes besteht darin, daß er die *Anschlußfähigkeit* im System sicherstellt.” Niklas Luhmann, *Die Wirtschaft der Gesellschaft*, S. 243/4.

Knappheit, die als Duplikation der natürlichen Knappheit der Güter, die Konditionierung über deren Verteilung – ohne, dass es zum Konflikt oder gar zur gewaltsamen Aneignung kommt – regelt:

„Man kann das Geld als Codierung wirtschaftlicher Operationen begreifen und Codierung als Duplikation von Knappheit. Es gibt danach zwei Knappheitssprachen: die der Güter und die des Geldes (...) Man kann die Knappheit der Güter nur deshalb mindern, weil man eine zweite Knappheit, eine Auffangknappheit gleichsam, danebensetzt.“⁴³

Das Angebot erscheint aus Sicht der Konsumenten als knapp, die Nachfrage aus Sicht der Produzenten. Der Knappheit der Gütersphäre entspricht eine Knappheit des Mediums Geld. Dazu stehen die jeweils komplementären Knappheitspaarungen im Verhältnis wechselseitiger definitorischer Abhängigkeit. Weder Nachfrageknappheit noch Nachfrageüberschuss können als absolute Größe entstehen, beide bemessen sich in Abhängigkeit ihres definitorischen Gegenpols. Jedem Überschuss entspricht ein Mangel; eine Struktur, die wiederum die Begründung liefert, dass Handel (also Tausch) überhaupt zustande kommt. Die Struktur ist Paradox und kann nur durch zeitliches Nichtineinanderfallen von Produktion und Konsumtion entparadoxiert werden:

“Wenn die Differenz von Angebot und Nachfrage etabliert ist, kann auch das Paradox der Einheit wieder erscheinen – freilich nicht mehr als Paradox, sondern in gereinigter Form: als ‘Gleichgewicht’ von Angebot und Nachfrage. Und daran richtet sich dann die ökonomische Theorie auf.“⁴⁴

Für eine die gesamte Gesellschaft umfassende Relevanz der Differenz von Angebot und Nachfrage ist eine arbeitsteilige Gesellschaft, die Abkehr von der Subsistenz und damit die Hinwendung zum Tausch Voraussetzung. Wer für den Markt produziert, erzeugt gleichzeitig Mangel und Überfluss; nämlich Mangel bezüglich der Güter, die zur eigenen Subsistenzsicherung notwendig sind und Überfluss an dem Produkt seiner Spezialisierung, das er nicht alleine konsumieren kann. Und noch in einer weiteren Hinsicht muss die moderne

⁴³ Niklas Luhmann, *Die Wirtschaft der Gesellschaft*, S. 47.

⁴⁴ Niklas Luhmann, *Die Wirtschaft der Gesellschaft*, S. 204. In logischer Reinform erscheint dieser Mechanismus auf dem Geldmarkt: „Die Banken übernehmen die Paradoxie von Knappheit und Überfluß in die eigene Regie (...) Die Paradoxie der Knappheit taucht wieder auf und wird auf eine organisatorische Differenz umgelegt.“ Ebenda, S. 200.

ökonomische Theorie zunächst eher auf Differenz als auf Identität abstellen, um im auf das Gleichgewichtsideal ausgerichteten Tausch ihre Abrundung zu finden:

„In neoclassical economics (...) economic laws emerge precisely because of the distinct calculations of different minds, different preference sets for goods and services, and different attitudes toward risk and toward time. Given the number of variables and the range of preferences, no two persons are the same, and, hence, groups of individuals rarely figure in theoretical analysis. It is the very diversity of persons, particularly our mental stock of beliefs, desires and intentions that accounts for the existence and pattern of economic activities (...) This in turn raises significant and possibly intractable problems at the explanatory level, particularly insofar as the source of such diversity is located in the realm of the unobservable.“⁴⁵

In den neoklassischen Preisbildungstheorien hat man es also mit einer semantischen Ordnung zu tun, die mit ausschließlich originär ökonomischen Begriffen auskommt, für die es *„außerhalb des Systems keine Entsprechung gibt“⁴⁶* und die den Verweis auf eine externe Größe (vormals den Wert) operativ nicht mehr nötig haben. Die Regulierung dieser Größen wird durch Gegensatzpaare geleistet. Eine systeminterne Regulierung tritt an die Stelle einer, die sich in der semantischen Umwelt verankert. In gewisser Weise antwortet eine theoretische Hinwendung zum Problem der Allokation und deren idealer Einrichtung, wie sie zunehmend an die Stelle der Bemühungen um eine genetische (man könnte auch sagen: kausale) Theorie des Wertes tritt, implizit auf das Problem einer selbstreferentiellen Bestimmung der ökonomischen Grundkategorien, in der das Phänomen Reichtum in definatorischer Abhängigkeit vom Phänomen der Armut steht. Die Ausgangsparadoxie des Gesamtsystems, dass unter einem gleichbleibenden Maß an Knappheit jeder Zugriff auf das knappe Gut die Knappheit für den zugreifenden in dem Maße mindert, wie sie sie für alle anderen mehrt, wird

„transformiert in Allokations- und Verteilungsprobleme oder auch in Probleme der Legitimation von Ungleichheit. Nur für einen Beobachter ist es noch möglich, das zu sehen, was das System selbst nicht sehen kann: die konstituierende Paradoxie. Das System selbst vertraut der unsichtbaren Hand.“⁴⁷

Angelegt ist diese Tendenz des ökonomischen Systems in Richtung auf autonome Selbstregulierung schon seit einem früheren Zeitpunkt.

⁴⁵ Margaret Schabas, *The Natural Origins of Economics*, Chicago: University of Chicago Press 2005, S. 15.

⁴⁶ Niklas Luhmann, *Die Wirtschaft der Gesellschaft*, S. 77.

⁴⁷ Ebenda, S. 182.

„So werden in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts Angelegenheiten des ‚commerce‘ nicht nur gegen staatliche Angelegenheiten, sondern – ein Problem noch für Adam Smith – auch gegen solche der Moral abgegrenzt, und je mehr sich daraufhin die Eigenlogik des Wirtschaftssystems verselbstständigt und mit wissenschaftlichen Beschreibungen ausgestattet wird, desto schärfer tritt der Unterschied von Selbstbeschreibung des Wirtschaftssystems und Selbstbeschreibung des Gesamtsystems der Gesellschaft zutage. Der Hauptpunkt scheint zu sein, daß die neuen wirtschaftswissenschaftlichen Reflexionstheorien gegenüber der Unterscheidung arm/reich kühles Blut bewahren müssen, während die gesamtgesellschaftliche Reflexion genau dies nicht kann. Also Indifferenz als Differenz!“⁴⁸

Das nicht bereits ökonomisch Codierte am ökonomischen Prozess – in erster Linie die gewohnte moralische Verhandlung von Eigentumsverhältnissen – wird vom definitiven Fundament der ökonomischen Reflexion zu einem bloßen Umweltphänomen. Die Tauschlogik beginnt gegen moralische Vorhaltungen bezüglich der von ihr zumindest tolerierten Ungleichheit immun zu werden. Damit fällt auch die Figur der Subsistenz, das heißt des Konsums der Produktion ohne zwischengeschalteten Tausch, aus der Luhmannschen Definition von Ökonomie heraus,⁴⁹ und das konsequenter Weise, insofern Subsistenzverhältnisse nicht von der den ökonomischen Kosmos zusammenhaltenden monetären Codierung erfasst werden und für die ‚zentralisierte‘ Beobachtung der Wirtschaft anhand des Geldmediums unsichtbar bleiben.

In deutlichem Kontrast dazu bildet *allein* die Subsistenz in der ersten systematischen Verwendung des Begriffs *oikonomia* bei Aristoteles dessen definitiven Grundlage und wird

⁴⁸ Ebenda, S. 83.

⁴⁹ Daraus ergibt sich der Schluss: „Der Gegenbegriff zu Marktwirtschaft, den man jetzt ins Auge fassen muss, ist nicht Planwirtschaft und nicht Staatstätigkeit, sondern Subsistenzwirtschaft. Eine solche Wirtschaft läuft ohne nennenswerte monetäre Vermittlung ab. Ihr fehlt daher die über den Geldmechanismus laufende Zentralisierung, und ihr fehlt vor allem das durch Preise ermöglichte Beobachten des Beobachtens. Die Bedürfnisse lassen sich mehr oder weniger durch eigene Aktivitäten des Bedürftigen ‚im Hause‘ befriedigen.“ Niklas Luhmann, *Die Wirtschaft der Gesellschaft*, S. 97. Der Begriff der ‚Zentralisierung‘ ist in diesem Zusammenhang auffällig und scheint in einem gewissen Widerspruch zur emanzipatorischen Tendenz der Ökonomie gegenüber der politischen Sphäre zu stehen. Es handelt sich hierbei aber nicht um eine Zentralisierung der Entscheidungsinstanz, sondern um eine Zentralisierung verschiedener Handlungen in einem symbolischen Medium. Gegenüber den ökonomischen Elementen einer stratifikatorischen Wirtschaftsordnung (man könnte Zünfte, Lehnswesen, Leibeigenschaft, merkantilistische Politik nennen) bedeutet die Ersetzung politischer Herrschaft durch Marktmechanismen also sozusagen eine dezentralisierende Zentralisierung. Das Zentrum bildet eine dislozierte symbolische Unterscheidung im Geldmedium.

diese gerade anhand der wesentlichen Abwesenheit des Tausches von der reinen, ‚wider die Natur‘ verfahrenen Erwerbskunst der *Chrematistik* unterschieden.⁵⁰

Für einen durch das ökonomische Medium Geld stark beeinflussten zeitgemäßen Begriff der Ökonomie insgesamt spricht auch das Problem nicht ökonomisch codierter (das heißt: nicht monetär vergüteter) Arbeitsleistungen in der Erfassung großer Aggregatdaten – einschlägiger Weise bei der Erfassung des BIP. Das Problem *externer Effekte*, welches zunehmend in ökologischen Kontexten Relevanz gewinnt, deutet in dieselbe Richtung einer Innen/Außen-Unterscheidung des wirtschaftlichen Prozesses anhand der Codierung oder Nicht-Codierung durch das Medium Geld, die auch innerhalb der Wirtschaftswissenschaft zunehmend reflektiert wird. Die Bestrebungen, positive wie negative externe Effekte zu besteuern,⁵¹ zielt daher sozusagen auf die Verordnung der Integration von ökonomisch unmittelbar nicht unter dem Knappheitsaspekt wahrgenommenen Ressourcen in die monetär codierte symbolische Knappheitssphäre.

Eine entscheidende Einsicht, die den Umstand erklären kann, dass Umweltressourcen, obgleich faktisch endlich, in der ökonomischen Theoriebildung lange Zeit, und in vielerlei Hinsicht nach wie vor, nicht unter der dem ökonomischen Denken eigensten Kategorie der Knappheit erscheinen (mit der Folge einer entsprechend exzessiven Nutzung derselben), liegt darin, dass Knappheit nur als soziale Codierung, als im Medium Geld kommunizierte Knappheit, die ihr in der Wirtschaftswissenschaft attestierte Regulierungsfunktion über Preise entwickelt:

„Mit Knappheit ist, wie immer dieser Begriff bestimmt wird, eine soziale Wahrnehmung von Beschränkungen gemeint, an die soziale Regulierungen anschließen können. Nicht zuletzt Diskussionen über ökologische Bedingungen der Fortführung gesellschaftlichen Lebens machen es notwendig, diesen Unterschied im Auge zu behalten; denn es versteht sich nicht von selbst, daß Endlichkeiten, welcher Art auch immer, als Knappheiten wahrgenommen werden. Im Unterschied zum allgemeinen Problem der Endlichkeit soll von Knappheit deshalb nur gesprochen werden, wenn die Problemlage durch Entscheidungen mitbestimmt ist, die innerhalb der Gesellschaft beobachtet und

⁵⁰ Vgl. Aristoteles, *Politik*, 1256 b 30ff. Aufschlussreich sind die Fälle, in denen die Verwendung eines ‚haushalterischen‘ Vokabulars als ursprüngliche wörtliche Bedeutung des Ökonomischen auch heutzutage noch Anwendung finden. Das Aristotelische *oikos* scheint als ‚Haushalten‘ immer dort bemüht zu werden, wo die Knappheit der Güter nicht durch Mehrwert-Effekte in der Produktion oder weiterer Nutzenmaximierungen in der Allokation transformiert werden kann. So zum Beispiel in den *Privathaushalten* oder auch im *Staatshaushalt*. In diesen keinen Mehrwert produzierenden ökonomischen Größen reicht das ursprüngliche Verständnis von *oikonomia* als schlichter Umgang im Konsum mit knappen Gütern, deren Knappheit (natürlich) gegeben ist, aus, um den Sachverhalt angemessen zu beschreiben.

⁵¹ Siehe: Arthur Cecil Pigou, *Wealth and Welfare*, London: Macmillan 1912.

zur Diskussion gestellt werden können – seien es Zugriffsentscheidungen oder Verteilungsentscheidungen.“⁵²

Behält man diese soziologische Einschränkung des Knappheitsbegriffs, der in der Wirtschaftswissenschaft in der Regel nicht (bewusst) mitreflektiert wird, bei, erscheint beispielsweise die soziale Konvention des Privateigentums als eine Art *Knappheitsgenerator* für das Wirtschaftssystem. Was wiederum nicht knapp ist, kann nicht bepreist werden, insofern Preise codierte Knappheit sind. Die Luhmannsche These hierzu lautet in Kürze: Endlichkeit ist ein sozusagen ontologisches Charakteristikum der Welt, Knappheit eines der sozialen Welt:

„Öl beispielsweise ist nicht schon deshalb knapp, weil es nur in begrenzten Mengen vorhanden ist. Knappheit entsteht also durch Aussonderung eines engeren Komplexes aus dem Bereich endlicher Mengen. Erst die Entstehung von Knappheit spaltet die Gesamtheit der im Prinzip endlichen Mengen in knappe und nicht knappe Güter. Die Entstehung von Knappheit setzt diese Differenz aber auch voraus, denn sie kann sich nicht auf alle endlichen Menge beziehen. (...) Wir verstehen diese Operation als *Z u g r i f f* auf eine Menge unter der Bedingung, daß der Zugriff die Möglichkeit weiterer Zugriffe beschränkt. Der Zugriff erzeugt mithin Knappheit, während zugleich Knappheit als Motiv für den Zugriff fungiert.“⁵³

Die Entwicklung des Begriffs der Ökonomie hin zu einem immer stärker durch ihr Medium bestimmten Phänomen kann als ein Rechtfertigungsgrund für dessen systemtheoretische Analyse gelten. Externalität kann es schließlich nur dort geben, wo eine Art Geschlossenheit zunächst Voraussetzung ist.

Die in den ökologischen Debatten der achtziger Jahre sowie in den vierziger Jahren von der ersten Generation der Kritischen Theorie⁵⁴ stark gemachte Opposition eines Begriffs von *okzidentaler Rationalität* im weitesten Sinne und dem einer in ihrer Hilfsbedürftigkeit dieser gegenüber neu entdeckten *Natur* erkennt in der autologischen Verfasstheit des ökonomischen

⁵² Niklas Luhmann, *Die Wirtschaft der Gesellschaft*, S. 177f.

⁵³ Ebenda, S. 178f.

⁵⁴ „Je hemmungsloser jedoch die Vernunft in jener Dialektik sich zum absoluten Gegensatz der Natur macht und diese in sich selbst vergißt, desto mehr regrediert sie, verwilderte Selbsterhaltung, auf Natur.“ Theodor W. Adorno, *Negative Dialektik*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2003, S. 285. Vgl. den mit ähnlich breitem zeitdiagnostischen Federstrich gezogenen Entwurf Karl Polanyis mit expliziterem Bezug auf die Ökonomie: „Was wir als Grund und Boden bezeichnen, ist ein mit den Lebensumständen des Menschen untrennbar verwobenes Stück Natur. Dieses Stück Natur herauszunehmen und einen Markt daraus zu machen, war das vielleicht absurdeste Unterfangen unserer Vorfahren.“ Karl Polanyi, *The Great Transformation*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1990, S. 243.

Systems das zentrale Übel einer industriellen Moderne, die ihre menschlichen und natürlichen Ressourcen verschleißt, ohne diesem Sachverhalt in den ihr eigenen Begrifflichkeiten ausreichend Rechnung tragen zu können. Theoretische Bestrebungen dieser Art stehen daher auch im Zeichen eines Rückbezugs auf vormoderne Auffassungen dessen, was als Ökonomie zu gelten habe:

„Ein Element dieses letztlich selbstzerstörerischen Grundzuges ist eine Ökonomie, die sich von ihren sinnlich-physischen Bedingungen losgelöst hat und sich nur noch der Produktion von abstrakten Werten verpflichtet sieht. Insofern geraten in der industriellen Ökonomie Reichtum und Armut, Fortschritt und Rückfall sowie Überfluss und Mangel zu identischen Ausdrücken.“⁵⁵

Diese Diagnose ist von der Luhmannschen nicht weit entfernt, mit dem Unterschied, dass die Begriffspaare Reichtum/Armut beziehungsweise Überfluss/Mangel, indem sie ‚identisch‘ gesetzt werden, in ihrem Charakter als Differenzen, die eine Dynamik erzeugen (als zeitlich entfaltbare Paradoxie also), verkannt werden. Die in Operationen eher als in Einheiten denkende Systemtheorie zieht gerade aus dem Umstand, dass es sich hier jeweils eher um die Einheit einer Differenz als um eine Einheit schlechthin handelt, ihr Erklärungspotential für denjenigen autologischen Prozess, der seitens des ökologischen Standpunkts als Hauptcharakteristikum der Ökonomie reklamiert wird:

„Reflektiert man von hier aus die Einheit des Systems, so kann sie nur besagen: Alles ist nichts, zuviel ist zuwenig, Überfluss ist Knappheit. Und die Frage ist, wie das System sich gegen diese Paradoxie absichert, sich die Paradoxie verdeckt, sich durch sie nicht blockieren lässt, sondern trotzdem zu Operationen kommt.“⁵⁶

Was darüber hinaus die ‚Identität‘ von Fortschritt und Rückfall angeht, so rührt dieses Postulat – zumindest was seine Einordnung gemäß dem systemtheoretischen Standpunkt angeht – an eine Frage, die über das hinausgeht, was dieser seinem begrifflichen Apparat nach zu leisten imstande ist. Jedenfalls liegt es nicht mehr im theoretischen Anspruch Luhmanns, diese Unterscheidung, die eine Art von teleologischem Fixpunkt für gesellschaftliche Entwicklung (Emanzipation des Subjekts, größtes Glück der größten Zahl, Nachhaltigkeit, etc.) voraussetzt, zu bedienen. Die rückwärtig verstehende Systemtheorie, als

⁵⁵ Hans Immler, *Vom Wert der Natur. Zur ökologischen Reform von Wirtschaft und Gesellschaft. Natur in der ökonomischen Theorie Teil 3*, Opladen: Westdeutscher Verlag 1989, S. 21.

⁵⁶ Niklas Luhmann, *Die Wirtschaft der Gesellschaft*, S. 134.

solche der Hegelschen Eule der Minerva⁵⁷ nicht unähnlich, gesteht in ihrer Anwendung auf den Bereich gesellschaftlicher Entwicklung der strukturbildenden Faktizität bekanntlich (und intuitiv gelegentlich auf beunruhigende Weise) das Recht zu, auch grundsätzlichsie Vorstellungen über die gelingende Sozialität der Menschheit in Frage zu stellen.

Zur Illustration der These, dass der Begriff der Knappheit die gegensätzlichen Codierungsmöglichkeiten sowohl des Überflusses als auch des Mangels definitiv an sich bindet – und ebenso als Beispiel des Abstraktionsniveaus, auf dem in der systemtheoretischen Theoriebildung die strukturellen Ähnlichkeiten der verschiedenen Funktionssysteme verortet sind – bietet sich die von Luhmann gern bemühte Parallele zu der gewissermaßen ursprünglichsten Form des Topos einer in sich paradoxen Einheit einer Differenz und deren anschließender operablen Entfaltung an; die der monotheistischen Gottesvorstellung:

„Auch hier wird das Heilige zunächst paradox konstituiert als Einheit von Schrecken und Entzücken, von Repulsion und Attraktion, von lähmender Angst und befreiender Freude. Durch Verbindung von Religion mit der Moral kann das Paradox auf den Moralcode bezogen und dadurch einer Bifurkation unterworfen werden: Wer gut handelt, kann sich im Bereich des Heiligen sicher fühlen; wer schlecht handelt, muß sich fürchten. (...) Die Gottheit ist moralisch konstituiert und zieht all die Paradoxien auf sich, die dann in der Form von Theodizeen die Theologen und Philosophen beschäftigen werden. Und nicht zufällig geschieht dies verstärkt im 17. und 18. Jahrhundert, wenn die Paradoxien der Moral selbst entdeckt werden: daß eigensüchtiges Handeln wohltätige Folgen haben kann (Mandeville) oder umgekehrt gute Absichten vor schlimmen Folgen nicht bewahren.“⁵⁸

Die Frage des Verhältnisses von ökonomischen Strukturen und den sie bedingenden aber aus der Eigenlogik wirtschaftlicher Prozesse strukturell ausgeschlossenen Umweltbedingungen (also systemtheoretisch gesprochen sowohl ‚natürliche‘ als auch ‚psychische‘ Ressourcen sowie zusätzlich die ökonomischen Stammkategorien ‚Arbeit‘ und ‚Bedürfnisse‘⁵⁹) führt also in Zeiten zunehmend besorgniserregender Nebeneffekte des industriellen Zeitalters in der Theorielandschaft insgesamt gelegentlich zur Rückwendung auf die stärker normativen Ökonomiebegriffe der vorklassischen Epoche. Von ihnen erwartet man sich, gegen eine

⁵⁷ „Wenn die Philosophie ihr Grau in Grau malt, dann ist eine Gestalt des Lebens alt geworden, und mit Grau in Grau lässt sie sich nicht verjüngen, sondern nur erkennen; die Eule der Minerva beginnt erst mit der einbrechenden Dämmerung ihren Flug.“ Georg Wilhelm Friedrich Hegel, *Grundlinien der Philosophie des Rechts*, in: Ders., *Werke*, Bd. 7, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1979, S. 14.

⁵⁸ Niklas Luhmann, *Die Wirtschaft der Gesellschaft*, S. 185.

⁵⁹ Luhmann unterscheidet zwei Umwelten des Systems Wirtschaft: kommunikative Umwelt (andere gesellschaftliche Subsysteme) und ‚ökologische‘ Umwelt: im wesentlichen psychische Systeme und natürliche Ressourcen. Vgl. Niklas Luhmann, *Die Wirtschaft der Gesellschaft*, S. 36.

Naturvergessenheit, wie sie die ökonomische Moderne kennzeichnet, durch ihren an der Naturproduktion seine transzendente Grenze findenden Wertbegriff gefeit zu sein und bringt diesen erneut als Basis einer um die Aufmerksamkeit für das Nichtökonomische reformierten Ökonomik in Anschlag.⁶⁰

Während also die Einordnung der vorklassischen ökonomischen Ideengeschichte wenig Anlass zu historiographischem Dissens bietet, lässt die Frage nach ihrer Revitalisierung als Basis eines neuen Verständnisses von Ökonomie durchaus unterschiedliche Meinungen zu. Dass die systemtheoretische Position tendenziell zurückhaltend bezüglich der möglichen Zurücknahme eines Grades an Ausdifferenzierung für beliebige Systeme argumentiert und daher nicht in Richtung einer *Rückkehr* zu früheren Zuständen ökonomischer Kommunikation, ist naheliegend. Im Folgenden werden die wichtigsten historischen Ökonomiekonzepte skizziert, selbstverständlich ohne dass Exhaustivität behauptet werden kann und in dem Maße, wie es für die weitere Argumentation zielführend ist. Die Absicht ist es, zu zeigen, dass sich in der Entwicklung des ökonomischen Denkens von der Antike bis zur Neoklassik eine Tendenz abzeichnet, die den Gegenstand des Ökonomischen immer stärker in Richtung einer kommunikativen, selbstreferentiellen, symbolischen Ordnung und immer schwächer als durch invariante Umweltgrößen definiert begreift.

⁶⁰ „Schon im Vorfeld scheint der Zugang zur Natur erschwert zu sein, weil ‚Wirtschaften‘ vor allem als Interaktion zwischen handelnden Subjekten verstanden wird (...) Zur Industrie wird, was nicht mehr Natur ist (...) Dies ist der geplante Grundcharakter der modernen Industriegesellschaften und ihrer Ökonomie: daß sie die Quellen ihrer Produktivität maßlos ausschöpfen, aber nicht die Quellen, sondern das Schöpfgerät als produktiv ansehen; dass sie in unübertroffener Abhängigkeit von der Natur existieren, sich aber in vollkommener Unabhängigkeit von ihr wähnen.“ Hans Immler, *a. a. O.*, S. 20f.

I. 2. Vorklassische Wertbegriffe – Natur als Wertursprung

Die Vorklassik ist theoriegeschichtlich betrachtet das Zeitalter vor dem Konzept des ‚Marktes‘ als epistemologischem Abstraktum. Dass es sich in der erkenntnistheoretischen Funktion des Marktbegriffs von Anfang an um ein solches Abstraktum handelt, ist keineswegs trivial und vermutlich das schwerwiegendste Charakteristikum dieser sozialgeschichtlichen Zeitenwende, insofern sich in ihm erstmalig die semantische Voraussetzung für eine dezentrale Alternative zu einem personalen Herrschaftsbegriff als Bedingung gesellschaftlicher Ordnung bildet. Die *Traditionale Herrschaftsform*, politisches Residuum feudaler Zeiten, verflüchtigt sich unter diesem Aspekt als *rationale Herrschaft* mindestens so sehr in die Idee des Marktes wie in die der Bürokratie.⁶¹ Die Entterritorialisierung der Entscheidungsinstanz (abzulesen am Begriffstransfer des *Marktes* von einer lokal begrenzten Interaktionssituation zum Markt als Paradigma idealisierter Preisbildung) ist demzufolge auch dasjenige Kriterium, anhand dessen in der konservativen Liberalismus- und Ökonomiekritik eine Behauptung des räumlich Konkreten als dem Politischen gegenüber dem räumlich Abstrakten des Ökonomischen reklamiert wird.⁶² Eine

⁶¹ Vgl. Max Weber, *Wirtschaft und Gesellschaft*, Tübingen: Mohr-Siebeck 1980.

⁶² Zu diesem Zweck findet sich zum Beispiel bei Carl Schmitt die Unterscheidung zweier verschiedener Begriffe des *nomos*; einmal als Gesetz im naturwissenschaftlichen (aber auch naturrechtlichen) Sinne, das heißt als ein durch eine allgemeine und abstrakte Kraft gültiges Verhältnis (*nómos*; auf der ersten Silbe betont und dem heutigen Gebrauch des Begriffs entsprechend). Und einmal als eine konkrete durch Herrschaft konstituierte Raumordnung (*nomós*; auf der zweiten Silbe betont). Letztere – so die These – ist als souveräner Akt jenseits einer unabhängig von faktischen Ordnungen gültigen – also zum Beispiel naturrechtlichen – Gesetzmäßigkeit das konkrete Fundament jeder codierten Rechtsordnung: “So ist die Landname für uns nach Außen (für andere Völker) und nach innen (für die Boden- und Eigentumsordnung innerhalb eines Landes) der Urtypus eines konstituierenden Rechtsvorganges.” Carl Schmitt, *Der Nomos der Erde im Völkerrecht des Jus Publicum Europaeum*, Berlin: Duncker & Humblot 1950, S. 17. Interessanter Weise wird eine nicht unähnliche Unterscheidung in der neoklassischen Schule mit sozusagen umgekehrten Vorzeichen eingeführt. Das Ökonomische wird aus dem Geltungsbereich des Politischen herausgelöst, indem es entterritorialisiert wird und als Wirkungsmechanismus, der von jeder lokalen Dimension abstrahiert, begriffen wird. Alfred Marshall schlägt die Verwendung des Begriffs ‘*economics*’ anstelle desjenigen der ‘*political economy*’ aus in etwa den gleichen Einsichten vor. Hier ist der normative Ausrichtungspunkt das Abstraktionsniveau der Naturwissenschaften. Man könnte also davon sprechen, dass eine Scheidung der Bereiche des Politischen und des Ökonomischen durchaus im Sinne derjenigen Lager geschieht, die das jeweils präferierte Paradigma gerne frei von Kontaminationen durch das andere sähen. Luhmann formuliert das Souveränitätsproblem ebenfalls als zentrales Paradox des Begriffs politischer Herrschaft: “Für das politische System schiebt sich das Souveränitätsproblem in den Vordergrund und an die Stelle alter Lehren über politische Klugheit (inklusive ihrer Spätform: ‘Staatsräson’). Alles weitere Theoretisieren muß sich dem Paradox stellen, daß oberste Gewalt zugleich ungebunden und gebunden operieren muß. Dem halten ethisch-naturrechtliche Limitierungen schließlich nicht mehr stand. Man versucht es in einer Übergangszeit, von Hobbes bis Rousseau, mit einer Wiederbelebung von Vertragstheorien, verfängt sich damit aber im Zirkel der Frage nach der Herkunft der Bindungswirkung des Vertrags.” Niklas Luhmann, *Die Wissenschaft der Gesellschaft*, S. 475

ahistorische Verwendung des Marktparadigmas birgt die Gefahr, geschichtliche Vorformen der heutigen Ökonomie zu unrecht als sozusagen bereits ‚semantisch autonom‘ zu interpretieren, das heißt ohne Rücksicht auf die noch existente Einbettung des ökonomischen Vokabulars in politische, religiöse und moralphilosophische Kontexte und somit die Vorstellung des großen Abstraktums ‚Markt‘ in Epochen hineinzutragen, in denen dieses noch nicht die heutige Wirksamkeit hatte.

„Denn diese Vorstellung bedingt – realhistorisch –, dass die wirtschaftlich produktiven Kräfte einer Gesellschaft erstens ihre wirtschaftliche Aktivität als einen eigengesetzlichen Gesamtzusammenhang betrachten, daß sie zweitens nicht für die Interessen einer anderen gesellschaftlichen Gruppe instrumentalisiert werden und daß drittens ihre wirtschaftliche Aktivität primär nicht außer-ökonomischen Kriterien, etwa der Moralität, zu genügen hat.“⁶³

Zwischen die sich gegenseitig tilgenden Pole des subsistenzuellen Kreislaufs Arbeit/Produktion (das heißt: menschliche plus natürliche Arbeit) und Konsum/Gebrauch schiebt sich also erst im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert als Bedingung des Marktparadigmas in der Figur des Tauschs ein – um mit Nietzsche zu sprechen – ‚mächtiges feindseliges Gestirn‘⁶⁴ als theoretisches Zentrum der Ökonomik. Aus einem Zyklus, der in der Antike genau dann gutgeheißen wird, wenn seine beiden Pole einander tilgen, ohne dass außer der Subsistenz des Menschen oder der Subsistenzgemeinschaft⁶⁵ etwas bleibt, entsteht mit dem Tausch die Quantifizierung dessen, was als Gebrauch/Konsum in der Subsistenzwirtschaft noch keiner Operationalisierung bedurfte; ein quantitativer Wert. Je nach

⁶³ Andreas Jäger, *Was ist Ökonomie? Zur Formulierung eines wissenschaftlichen Problems im 19. Jahrhundert*, Marburg: Metropolis-Verlag 1999, S. 18.

⁶⁴ Nietzsche gebraucht diese Formulierung für das theoretisch vermittelte Verhältnis von ‚Leben‘ und ‚Geschichte‘ im Zeitalter der Geschichtswissenschaft. (Vgl. Friedrich Nietzsche, *Unzeitgemäße Betrachtungen. Zweites Stück: Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben*, in: KSA, Bd. 1. S. 243-335). Es handelt sich also um eine formale Homologie bezüglich scheinbaren kulturellen Fortschritten, die jeweils mit einem höheren Grad an ‚Vermitteltheit‘ einher gehen. Der dagegen in positivem Sinne bemühte Topos ist derjenige einer gesunden natürlichen Naivität gegenüber einer tendenziell kränklichen Kultürllichkeit. Diese Figur ist gewissermaßen der prominenteste Allgemeinplatz der Kulturkritik. Ein weiterer in diesem Sinne gerne lamentierter Fall von problematischer ‚Vermitteltheit‘ im menschlichen Weltbezug ist das Phänomen der Technik.

⁶⁵ Karl Polanyi gibt als ökonomische (im aristotelischen Sinne) Paradigmen von vor-marktwirtschaftlichen Gesellschaftsformen drei (politische) Merkmale an, die als Antworten auf die Frage der Allokation jenseits des Marktes verstanden werden können: „Im weiteren Sinn gilt jedoch, dass alle uns bekannten Wirtschaftssysteme bis zum Ende des Feudalismus in Westeuropa auf den Prinzipien der Reziprozität oder Redistribution oder aber der Haushaltung beziehungsweise einer Kombination dieser drei beruhen.“ Karl Polanyi, *a. a. O.*, S. 86. Ivan Illichs Begriff des ‚vernakulären Bereichs‘ zielt ebenfalls darauf, in Gesellschaftsformen, die bereits in Teilen dem Marktprozess ausgesetzt sind, lokale Sphären kollektiven Wirtschaftens auszumachen, die sich der Integration in die Marktlogik entziehen. Vgl. Ivan Illich, *Schattenarbeit oder vernakuläre Tätigkeiten. Zur Kolonisierung des informellen Sektors*, in: *Technologie und Politik*, 15/1980, S. 48–63.

Interpretation kommt damit entweder die Basis für nichtkriegerische soziale Integration über lokale Grenzen hinweg in die Welt⁶⁶ oder eine Kristallisation der *praktischen, menschlich-sinnlichen Tätigkeit*⁶⁷ des arbeitenden Menschen, die diesem feindselig gegenübertritt. Erst die mathematisierte ‚Entdeckung‘ des Mehrwerts und dessen Fundierung in der Arbeitsteilung durch Smith und Ricardo ist bekanntlich seinerzeit hinreichender Anlass für die theoretische Reflexion, moralische Vorbehalte gegenüber der Perversion einer Produktion für den Tausch anstelle des Gebrauchs über Bord zu werfen. Die Abstraktion des Marktes muss sich also zunächst *moralisch* mit den älteren Konzepten guten Wirtschaftens messen.⁶⁸

Um die Zeit einer ‚naiven‘ Ökonomie, die sich noch nicht aus der Eigenlogik einer *spezifisch* ökonomischen Dynamik versteht, in Richtung auf das – der Systemtheorie nach – sozialevolutionäre Phänomen von ökonomischer Kommunikation als ein gesellschaftliches Funktionssystem konstituierend auffassen zu können, ist zu klären, was die ausschließliche Bezugnahme auf entweder Natur oder Gott im Wertdiskurs, zum Beispiel im Vergleich zum kulturellen Phänomen der wertschöpfenden Arbeit auf sozusagen *referenzlogischer Ebene* bedeutet.

Die Gefahr im Auge behaltend, dass es möglich ist, in der begriffsgeschichtlichen Analyse die sinnvolle Verbindung von Phänomenen durch eine gewisse Originalität im Auffinden semantischer Verwandtschaften zu ersetzen, sei an dieser Stelle dennoch die Formulierung erlaubt, dass die *Referenz* auf ein als natürlich oder göttlich gedachtes Fundament des ökonomischen Wertbegriffs in einer gewissen Nähe zum Phänomen der *Reverenz* steht, die der Mensch dem ökonomischen Wert, *solange er selbst noch nicht als dessen Schöpfer auftritt*, erweist. Das heißt, man hat es vor dem Zeitalter von Arbeitsteilung und technisierter Produktion noch mit einer Unverfügbarkeit des Phänomens Wert für menschliches Wirken und mit einer ausschließlich rezeptiven Haltung des Menschen diesem gegenüber zu tun. Mit eben jenem Vorrang des Objekts vor dem Subjekt also, der gewissermaßen den Gemeinplatz der ökologischen wie der sozialphilosophischen Rationalitätskritik der Nachkriegszeit bildet

⁶⁶ Vgl. Norbert Bolz, *Wo Geld fließt, fließt kein Blut*, in: *Geld. Was die Welt im innersten zusammenhält?*, Konrad Paul Liessmann (Hg.), Wien: Paul Szolnay Verlag 2009, S. 41ff.

⁶⁷ Karl Marx, *ad Feuerbach*, MEW 3, S. 5.

⁶⁸ „An die Stelle der Moral tritt, zunächst noch unter ihrer Ägide und notdürftig mit ihr versöhnt, die Codierung eines besonderen, symbolisch generalisierten Kommunikationsmediums, das speziell auf die Behandlung von Knappheitsproblemen zugeschnitten ist.“ Niklas Luhmann, *Die Wirtschaft der Gesellschaft*, S. 187.

und in dem nicht zufälliger Weise gelegentlich Phänomenologie und fernöstliches Denken eine Allianz gegenüber dem Instrumentalismus des westlichen Subjekts eingehen.⁶⁹

Es kommt also zunächst – darin liegt die relative Konstanz dieser eher formalen Figur in Antike und Scholastik – auf die funktionale Äquivalenz der Termini *Natur* und *Gott* an, die in einem einseitigen Abhängigkeitsverhältnis des Menschen ihnen gegenüber besteht. Der ökonomisch reflektierende Mensch ist vor dem Zeitalter der kulturellen Hybris schlechthin, dem der Industrialisierung, sozusagen mehr denn jemals wieder ein *verehrendes Tier*.⁷⁰ Auch für die frühere Aufklärung gilt, so die These von Margaret Schabas, im philosophischen Diskurs noch weitestgehend die Identifikation von Natur und Gott:

„*What makes the Enlightenment conception of nature so different from our own is its strong allegiance to deity. The moral and natural worlds were unified insofar as they were the book of a single ‚Author‘, as philosophers then were wont to say.*“⁷¹

In der Regel setzt die geschichtliche Darstellung des (nicht-mythologischen) ökonomischen Denkens bei Aristoteles und dessen immer wieder in Erinnerung gerufener Unterscheidung von *oikonomia* und *chrematistiké* an. Bei aller Entwicklung in den Grundbegrifflichkeiten der Wirtschaftswissenschaft kann man festhalten, dass die *Kritik* der Ökonomie sich mit großer Regelmäßigkeit im Wesentlichen verschiedener Abwandlungen dieser ersten wirtschaftswissenschaftlichen Unterscheidung bedient hat. Auf die eine oder andere Art und Weise besteht die Kritik zumeist jeweils in der Weigerung, dasjenige, was sich als emergente Eigenlogik des Ökonomischen jenseits allgemein-ethischer Erwägungen zu zeigen scheint, als normative Basis für ihre Bewertung hinzunehmen.⁷² Abstraktion, Perversion, bloße

⁶⁹ Vgl. Cai Werntgen, *Kehren: Martin Heidegger und Gotthard Günther*, München: Wilhelm Fink-Verlag 2006. Es handelt sich hier um eine Interpretation, die Heidegger speziell unter dem Aspekt der systemtheoretischen Tradition, für die Gotthard Günther nicht unmaßgeblich ist, oppositionell gegenübergestellt.

⁷⁰ Friedrich Nietzsche, *Die fröhliche Wissenschaft*, 5. Buch, KSA 3, S. 580.

⁷¹ Margaret Schabas, *The Natural Origins of Economics*, Chicago: University of Chicago Press 2005, S. 11.

⁷² Für Niklas Luhmann kennzeichnet diese Bezugnahme auf den ökonomischen Sachverhalt eine ‘normative’ im Unterschied zu einer ‘kognitiven’ Semantik. Bei der Unterscheidung handelt es sich um eine functionalistische Umformulierung der alten Problematik von Seins- und Sollens-Urteilen. Die kognitive Erwartungshaltung bezüglich eines Sachverhalts revidiert demnach ihr Urteil, wenn empirische Erfahrungen der Erwartung widersprechen, die normative Erwartungshaltung hält am Urteil auch entgegen einer diesem nicht entsprechenden Empirie fest. Kognitive Urteile sind also von der Empirie belehrbar und somit ‘lernfähig’, während normative Urteile sich durch eine ihnen nicht entsprechende Realität gewissermaßen nicht beirren lassen und so auf dem Kontrafaktischen beharren können. Die Unterscheidung ist deskriptiv gemeint und privilegiert nicht etwa – wie man meinen könnte – grundsätzlich eine Haltung der Lernfähigkeit. Vielmehr kann es für eine Gesellschaft sinnvoll sein, das nicht normkonforme (nicht erwartungskonforme) Handeln einzelner ihrer Mitglieder nicht als Anlass zur Revision der Norm (Einen Mord zum Beispiel als Anlass zur Revision des Tötungsverbots) zu nehmen, sondern moralische Sanktionen der Missachtung zu erlassen: “Im Anschluß an

Formalität, Abtrennung eines gesellschaftlichen Teilbereichs aus einem vormals Ganzheitlichen sind in etwa die formalen Gestalten der vorgetragenen Kritik über die Jahrhunderte. Aus ihnen lässt sich ablesen, dass in Betreff der Ökonomie stärker als in den meisten anderen gesellschaftlichen Sphären ein starkes Unwohlsein gegenüber demjenigen besteht, was als funktionale Differenzierung samt Herausbildung einer eigenen Codierung im begrifflichen Fokus der Systemtheorie steht und unter wohlwollender Optik eine Entstratifizierung der Gesamtgesellschaft beziehungsweise eine Effizienzsteigerung gesellschaftlicher Teilbereiche bedeutet.

Die Marxistischen und die Aristotelischen Kritiken der *Warenform* unterscheiden sich dabei in der sie grundsätzlich anleitenden Intuition kaum.⁷³ Diese ist, insofern sie gewissermaßen einem instinktiven Widerwillen gegen jede bloß partielle Rationalität entspringt, nicht ganz untreffend als ‚*Genie der praktischen Vernunft*‘⁷⁴ charakterisiert worden. Sie ist darin eine Art

einen Vorschlag von Johan Galtung kann man lernbereit erwartete Erwartungen *kognitive Erwartungen* nennen, lernunwillig erwartete Erwartungen dagegen *normative Erwartungen* (...) Man legt dann im voraus fest, ob man bestimmte Erwartungen im Enttäuschungsfall revidieren wird oder nicht, und ist dank dieser Festlegung angesichts einer Enttäuschung sofort handlungsbereit. In weitem Umfange – keineswegs aber vollständig – wird die Entscheidung dem Einzelnen durch das soziale System vorgegeben: dadurch, daß ‘man’ normativ erwartet, daß er kognitiv bzw. normativ zu erwarten habe. Da es nur diese beiden Reaktionsmöglichkeiten des Lernens oder Nichtlernens gibt, läßt die Unterscheidung sich eindeutig definieren. Sie liegt der ins Ontologische verabsolutierten Dichotomie von Sein und Sollen zugrunde und erweist deren Vollständigkeit. Es gibt keinen dritten Typ.” Niklas Luhmann, *Die Moral der Gesellschaft*, hrsg. Von Detlef Horster, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2008, S. 36f.

⁷³ Wengleich sich Aristoteles von Marx den Vorwurf gefallen lassen muss, er sei beim Konstatieren des Widerspruchs, dass der Tauschwert eine Äquivalenz bei doch sichtbar vorhandener qualitativer Differenz der Dinge behauptet, gewissermaßen analytisch steckengeblieben: “Er sieht ferner ein, daß das Wertverhältnis, worin dieser Wertausdruck steckt, seinerseits bedingt, daß das Haus dem Polster qualitativ gleichgesetzt wird und daß diese sinnlich verschiedenen Dinge ohne solche Wesensgleichheit nicht als kommensurable Größen aufeinander beziehbar wären. ‚Der Austausch‘, sagt er, ‚kann nicht sein ohne die Gleichheit, die Gleichheit aber nicht ohne die Kommensurabilität‘ (‚out’ isotês mê ousês symmetrias‘). Hier aber stutzt er und gibt die weitere Analyse der Wertform auf. ‚Es ist aber in Wahrheit unmöglich (‚tê men oun alêtheia adynaton‘), daß so verschiedenartige Dinge kommensurabel‘, d.h. qualitativ gleich seien. Diese Gleichsetzung kann nur etwas der wahren Natur der Dinge Fremdes sein, also nur ‚Notbehelf für das praktische Bedürfnis‘. Aristoteles sagt uns also selbst, woran seine weitere Analyse scheitert, nämlich am Mangel des Wertbegriffs. Was ist das Gleiche, d.h. die gemeinschaftliche Substanz, die das Haus für den Polster im Wertausdruck des Polsters vorstellt? So etwas kann ‚in Wahrheit nicht existieren‘, sagt Aristoteles. Warum? Das Haus stellt dem Polster gegenüber ein Gleiches vor, soweit es das in beiden, dem Polster und dem Haus, wirklich Gleiche vorstellt. Und das ist – menschliche Arbeit.“ Karl Marx, *Das Kapital*, Bd. II, in: MEW, Bd. 23, S. 72f.

⁷⁴ “Dies ist der Zustand, wie ihn Aristoteles vor mehr als zweitausend Jahren als Norm zu setzen versuchte. Von einem rapide schwindenden Niveau einer weltweiten Marktwirtschaft zurückblickend, müssen wir zugeben, dass seine berühmte Unterscheidung zwischen eigentlicher Haushaltsführung und Gelderwerb im Einführungskapitel seiner Politik vielleicht der prophetischste Hinweis war, der jemals im Bereich der Sozialwissenschaften gegeben wurde; er stellt jedenfalls immer noch die beste, uns zur Verfügung stehende Analyse des Problems dar. Aristoteles beharrt darauf, daß der Sinn des eigentlichen Haushalts die Produktion für den Gebrauch und nicht die Produktion für den Gewinn ist (...) Nur ein Genie der praktischen Vernunft konnte, wie er, erkannt haben, dass das Gewinnstreben ein für die Marktproduktion charakteristisches Motiv ist und dass der Geldfaktor ein neues Element einführte.“ Karl Polanyi, a. a. O., S. 85. Und an anderer Stelle: “Als die Ökonomie erstmals in Form des kommerziellen Handels und differenzierter Preise die Aufmerksamkeit der Philosophen auf sich zog, war sie bereits dazu bestimmt, ihren verschlungenen Weg bis zu ihrer Vollendung an die zwanzig Jahrhunderte später zu gehen. Aristoteles erahnte aus ihrem Keim das ausgewachsene Exemplar.” Karl Polanyi, *Ökonomie und Gesellschaft*, Frankfurt a. M. Suhrkamp 1979, S. 151.

permanenter Widerspruch gegen das scheinbar Unvermeidliche, ein Widerspruch also, der mit zunehmender Ausdifferenzierung der ökonomischen Sphäre mehr und mehr nur noch in der privaten Moralpflege aufrecht erhalten werden kann. Die Ökonomie fungiert in postrevolutionären Zeiten stabiler denn je wieder als dasjenige, was bei Hegel als *bürgerliche Gesellschaft* eine Art Zwischenraum zwischen den ‚sittlich‘ beziehungsweise ‚sittlich-politisch‘ codierten Sphären der Familie und des Staates als Raum ungebundener Individualität unter freien und gleichen Bürgern und eines sich jenseits eines zentralen Willens bildenden ‚Systems der Bedürfnisse‘ bezeichnet.⁷⁵ Mit dem Unterschied selbstverständlich, dass eine synthetische Macht des sittlichen Staates, in dem jene Sphäre bei Hegel letztlich ihre Aufhebung findet, nicht mehr angenommen werden kann und damit der Herrschaft des ökonomischen ‚Mechanismus‘ keine Herrschaft eines ‚Willens‘ (kollektiv oder individuell-souverän) mehr übergeordnet ist.

Wird heutzutage der auf den Status einer konkurrenzlosen *normalen* Wissenschaft an den Universitäten Anspruch erhebende ‚Modellplatonismus‘⁷⁶ (oder heftiger: der von Kenneth Boulding sogenannte ‚Methodenimperialismus‘⁷⁷) der Neoklassik hinsichtlich einer unzulässigen Idealisierung seines Erkenntnisgegenstandes kritisiert, so lassen sich die Anfänge des ökonomischen Denkens in der Antike vielleicht am besten unter einer anderen Spielart der Empirieferne verstehen, nämlich aus der Diskrepanz zwischen der tugendbasierten, normativen Ökonomik der theoretischen Schriften und der ökonomischen Praxis de facto. Man kann darin einen Beleg dafür sehen, dass neben dem Einfluss der konkreten materiellen Verfasstheit der Wirtschaftsform einer Epoche auf die theoretische Auffassung derselben, was das Wesen des Ökonomischen *per se* angeht, auch der umgekehrte Einfluss der theoretischen Deutung der konkreten Situation auf dieselbe oder zumindest deren (Selbst-)Verständnis auch zu späterer Zeit besteht.⁷⁸ Die Rezeption der griechischen Antike,

⁷⁵ „Ebenso teilen und vervielfältigen sich die Mittel für die partikularisierten Bedürfnisse und überhaupt die Weisen ihrer Befriedigung, welche wieder relative Zwecke und abstrakte Bedürfnisse werden, – eine ins Unendliche fortgehende Vervielfältigung, welche in eben dem Maße eine Unterscheidung dieser Bestimmungen und Beurteilung der Angemessenheit der Mittel zu ihren Zwecken, – die Verfeinerung ist.“ Georg Wilhelm Friedrich Hegel, *Grundlinien der Philosophie des Rechts*, S. 347f.

⁷⁶ Hans Albert, *Modellplatonismus. Der neoklassische Stil des ökonomischen Denkens in kritischer Beleuchtung*, In: Ernst Topitsch (Hg.), *Logik der Sozialwissenschaften*, Königstein: Athenäum-Verlag 1980, S. 370.

⁷⁷ Vgl. Kenneth E. Boulding, *Ökonomie als Wissenschaft*, München: Piper 1976, S. 136f.

⁷⁸ Niklas Luhmann bemerkt zu diesem Sachverhalt: „Die Theorien wirken auf das System, das sie beschreiben, ein. Sie beeinflussen Wirtschaftspolitik, Investitionsverhalten etc. und dies sehr rasch (...) Zu der alten, mindestens seit dem 18. Jahrhundert geläufigen politischen Kritik des Einflusses der Wirtschaftstheorie kommt also ein erkenntnistheoretisches Problem hinzu: Die Wirtschaft selbst ändert sich infolge ihrer Beschreibungen.“ Niklas Luhmann, *Die Wirtschaft der Gesellschaft*, S. 78f.

die im Wesentlichen durch die Schriften ihrer klassischen Autoren bestimmt ist, läuft demgemäß zum Beispiel Gefahr,

„sich den attischen Bürger-Bauern (...) als autarkiebesessenen, selbstgenügsamen, nur Gebrauchswerte schaffenden Musterknaben vor(zu)stellen.“⁷⁹

Versuche, die Fallstricke einer idealisierten Rezeption der antiken (vor allem attischen) Gesellschaft durch ihre normativ ausgerichteten Selbstbeschreibungen zu vermeiden und sie als eine in Anfängen bereits marktähnliche – sozusagen frühkapitalistische – Gesellschaft auszuweisen, gibt es, sie stellen aber eher die Ausnahme dar.⁸⁰

Ogleich eine gewisse Unschärfe in Bezug auf die Gerechtfertigkeit der Terminologie bei so großer zeitlicher Distanz zum Untersuchungsgegenstand nicht endgültig auszuräumen ist, ergibt sich epistemologisch hier schon die erste Entscheidungsnotwendigkeit. Die Auffassung, dass ökonomische Interaktion seit je her und auch schon in ihren rudimentären Anfängen im Prinzip einem universell gültigen Marktgesetz folgt, muss von einer Defizienz der theoretischen Erfassung dieses bereits wirksamen ökonomischen Phänomens schlechthin bis zur Klassik ausgehen; analog zur Entwicklung naturwissenschaftlicher Theoriebildung also, deren Gültigkeit man nicht geneigt ist, daran zu bemessen, ob sie zu einem bestimmten Punkt in der Vergangenheit bereits theoretisch reflektiert worden wäre. Auch weil eine gewisse Latenz in der theoretischen Erfassung gegenüber den jeweils faktisch bereits wirksamen – technologisch und politisch induzierten – Neuordnungen der ökonomischen Praxis in der Theoriegeschichte der Ökonomik relativ gut ablesbar ist, stellt sich aus Sicht der Wirtschaftsgeschichte die Frage, wie dieses Verhältnis systematisch zu denken ist. Auch jenseits der Marxistischen Theorie, die hierfür die Hegelianische Figur einer dialektischen

⁷⁹ Alfred Bürgin, *Zur Soziogenese der politischen Ökonomie*, S 47.

⁸⁰ Peter Spahn zum Beispiel sieht in den Auswirkungen des Peloponnesischen Krieges diejenigen Voraussetzungen erfüllt, die durch Landflucht und Verstädterung als Folge des weit verbreiteten zeitweiligen Söldnertums eines nicht unerheblichen Teils der Bevölkerung für eine das ursprüngliche *oikos* aufsprengende, verstärkt auf Handwerk und Handel ausgerichtete und somit eher ‚marktförmige‘ Wirtschaftsform notwendig sind. Vgl. Peter Spahn, *Die Anfänge der antiken Ökonomik*, in: Chiron 14, 1984, S. 301ff.

Ein weiterer Indikator sind die im 4. Jahrhundert v. Chr. verstärkt aufkommenden sogenannten Seedarlehen, die eine ähnliche Entwicklung des Kreditwesens vermuten lassen, wie sie als Katalysator des neuzeitlichen Handelskapitalismus fungierte. Vgl. hierzu Erich Ziebarth, *Beiträge zur Geschichte des Seeraubs und Seehandels im alten Griechenland*, Hamburg: DeGruyter 1929, S. 47.

Einer gängigeren Auffassung gemäß gilt allerdings: „Eine Marktwirtschaft fand weder statt, noch wurde sie vorgebildet. Die Polis war nicht, wie die mittelalterliche europäische Stadt der soziale Ort, wo ein arbeitendes, wirtschaftlich ausgerichtetes, handel- und gewerbetreibendes Bürgertum politisch, wirtschaftlich und kulturell zum Zuge kommen und sich verwirklichen konnte, sich auch dadurch stark vom Lande abhob und abgrenzte. Handel und Gewerbe haben in der alten Welt keine eigene Kultur mit eigenen Werten und Vorstellungen ausgebildet.“ Alfred Bürgin, *Zur Soziogenese der politischen Ökonomie*, S. 61.

Entwicklung bemüht, innerhalb derer der Geist notwendigerweise der Wirklichkeit gegenüber verspätet ist, mit ihrer Bewusstwerdung aber seinerseits eine qualitative Neuerung im Kompendium von Subjekt und Substanz bewirkt, klingt gelegentlich ein ähnliches Vokabular der Selbstwerdung der Ökonomik an. So formuliert zum Beispiel Joseph Schumpeter sehr im Stile Hegels:

“Die erste Entdeckung einer Wissenschaft ist die Entdeckung ihrer selbst.”⁸¹

Das universale Problem geisteswissenschaftlicher Theoriebildung, die ihren Gegenstand nicht wie die Naturwissenschaft als unabhängig von ihrem begrifflichen Zugriff behaupten kann, entwickelt sich in der ökonomischen Theorie dazu insofern auf besondere Weise, als es durch die Mathematisierung des Marktgeschehens (erstmalig relativ ausführlich bei Ricardo) in einer Art und Weise Anlass zur Hoffnung auf die Möglichkeit einer restlosen wissenschaftsinternen Formalisierung des Vokabulars gibt, wie sie zum Beispiel weder in der Psychologie noch in der Soziologie je gelungen ist. Die Ökonomie ist also auch diejenige Sozialwissenschaft, innerhalb derer das Abhängigkeitsverhältnis zwischen dem *Sein* der (Produktions-)Verhältnisse und dessen theoretischem *Bewusstsein* (oder eben umgekehrt) in einem nicht mehr historisch bedingten ein für allemal ausformulierten Vokabular zur Ruhe gekommen zu sein scheint.

Ein Begriff gesellschaftlicher Entwicklung (unter Umständen ein Begriff von Geschichte) ist unter diesen theoretischen Annahmen auch rückwärtig nur sehr abgeschwächt zu haben. Die antike Kultivierung eines bestimmten, sich von der Moderne abhebenden Entwurfs des *guten Lebens* und dessen Rückwirkung auf die soziale Ordnung kann dann begrifflich als nicht viel mehr als ein verstellter Blick auf die schon immer wirksamen Kräfte unkoordinierten kollektiven Handelns nach Marktgesetzen aufgefasst werden.

Die berechtigte Kritik an den ökonomischen Gedanken Aristoteles' aus der Warte der modernen Schul-Ökonomik bezieht sich im Wesentlichen auf den Umstand, dass es sich bei seiner normativ ausgerichteten Unterscheidung von *oikonomia* und *chrematistiké* um eine autoritative Setzung handelt, die den empirischen Gesetzmäßigkeiten ihres Erkenntnisgegenstandes gegenüber wenig Aufmerksamkeit an den Tag legt. Von großen Teilen der akademischen Ökonomik wird die Aristotelische Ahnherrschaft des Fachs daher

⁸¹ Joseph A. Schumpeter, *Geschichte der ökonomischen Analyse*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1965, Bd. 1, S. 312.

schlichtweg abgelehnt. Einschlägig ist die schroffe Abhandlung der Aristotelischen Theorie durch Schumpeter, der darin nicht viel mehr sieht als

„einen ehrbaren, prosaischen, irgendwie mittelmäßigen und recht schwülstigen, gesunden Menschenverstand' (...) Und schließlich verlor er sich in Ermahnungen über Tugend und Laster. Aber so sehr ihm dies alles auch am Herzen gelegen haben mag – und mehr als zweitausend Jahren auch seinen Lesern –, uns interessiert er überhaupt nicht.“⁸²

Es bedarf keiner allzu ausgiebigen Analyse dieses Passus, um in der Geringschätzung der aristotelischen *mesotes* als ‚Mittelmäßigkeit‘ das ebenfalls nicht ganz normbereinigte, der Tendenz nach kataklystische Denken Schumpeters auszumachen.

Unter dem Gesichtspunkt eines soziologischen Forschungsinteresses verstellt diese Zurückweisung aber in erster Linie eine entscheidende Problematik.⁸³ Es stellt sich die Frage, welche Bedeutung ein solcher normativer *bias* des Aristoteles für die Einordnung des ökonomischen Diskurses seiner Zeit jenseits von dessen Eignung für die Beschreibung heutiger Wirtschaftsstrukturen hat; vorausgesetzt einmal, dass man es bei der Aristotelischen Behandlung⁸⁴ des ökonomischen Sachverhalts *nicht um ein bloßes* moralbedingtes Verkennen der zeitlosen Gesetzmäßigkeiten desselben handelt. Bezieht man den tugendethischen Moraldiskurs der attischen Gesellschaft als Teil einer sozio-psychologischen Infrastruktur, deren Vorbedingungen auch die ökonomischen Vorgänge unterlagen, in die Analyse derselben mit ein, erscheint das Aristotelische Vermengen von moralischer Norm und ökonomischer Gesetzmäßigkeit zumindest nicht mehr als eine absurde Position, wenngleich trotzdem als eine theoretische Haltung, die nicht klar zwischen empirischer Analyse und der Formulierung eines Sollzustandes unterscheidet. Letztlich liegt dann die Erkenntnis nahe, dass es aus der Warte der klassischen Antike noch schlicht undenkbar war, den sozialen, politischen Vorgang der kollektiven Subsistenz in rein deskriptiven Begrifflichkeiten zu formulieren.

⁸² Joseph A. Schumpeter, *Geschichte der ökonomischen Analyse.*, S. 96f.

⁸³ Schumpeter gibt sozusagen „*an emphatic answer to the wrong question*“. S. Todd Lowry, *The Archaeology of Economic Ideas*, Durham: Duke University Press 1987, S. xiv.

⁸⁴ Schumpeter spricht in Bezug auf die Aristotelische Proto-Ökonomik bewusst nicht von ‚Analyse‘, weil er diesen Begriff für das methodische Ideal eines von normativen und subjektiven Wertungen bereinigten Zugangs des Wissenschaftlers zum ökonomischen Phänomen reserviert. Vgl. Joseph Schumpeter, *Geschichte der ökonomischen Analyse*.

Aus dem Lager der Wirtschaftshistorie handeln sich Positionen wie diejenige Schumpeters regelmäßig den Vorwurf der Geschichtsvergessenheit ein. Das Forschungsinteresse der Wirtschaftsgeschichte, die ihren Fokus auf die Heterogenität der Wirtschaftsformen in zeitlicher Abfolge richten muss, konstituiert gewissermaßen ein Erkenntnisziel, das notwendigerweise mit dem der Ökonomik als Wissenschaft von einem zeitinvarianten Phänomen *Wirtschaft* konkurriert.⁸⁵ Dazu kann man annehmen, dass für das Selbstverständnis einer Wirtschaftswissenschaft in letzterem Sinne wie für jede soziale Institution gilt: dem Robustheitsgrad ihrer Geltung ist ein gewisses Maß an Verschleierung ihrer Historizität eher zuträglich.

Bei der Bedeutung der Aristotelischen Theorie des Ökonomischen hat man es auch mit einer ideengeschichtlichen Prägekraft durch Pfadabhängigkeit zu tun. Über die Bande der Aristoteles-Renaissance in der Scholastik bezieht sich die theoretische Autorität der Aristotelischen Schriften sowohl unmittelbar auf die griechische Antike als auch mittelbar auf das Begriffsarsenal des mittelalterlichen Europa.⁸⁶ Jenseits der Frage, wie die Virulenz Aristotelischer Konzepte als wissenssoziologisches Problem des Ideentransfers zu bewerten ist, für die es eines anderen Theorieinstrumentariums bedürfte,⁸⁷ wird im Folgenden die Bedeutsamkeit des Umstandes dargestellt, dass Aristoteles den Objektbereich der *oikonomia* an den Begriff der *physis* bindet und damit die de facto normative Limitierung des ökonomischen Kosmos durch die Endlichkeit der ihn bedingenden natürlich gegebenen Ursprungsgröße behauptet.

Obleich die Wirksamkeit der Aristotelischen Schriften hinsichtlich proto-ökonomischer Theoriebildung relativ eindeutig am entscheidendsten durch diese Theorieentscheidung geprägt ist, gibt es auch Auffassungen, die Aristoteles als einen Vorläufer der Grenznutzenschule und damit um mehrere Ecken auch der neoklassischen Theorien von

⁸⁵ Der von Karl Polanyi geprägte Begriff der *embeddedness* drückt auf mehrdeutige Weise ein Forschungsprogramm aus, das sich vielleicht am ehesten ex negativo aus dem Marktparadigma als sowohl epistemologisch als auch in der ökonomischen Praxis maßgeblicher Maßstab verstehen lässt. Die analytische Emphase gilt derweil meist der Schärfung des Blicks für die Spezifitäten verschiedener historischer Konstellationen, deren Eigenarten samt ihrer Wirksamkeiten unter dem „*Catch-all*“-Begriff des Marktes ihren Erklärungswert zu verlieren drohen. Vgl. Karl Polanyi, *The Great Transformation*.

⁸⁶ Vgl. Matthias Schneid, *Aristoteles in der Scholastik: ein Beitrag zur Geschichte der Philosophie im Mittelalter*, Eichstätt: Krüll 1875.

⁸⁷ Eine Fragestellung dieser Art wäre zum Beispiel dem Programm gemäß zu behandeln, das Dieter Henrich als zwischen einer rein historisch-philologischen und einer rein systematischen Analyse vermittelnd als *Konstellationsforschung* eingeführt hat. Vgl. Dieter Henrich, *Grundlegung aus dem Ich: Untersuchungen zur Vorgeschichte des Idealismus*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2004. Siehe auch: Martin Mulsow; Marcelo Stamm (Hg.), *Konstellationsforschung*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2005.

Angebot und Nachfrage erscheinen lassen.⁸⁸ Als Beleg dafür gilt gemeinhin folgender Passus aus der *politik*:

„Die äußeren Güter nämlich haben als eine Art Werkzeug ein Maß, und alles, was zum Gebrauche dient, zählt unter die Dinge, deren Übermaß ihrem Herrn entweder schaden muß oder doch keinen Vorteil bringen kann.“⁸⁹

Obgleich sich aus diesem Passus durchaus ein rudimentärer Begriff des Grenznutzens bei Aristoteles ableiten lässt, insofern der Nutzwert des Guts diesem nicht mehr intrinsisch zugehörig ist, sondern durch Überfluss gemindert werden kann, wird im Weiteren die These vertreten, dass dieser Gedanke für die Gesamtheit des ökonomischen Phänomens in der noch nicht einheitlichen Form, in der es bei Aristoteles seine Behandlung erfährt, eine wenig maßgebliche Rolle spielt.

Zentral für die *referenzlogische* Verfasstheit der Aristotelischen Theorie, für die Frage also, wie sich die Aristotelische Proto-Ökonomik in einem außerökonomischen Phänomen definitiv erdet, bleibt der *physis*-Begriff als natürliche Grenze ökonomischer Tätigkeit, wie er im Umfeld einer begrifflichen Fassung des *Wertes als Gut* – in seiner ursprünglichen Gestalt als Kompendium von religiösen, moralischen und ökonomischen Intuitionen – abgehandelt wird. In der Gestalt dessen also, was in den Aristotelischen Schriften als *to agathon* bezeichnet ist und sich in der Scholastik, christlich gewendet, als *summum bonum* wiederfindet. Es handelt sich sozusagen – um die entscheidende Differenz zum subjektiv

⁸⁸ Eine gegen das übliche wissenschaftshistorische Narrativ gerichtete Argumentation für die grundsätzliche Vorhandenheit marginalistischer Erwägungen seit Aristoteles und deren lediglich verspätete, von den Bemühungen um einen objektiven *genetischen* Wertbegriff verdeckte Rezeption findet sich bei Emil Kauder. Vgl. Emil Kauder, *The Retarded Acceptance of the Marginal Utility Theory*, in: *The Quarterly Journal of Economics* Vol. 67, No. 4, Oxford: Oxford University Press 1953, S. 564-575. Den Hemmschuh, der die Etablierung des Nutzenbegriffs als Fundament der ökonomischen Analyse anstelle der Arbeitswerttheorien verhinderte, sieht Kauder im calvinistischen Hintergrund – samt religiöser ‘Glorification of labor’ – derjenigen für das Vokabular der ökonomischen Klassik verantwortlichen Autoren in Großbritannien. Dafür spricht, dass in der romanischen (vor allem französischen) Welt schon früher eine erkennbar stärkere Betonung des Nutzenbegriffs in ökonomischen Überlegungen eine Rolle gespielt hat. So etwa bei Turgot, Galiani, Condillac oder Cournot. Vgl. Emil Kauder, *A History of Marginal Utility Theory*, Princeton: Princeton University Press 1965, S. 3-51. Andreas Jäger stellt die francophone Tradition dagegen thesenhaft eher unter dem gemeinsamen Merkmal einer mathematisch konstituierten Endzustands-Konzeption des allgemeinen Marktgleichgewichts den Engländern entgegen: “Während die beiden Vertreter Cambridges (gemeint sind William Whewell und Alfred Marshall, nicht also ausschließlich die klassischen Autoren, m.A.) in ihrer ökonomischen Analyse von unmittelbar gegebenen Umständen und Tatsachen ausgehen, welche notabene insbesondere bei Marshall als wandelbar wahrgenommen werden, vollzieht sich das Denken in Frankreich innerhalb eines Konstruktes einer als final verstandenen Wirtschaftsform.” Andreas Jäger, *Was ist Ökonomie? Zur Formulierung eines wissenschaftlichen Problems im 19. Jahrhundert*, Marburg: Metropolis-Verlag 1999, S. 281.

⁸⁹ Aristoteles, *Politik*, 1323 b 7.

situieren Wertbegriff der Neoklassik noch einmal hervorzuheben – um das transsubjektiv *Bejahungswürdige* im allerweitesten Sinne.

Der Begriff des ökonomischen Nutzens bezieht sich dagegen zumeist auf eine bereits durch die Praxis des Tausches ökonomisch vorcodierte soziale Interaktion, die bei Aristoteles noch *nicht* als maßgeblich für die Sphäre des Ökonomischen insgesamt betrachtet werden kann. Einschlägig ist hier die Verwendung des Begriffs *timé*, der einerseits schlicht ‚Preis‘ bedeutet, sich andererseits aber auch als ‚Ansehen‘ oder ‚Achtung‘ recht unzweideutig als vornehmlich soziales (also kulturelles, nicht natürliches) Phänomen ausmachen lässt.⁹⁰ Dass der Nutzenbegriff bei Aristoteles neben der Tauschpraxis seine prominenteste Anwendung in der Abhandlung über die Freundschaft findet,⁹¹ ist daher konsistent mit der verhältnismäßigen Relativität, durch welche die Sphäre menschlicher Praxis gegenüber derjenigen der Physis bei Aristoteles abgehoben ist einerseits und mit der Voraussetzung der Gleichheit der beteiligten Personen an sowohl der Sphäre des Rechts, des Tauschs als auch der Freundschaft andererseits.

Wenn der Mensch bei Aristoteles also in der sozialen Welt frei ist, seinesgleichen sozusagen gemäß der eigenen Präferenzen zu gebrauchen, so findet diese Willkür an der Physis ihre Grenze. Und soweit sich Ökonomie als ein in erster Linie physisches (auf die agrarische Produktion ausgerichtete) Unternehmen darstellt, finden in ihr die Kriterien der Physis Anwendung. Es gibt so bei Aristoteles schon Hinweise auf ein Verständnis des Ökonomischen als eines sozialen Zusammenhangs – eine Vorstellung, die erst nach der Klassik zum ökonomischen Mainstream wird – ohne allerdings, dass dieses ernsthaft als definitorisches Prinzip für das Ganze der Ökonomie in Betracht käme.

Wichtig ist dafür, dass für das umfassende und noch nicht im modernen Sinne als Ökonomie abgegrenzte Praxisfeld in der Antike, das sowohl Produktion (also zunächst *oikonomía* im Sinne von Subsistenz) als auch Tausch umfasst, *keine Reduktion des Wertbegriffs auf den des Preises möglich gewesen wäre*. Ein bereits im Kontext der Preisbildung bei Aristoteles präladender Nutzenbegriff kann daher nicht ohne beträchtliche Einschränkung als Vorläufer des subjektivistischen Nutzenbegriffs der Neoklassik gesehen werden, dessen theorieprägende Eigenschaft gerade darin besteht, dass er *nicht neben, sondern anstelle* eines im gesamtökonomischen Kontext noch irgendwie wirksamen objektiven Wertbegriffs fungiert.

⁹⁰ Seinem Ursprung bei Platon nach handelt es sich bei dem Begriff *timé* bekanntlich um eine Art physische Manifestierung des sozialen Sinnes im menschlichen Körper. Die physiologische Dimension der Bedeutung des Ausdrucks scheint bei Aristoteles verloren gegangen zu sein.

⁹¹ Vgl. Aristoteles, *Nikomachische Ethik*, Hamburg: Felix Meiner 1986, S. 181ff.

Es fehlt der bloßen Intuition, dass der ökonomische Wert sich auf eine irgend geartete Weise vom konsumtiven Nutzen ableiten lassen könnte, ein Maß, das geeignet wäre, anschlussfähige Theoriearbeit zu codieren. Nicht zuletzt setzten sich wohl auch deshalb die Produktionskostentheorien als die Ökonomik in ihren modernen Anfängen prägender Ansatz durch, weil sie an der bereits quantifizierten Seite der ökonomischen Relation von Produktion und Konsumtion ansetzen können, die sich natürlicher Weise in Ausbringungsmengen darstellt.⁹²

Die Romantisierung der klassischen Antike aus der Warte einer ihrer eigenen Errungenschaften zuweilen überdrüssigen Moderne beruft sich auch hier nicht zu unrecht auf ein geradezu trotziges Beharren auf derjenigen (edlen) Einfachheit, welche die *eudaimonía* als um keinen Preis korrumpierbares Eichmaß für jede Art von gelingender menschlicher Praxis bei Aristoteles bedeutet. Insofern ist antikes (ethisch-politisches) Denken auch der beispielhafte Gegenentwurf zur systemtheoretischen Vielheit einander gegenüber rein ‚perturbativ‘, niemals integrativ agierender gesellschaftlicher Subsysteme⁹³ – nicht zu vergessen eine gewisse Homologie, die zwischen den sich auf die eine oder andere Weise unter dem Kriterium der Performativität verstehenden Paradigmen des Strukturfunktionalismus, wie er der Systemtheorie historisch zugrunde liegt, und dem ökonomischen Postulat der Arbeitsteilung besteht.

Bezüglich proto-marginalistischer Gedanken bei Aristoteles schreibt Todd Lowry:

„Although he sometimes blurs the distinction between the utility of means and the ‚good‘ end and introduces ‚honor‘ as a ‚measure of value‘, he generally adheres to lines of argument which, from different points of view, appraise value in terms of utility.“⁹⁴

Auch hier hat man es mit einem Verwachsen von einer ihrem heutigen Gebrauch gemäß rein ökonomischen Terminologie und sozusagen in einem umfänglicheren Sinne die praktisch-soziale Lebenswelt betreffenden Begriffen zu tun. Lowry übersetzt *timé* mit ‚honour‘ und

⁹² Zur verhältnismäßigen Prominenz des Nutzenbegriffs auch in der Scholastik bemerkt Blaug daher: „Eine Nutzentheorie des Wertes ohne ein Konzept abnehmenden Nutzens, mit dessen Hilfe erklärt werden könnte, weshalb die Nachfrage bei einem gegebenen Preis gesättigt werden kann, verdient kaum den Namen einer Theorie der relativen Preise.“ Mark Blaug, *Systematische Theoriegeschichte der Ökonomie Bd. I*, München: Nymphenburger Verlagshandlung 1971, S. 77.

⁹³ Nicht umsonst wählt Luhmann die antike Vorstellung der *koinonía politiké* als Kontrastfolie für die Darstellung systemtheoretischen Nachdenkens über Gesellschaft. Vgl. Niklas Luhmann, *Moderne Systemtheorien als Form gesamtgesellschaftlicher Analyse*, in: Jürgen Habermas; Niklas Luhmann, *Theorie der Gesellschaft oder Sozialtechnologie – Was leistet die Systemforschung?*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1971, S. 7-24.

⁹⁴ S. Todd Lowry, *The Archaeology of Economic Ideas*, S. 179.

kapriziert sich damit auf die nichtökonomische Dimension des zugleich ‚Preis‘ bedeutenden Ausdrucks.⁹⁵ Die sozusagen *rationale Rekonstruktion*⁹⁶ proto-ökonomischer Texte aus moderner ökonomischer Perspektive birgt die Gefahr, gesellschaftliche Kompaktheit in ihrer Selbstbeschreibung mit Ungenauigkeit zu verwechseln. Nähert man sich dem Sachverhalt einer Archäologie des modernen ökonomischen Denkens unter der Perspektive funktionaler Differenzierung, gewinnt dasjenige, was hier als ‚blur‘ und somit tendenziell als Unschärfe in der Artikulation erscheint, eine systematische Bedeutung.

Der Tausch, in dessen Umkreis der aristotelische Begriff der Äquivalenz zweier subjektiver ‚Nutzen‘ seine Funktion entwickelt, stellt innerhalb des Gesamtkosmos ökonomischer Tätigkeiten also einen mehr oder weniger isolierten Akt dar, der nicht als Regelfall, somit nicht als Leitmetapher insbesondere für eine Vermittlung der Bezugnahme von Produktion und Konsumtion aufeinander taugt. Lowry weist auf den in diesem Zusammenhang wichtigen Umstand hin, dass der Tauschakt bei Aristoteles als juristisches Problem behandelt wird,⁹⁷ als dessen regulierende Instanz eine Art Autorität institutionalisierter Gerichtsbarkeit zumindest vorgestellt wird (wenn auch hier vermutlich ein ‚Als-ob‘-Szenario Anwendung findet). Damit fällt die Preisregulierung nicht unter die Ägide einer apersonalen Autorität wie der des Marktes, was für die Wertschöpfung in der Produktion durch die *physis* durchaus der Fall ist. Die Preisbildung zwischen zwei Individuen hat Vertragscharakter, ist also im wesentlichen beidseitige Bekundung eines Willens und nicht natürlich vorgegebene mechanistische Konvergenz in Bezug auf einen gemeinsamen Schnittpunkt der jeweils angebotenen beziehungsweise nachgefragten Güter. Dazu wird diese Vertragsbindung sozusagen ‚im Geist des Gesetzes‘ von beiden Parteien reflektiert. Unter systemtheoretischer Perspektive liegt hierin der entscheidende Faktor, weniger in der Frage, ob ein subjektiver Wertbegriff in diesem Kontext auf die eine oder andere Weise bereits eine Rolle spielt.

⁹⁵ Eine in Teilen gewagte Kulturgeschichte der *timé* samt ihrer erstaunlichen Entwicklung vom individuellen Zorn hin zur Ökonomie liefert Peter Sloterdijk. Vgl.: Peter Sloterdijk, *Zorn und Zeit. Politisch-psychologischer Versuch*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2006.

⁹⁶ Vgl. Wolfgang Stegmüller, *Rationale Rekonstruktion von Wissenschaft und ihrem Wandel*, Stuttgart: Reclam 1979.

⁹⁷ “In market exchange, the publicly known market price itself is evidence of a fair working out of the interests involved in two-party transactions since no seller would voluntarily accept nor buyer pay a lesser price less advantageous than that available elsewhere. In isolated exchange, by contrast, there is no going market price and the fairness of each transaction which divides the ‚excesses‘ referred to by Aristotle can only be determined by the appraisal of a third party (an arbitrator or judge) on a case-by-case basis. Although some elements of a market may have developed in ancient Greece, isolated exchange is more characteristic of pre-market and preindustrial economies, with nonuniform goods, and additional reason for the presumption that Aristotle’s analysis of exchange was in a judicial rather than a market context.” S. Todd Lowry, *The Archaeology of Economic Ideas*, S, 187f.

Das besondere Interesse der Systemtheorie an der Zugehörigkeit oder Nicht-Zugehörigkeit ökonomischer Interaktion zu einem diese überwölbenden nicht-ökonomischen Institutionengefüge in historischer Perspektive ergibt sich, wie bereits erwähnt, aus der Bedeutsamkeit des Unterschiedes von Wert und Preis unter der Optik von Fremdreferenz und Selbstreferenz. Erst mit der vollständigen Ersetzung des objektiven Wertbegriffs durch einen hinreichend flexiblen subjektiven Wert- (oder eben Nutzen-)Begriff sind die Voraussetzungen für eine Reflexion auf die Wirtschaft als autopoietisches System gegeben. Dagegen, dass dies in der Antike (auch in Ansätzen) der Fall war, spricht neben der bloßen Teilzuständigkeit des Nutzenbegriffs für die ökonomische Teilpraxis des Tauschs auch die noch normative Subordination desselben unter die juristische Autorität. Man hat es bei menschlicher Urteilskraft bezüglich ethischen Erwägungen bei Aristoteles mit einer Kompetenz zu tun, die in der Annäherung an das tugendhaft richtige Maß nicht auf Idealität rechnen kann – Aristoteles ist, obwohl seinem Lehrer Platon bei weitem nicht in allem folgend, dennoch kein Sophist. *Souverän* bezüglich der Fähigkeit idealen Maßhaltens ist nur die *physis* selbst. In der unscharfen („blurred“) Terminologie Aristoteles’, so könnte man vielleicht formulieren, bricht in die ausschnitthaft und situativ vorhandene Intuition der Konsumentensouveränität die bei Aristoteles deutlich stärkere Intuition des objektiv Guten – der Tugend – hinein.⁹⁸

Wenn der moderne Nutzenbegriff mit einer Aufwertung des wertenden Subjekts einhergeht und von einer grundsätzlichen Unterschiedlichkeit der Subjekte ausgeht,⁹⁹ muss daraus ein gewisser Spielraum in seiner Anwendung folgen. Einiges spricht dafür, dass ein gewisser

⁹⁸ Die Problematik eines rein subjektiven Nutzenbegriffs lässt sich auch aus dem Beispiel Xenophons für einen beidseitig profitablen Tausch unter einer Vertrag-garantierenden Autorität ablesen, das Aristoteles bekannt gewesen sein dürfte. Dabei handelt es sich um die Schilderung eines vom persischen König Kyros administrierten Tauschgeschäfts zwischen den Völkern der Armenier und der Chaldäer an Nutzungsrechten ihres jeweiligen Territoriums aufgrund der besseren Eignung für landwirtschaftliche Kultivierung beziehungsweise dem Weiden von Nutztieren – zweier Tätigkeiten, die unter den Bevölkerungen der Tauschpartner unterschiedlich kompetent ausgeübt wurden (Vgl. Xenophon, *Kyropädie*, III. 2. Leipzig / Berlin: Teubner 1930). Da es sich hier aber um eine zufällig gegebene Unterschiedlichkeit der beiden Tauschpartner bezüglich einer Produktionsfähigkeit handelt, muss der Fall als Umgang mit Überschusspotentialen außer der Regel verstanden werden und damit analog dem aristotelischen Urteil über den Tausch eines Überschusses der Produktion im *oikos* als zumindest nicht ehrwürdig, aber weit weg davon das Prinzip zu sein, aus dem sich Produktion verstünde. Obwohl das Beispiel Xenophons denjenigen instruktiven literarischen Mischgattungen aus Zeiten der ökonomischen Moderne gleicht, die zwischen Modell und Anekdote schwer zu verorten sind (Man denke an Stecknadelgleichnis, Bienenfabel, Robinson-Modell oder die Illustration der komparativen Kostenvorteile bei Ricardo) und deren argumentative Funktion in der Illustrierung der neu entstehenden ökonomischen Axiomatik liegt, wäre es ein Missverständnis, hier eine ähnliche normative Absicht zu unterstellen, die höheren subjektiven Nutzen durch Spezialisierung nahelegen will.

⁹⁹ Der Subjekt-Begriff ist also nicht in Kantianischer Tradition zu verstehen, was nur deshalb erwähnenswert ist, weil in der Wertphilosophie des frühen neunzehnten Jahrhunderts teils ein durchaus transzendentalphilosophisches Vokabular in Wertfragen fruchtbar gemacht zu werden versucht wird. Auf die Bedeutsamkeit des (Neu-)Kantianischen Subjektbegriffs für die Wertphilosophie des zwanzigsten Jahrhunderts wird in Abschnitt III.2. eingegangen.

Grad an Überfluss auf der Produktionsseite gegeben sein muss, damit das theoretische Konstrukt des Grenznutzens in der konkreten ökonomischen Realität einer Zeit verfangt.¹⁰⁰

Die Uneinheitlichkeit individueller Präferenzen, die in gewisser Weise an eine Deckung der Grundbedürfnisse gebunden und Voraussetzung für eine verstärkt auf die autonome Gestaltung der eigenen Individualität als Sinnauftrag ausgerichtete Ökonomie ist, muss hier ebenfalls im Blick behalten werden.¹⁰¹

Ein weiteres in der Wirtschaftsgeschichte oftmals unterbelichtetes Problem bei der Einordnung antiker ökonomischer Ansätze liegt in der Voraussetzung einer eigenen *Medialität* des Ökonomischen als Bedingung für dessen theoretische Reflexion. Der Aristotelische Begriff der *oikonomia*, der sich überhaupt erst in eine normativ codierte Differenz zur reinen Erwerbswirtschaft setzen kann, hat die Existenz eines in Anfängen bereits als bedingt autonom erkennbaren Zyklus reinen Erwerbs zur Voraussetzung; das heißt eine existierende Codierung von so etwas wie generalisierter *Erwerbsfähigkeit* – zu Zeiten der griechischen Klassik also: Münzgeld als Alltagsphänomen.¹⁰² Geld als soziale Institution

¹⁰⁰ Siehe hierzu: John Kenneth Galbraith, *The Affluent Society*, Boston: Houghton Mifflin 1969.

¹⁰¹ Bis hin zum Effekt der *conspicuous consumption* als Bestreben, der Knappheitscodierung der eigenen Konsumtion in der Fremdwahrnehmung durch ostentativ *excessives* Ausgabeverhalten zu entgehen, das dann wiederum auch noch als ein möglicher Fall von subjektivem 'Nutzen' operationalisierbar ist. (Vgl. Thorstein Veblen: *Theorie der feinen Leute. Eine ökonomische Untersuchung der Institutionen*, Frankfurt a. M.: Fischer Verlag 1997. Der deutsche Titel ist eine etwas unglückliche Übersetzung des englischen Originals *The Theory of the Leisure Class*.) Die auf Basis einer Wertdefinition durch Nutzen stärker vorhandene theoretische Disposition, den Preis gegenüber dem Wert souverän werden zu lassen (beziehungsweise ihr Deduktionsverhältnis de facto umzukehren), liegt dazu in der im Vergleich zur Arbeitswerttheorie deutlich problematischeren Vorstellung einen von individueller Präferenz bereinigten ‚allgemeinen‘ Begriff des Nutzens verschiedener Güter bilden zu können. Dazu Emil Kauder: „How utilities can be measured interpersonally is difficult to understand, the hunt for such an interindividual yardstick is still on, and the success is nil.“ Emil Kauder, *A History of the Marginal Utility Theory*, Princeton: Princeton University Press 1965, S. 34.

¹⁰² Mehr oder weniger kommt diese historische Bedingtheit der eigenen Reflexion bei Aristoteles zur Sprache, indem er das Geld noch als Verwaltungsbehelf zum Tausch von Überschussproduktion verstand. „Also kam man überein, beim Tausch gegenseitig eine Sache zu nehmen und zu geben, die selbst nützlich und im täglichen Verkehr handlich war, wie Eisen, Silber usw. Zuerst bestimmte man sie einfach nach Größe und Gewicht, schließlich drückte man ihr ein Zeichen auf, um sich das Abmessen zu ersparen.“ Aristoteles, *Politik*, 1257a. Für Luhmann ist die Bedeutung, welche dem Geld in der klassischen Theorie zukommt, nämlich bloßes Vehikel zur Ausbreitung von Tauschverhältnissen über lokale Grenzen und nicht unmittelbar kompatible Tauschpartner zu sein, nur eine unintendierte Ursache der Emergenz von Geld als symbolisch generalisiertem Medium, welche schließlich die Etablierung eines gesellschaftlichen Funktionssystems zur Folge hat: „Die Erfindung des gemünzten Metalles mag ursprünglich auf Zwecke der Distribution in Großhaushalten gezielt haben und konnte so etwas wie Markt oder Aufnahmebereitschaft auf dem Markt ja auch gar nicht voraussetzen. Da aber gleichzeitig auch schon Arbeitsteilung entstanden war und getauscht wurde, waren die Voraussetzungen für einen Übersprung gegeben. Das Geld entsteht durch eine Koinzidenz, die in keinem Systemplan gelegen hatte. Nur die Differenz von Aufnahme und Ablehnung einer Kommunikation (und nicht die ‚Erfindung‘ als solche) erklärt, daß hier eine historische Bifurkation ansetzen konnte, die, obwohl seit Beginn mit Mißtrauen beobachtet, eine Eigendynamik entfaltet hat und zum Aufbau eines Funktionssystems für Wirtschaft geführt hat, das aus keiner komplexen Gesellschaft mehr wegzudenken ist.“ Niklas Luhmann, *Die Wirtschaft der Gesellschaft*, S. 235f. Nach einer These von Alfred Sohn-Rethel handelt es sich bei dem Aufkommen des Münzgeldes im lydischen Griechenland um das siebte Jahrhundert vor Christus um eine kausale Bedingung für die Entstehung der Philosophie der antiken Klassik als derjenigen geistesgeschichtlichen Bewegung vom Mythos zum Logos. Die durch den Münzgebrauch praktisch geschulte Fähigkeit sei demnach die der Abstraktion vom Konkreten.

verschafft der subjektiven Willkür in der Nutzenbeimessung, die sich für gewöhnlich im konsumtiven Akt erschöpft, Dauer. Geld ist insofern auch geronnene menschliche Wertbeimessung. Erst als solche tritt sie, weil sie Struktur (*nomos*) bildend ist, in ein problematisches Konkurrenzverhältnis zur natürlichen Ordnung der *physis*. Es ist also wahrscheinlich, dass die Institution des Münzgeldes die historische Bedingung für diejenige Kritik des Aristoteles darstellt, die sich im Begriff der Chrematistik erstmalig auf ein ökonomisches Phänomen *sui generis* beziehen kann und in der die problematische Kombination aus (bloß) subjektiven Nützlichkeits-Bewertungen und deren entgrenzter Reproduktion die wesentliche Rolle spielt. Eine kritikwürdige Ökonomie aus der Warte des Aristotelischen Denkens ergibt sich also nicht aus dem vorherrschenden Kriterium des subjektiven Nutzens für einzelne Tauschakte, sondern aus dessen Institutionalisierung durch das symbolisch generalisierte Medium Geld.¹⁰³ Hier hat man es mit einer kulturellen Dynamik zu tun, die auf dem fehlbaren Grund des Menschlichen errichtet ist. So treten *physis* und *téchne* in ein offen konfligierendes Verhältnis, das durch normatives Beharren zugunsten eines Vorrangs der *physis* aufgelöst wird.

Das frühere, aber durch seine personale Bindung zur Bildung einer abstrakten Sphäre eigener Funktionalität nicht geeignete Phänomen des Kredits reichte dagegen aller Wahrscheinlichkeit nicht aus, um eine theoretische Reflexion auf das *Ökonomische* als Phänomen entstehen zu lassen, weil das Kreditverhältnis zwischen Gläubiger und Schuldner nicht als Ware frei zirkuliert.¹⁰⁴ Die Verbriefung des Kreditverhältnisses, durch welche dieses frei handelbar und damit die Schicksalsgemeinschaft von Schuldner und Gläubiger aufgelöst wird, ist dagegen ein verhältnismäßig junges Phänomen, das in den antiken und scholastischen Abhandlungen über das Wesen des Kredits noch nicht berücksichtigt wird.

Vgl.: Alfred Sohn-Rethel, *Warenform und Denkform*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1978. Das Marxsche Diktum von der Logik als 'Geld des Geistes' hat in diesem Sinne eine Reihe von Arbeiten zur Sozialgeschichte des Geldes aus materialistischer Perspektive inspiriert. Siehe zum Beispiel auch: Rudolf Wolfgang Müller, *Geld und Geist*, Frankfurt a. M., New York: Campus Verlag 1977.

¹⁰³ Niklas Luhmann übernimmt den Begriff des symbolisch generalisierten Mediums von Talcott Parsons. Letzterer spricht noch von *symbolically generalized medias of interchange* (Vgl. Talcott Parsons, *Social Structure and the Symbolic Media Interchange*, in: Peter M. Blau (Hg.), *Approaches to the Study of Social Structure*, London 1964). Der Tauschaspekt fällt in der Luhmannschen Terminologie weg. Hanno Pahl spricht im Sinne Luhmanns von der weitverbreiteten Missachtung des Mediums Geld für die Entwicklung der ökonomischen Theorie auch in der Wirtschaftsgeschichte von einer strukturellen 'Geldvergessenheit'. Vgl.: Hanno Pahl, *Das Geld in der modernen Wirtschaft, Marx und Luhmann im Vergleich*, Frankfurt a. M.: Campus Verlag 2008, S. 8.

¹⁰⁴ Zur mythologischen Bedeutung des Kreditphänomens und dessen aus sozialer Sicht spezifisch gegenläufiger Tendenz hinsichtlich sozialer Integration gegenüber dem generalisierten Medium des Münzgeldes siehe: David Graeber, *Schulden: Die ersten 5000 Jahre*, Stuttgart: Klett-Cotta 2012. Graeber interpretiert das Kreditverhältnis in historischer Perspektive geradezu als sozialen Bindestoff, dessen integrative Kraft der desintegrativen Wirkung des Münzverkehrs entgegen gestellt wird.

Ein weiterer Kernaspekt des einem im heutigen Sinne ‚wertfrei-deskriptiven‘ Umgangs mit dem ökonomischen Phänomen im Wege stehenden Aristotelischen Denkens liegt außerdem darin, dass sein Begriff der *physis* eher der Biologie als der Physik zuneigt. Das ihm eigene Bewegungsgesetz ist kein mechanisches, sondern vielmehr eines, das durch eine nicht unwesentliche teleologische Komponente gekennzeichnet ist. Die *physis* des Aristoteles weist also gegenüber einem atomistischen, der zergliedernden Analyse zugänglicheren Naturbegriff einen gewissermaßen geringeren Status der Objektivierbarkeit auf.

“Erst mit der Kritik Platons an einer nur auf Notwendigkeit und Zufall aufbauenden Natursicht und seiner Umkehrung des Verhältnisses von Natur und Geist, nehmen die Naturgebilde einen objekthaften Charakter an, und die ψυχή übernimmt die Funktion eines in Aktivität befindlichen Subjekts. Indem nun Aristoteles diesen subjekthaften Charakter von der ψυχή wieder zurück in die φύσις verlagert, dabei allerdings der Natur Momente eines eigenen Willens zuerkennt, die bis dahin nur der ψυχή eigen waren, gewinnt die φύσις erstmalig einen tatsächlich subjekthaften Charakter.”¹⁰⁵

Dieser Umstand ist folgenreich für den Ökonomiebegriff bei Aristoteles. Er führt dazu, dass die *physis* eher als Maß fungiert, denn dass sie menschlichem Ermessen gehorchen würde.¹⁰⁶ Ihr prozesshafter Charakter ist ihrer begrifflichen Handhabung gegenüber sozusagen spröde.¹⁰⁷

Etwas kritischer könnte man sagen, der Aristotelische Naturbegriff ist animistisch. Aber wie auch immer die Einordnung Aristoteles’ im Hinblick auf die weitere Entwicklung von Physik und Biologie vorgenommen wird, seine Prägekraft für die Geschichte der Ökonomik rührt faktisch aus dieser *Subjekthaftigkeit der Natur*. Und zwar auch deshalb, weil sie die semantische Disposition für eine formal ähnliche Definition der Ökonomie durch das

¹⁰⁵ Helmut Blöbbaum, *Zur Dialektik der Ökologiebegriffs unter Berücksichtigung des Physisbegriffes bei Aristoteles*, Frankfurt a. M.: Verlag Peter Lang 1992, S. 101.

¹⁰⁶ Eine Kontinuität zu Platon besteht in der Auffassung, dass nicht der Mensch Maß aller Dinge ist, sondern dass die menschliche Erkenntnis auf eine Art Idealität angewiesen ist, die gerade als unabhängig vom Menschen außerhalb des Menschen verortet werden muss. In dieser Hinsicht übernimmt Aristoteles die Position seines Lehrers in der Kontroverse zwischen Idealismus und Sophismus.

¹⁰⁷ Sie hat so eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Bergsonschen *Élan vital*, der analog in seiner Nicht-Objekthaftigkeit dem analytischen Verstand unzugänglich bleibt. Vgl.: Henri Bergson, *Schöpferische Evolution*, Hamburg: Felix Meiner 2003. Zum Gegensatz im Selbstverständnis der modernen Naturwissenschaft im Vergleich zu Aristoteles stellt Thomas Buchheim fest: “Im gesetzwissenschaftlichen Verfahren stecken demnach schon im Ansatz zwei Reduktionen der ‘Wirklichkeit’: erstens die Beschränkung auf die einmal ausgewählten Observablen; zweitens die Methode der idealisierten Betrachtung von Meßwerten unter dem Gesichtspunkt der Mathematisierbarkeit.” Thomas Buchheim, *Aristoteles*, Freiburg i. Br.: Herder 1999, S. 100. Zitiert nach: Florian D. Walch, *Ökonomie der Natur: Die Frage der Naturkonzeption in der Physik des Aristoteles*, München: Herbert Utz-Verlag, 2002, S. 97.

Christentum bildet. Spinozas *natura naturans* ist sozusagen die neuzeitliche Wiedervereinigung eines transzendenten Subjektcharakters, der zu Zeiten der neuzeitlichen und schließlich mechanischen Physik Newtons im wesentlichen auf die transzendente Figur des christlichen Gottes übergegangen war, mit dem Naturbegriff im Panteismus. Das trennende Merkmal von Kultur und Natur (oder mindestens *Leben*) als durch einen Zweck außer sich beziehungsweise in sich selbst definiert, ist eine bis heute nicht unpopuläre Unterscheidung, die unter Umständen auch für die wesentlichen Vorbehalte seitens der biologischen Systemtheorie gegenüber der Ausweitung des Charakteristikums der Selbstreproduktion lebender Organismen auf die Theorie sozialer Systeme noch eine Rolle spielt.¹⁰⁸ Der *physis*-Begriff des Aristoteles als ein wesentlich auf die organische Natur bezogener hat als solcher zudem eine natürliche Tendenz, sich in den Belangen einer Ökonomie, die noch primär Landwirtschaft ist, zu Wort zu melden. Einem Atomisten wäre es unter Umständen nicht eingefallen, den Naturbegriff auf ähnliche Weise als Maßstab für die ökonomische Praxis zurate zu ziehen.

Bei der Problematik, die hier als der referenzlogische Gesichtspunkt in der Formulierung verschiedener historischer Wertkonzepte bezeichnet wird, kommt es also auf die Konsequenzen an, die ein Naturbegriff mit sich bringt, dessen Nichtbeherrschbarkeit aus der Opazität seines Prozesscharakters herrührt. Aus ihm ergibt sich eine Wirksamkeitseinschränkung des kulturellen Zugriffs; ökonomisch gesprochen: der Produktion. Die Natur gibt, der Mensch nimmt hin. Der Wert, auch der ökonomische, fällt damit eher in die Sphäre des Sakralen, jedenfalls in Betreff der Stellung, die der Mensch bezüglich seines In-die-Welt-Kommens einnimmt, *für das er nicht ursächlich ist, von dem er aber existentiell abhängt*. Die resultierende kulturelle Praxis ist eine der *Reverenz* inklusive Opfergaben und Erntedankfeste sowie die gleichzeitige Ächtung derjenigen Praktiken, die das Transzendente unter menschliche Autorität zu stellen versuchen. Einschlägig ist auch hier das Zinsverbot als intuitive Norm sowohl der griechischen Antike als auch der abrahamitischen Kulturen. Das Aristotelische Diktum, ‚Geld heckt keine Jungen‘,¹⁰⁹ ist eine Charakterisierung der kulturellen Sphäre als gegenüber der physischen im Wesentlichen *steril*, also nicht zur Reproduktion begabt. Die Vorstellung, dass die Reproduktion aus sich selbst heraus eine der

¹⁰⁸ Während Niklas Luhmann demonstriert, dass er seinerseits keine Probleme hat, das Erbe Spinozas zu reklamieren, indem er der *Gesellschaft der Gesellschaft* ein Spinoza-Zitat vorabstellt: „Id quod per aliud non potest concipi, per se concipi debet“. (Was nicht durch anderes geformt wird, muss sich aus sich selbst formen. m. Ü.) Niklas Luhmann, *Die Gesellschaft der Gesellschaft*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1997, S. 10.

¹⁰⁹ Aristoteles, *Politik*, 1258 b. Die Metaphorik der natürlichen Fruchtbarkeit in Belangen der Werterzeugung findet eine weitere Anwendung in der vermuteten Herleitung des Begriffs ‚Kapital‘ (von lat. *Caput* = Kopf) als (Kopf)-Anzahl einer Viehherde sozusagen als selbstständig Nachkommen produzierender Kapitalstock.

physis vorbehaltene Eigenschaft ist, führt zur Weigerung, das Wachstum des Geldes aus sich selbst – den Zins – als empirisches Phänomen anzuerkennen. Stattdessen wird dieser durch moralische Ächtung vom natürlichen Gang der ökonomischen Dinge ausgeschlossen. Die spätere semantische *Inklusion* der Fertilitätsmetaphorik in die ökonomische Sphäre ist dagegen ein Phänomen bürgerlicher Ethik. Einschlägig ist hier ein Text Benjamin Franklins mit dem Titel *Advice to a Young Tradesman*, der unter anderem von Max Weber zum Beleg seiner Thesen zum Zusammenhang von protestantischer Ethik und kapitalistischem ‚Geist‘ angeführt wird, in dem es heißt:

„Vergiss nicht, daß Geld von einer zeugungskräftigen und fruchtbaren Natur ist. Geld kann Geld erzeugen, und die Sprösslinge können noch mehr erzeugen, und so weiter. Fünf Shillings umgeschlagen sind sechs, wieder umgeschlagen sind es sieben und drei Pence und so fort, bis daraus hundert Pound werden. Je mehr davon vorhanden ist, desto mehr erzeugt das Geld bei jedem Umschlag, sodaß die Profite schneller und schneller steigen. Wer ein Mutterschwein tötet, vernichtet dessen ganze Nachkommenschaft bis in die tausendste Generation. Wer eine Crown mordet, zerstört alles, was damit hätte produziert werden können, bis hin zu einer ganzen Schar von Pounds.“¹¹⁰

Es findet sich im Verhältnis von antiken und monotheistischen Zinsverböten (Wucher) allerdings auch eine nicht unwichtige Differenz, insofern letztere sich stärker auf die Zeit kaprizieren als auf den limitierten Selbstzweck natürlicher Reproduktion. Vor dem Zeithorizont der einzelnen menschlichen Existenz als Gabe Gottes, die ihre Bedeutung auch insgesamt stärker aus ihrer eschatologischen Situiertheit – das heißt aus dem Vergehen der Zeit in Bezug auf ein Ziel hin – bezieht, besteht der Frevel tendenziell stärker darin, *mit dieser Gabe der Zeit der eigenen Willkür gemäß zu verfahren*; vielmehr aber noch darin, den die Menschheit als potentielle Glaubensgemeinschaft einenden Umstand, eine begrenzte Zeitspanne auf dem zeitlich endlichen Weg der Welt in Richtung auf das Heil zu verbringen, zum Quell einer Asymmetrie unter den Menschen zu machen. Die Zeiterfahrung als Spezifikum der eschatologischen Religionen im Gegensatz zum zyklischen Weltbild der Antike ersetzt in gewisser Weise den souveränen Gang der autonomen Natur als dasjenige, an dem die höchste Hybris begangen werden kann, durch die göttliche Gabe der (knappen!) Zeit.¹¹¹ *Zeit* und *physis* eint in Bezug auf den wertschätzenden Menschen die beiden

¹¹⁰ Benjamin Franklin, *Advice to a Young Tradesman, Written from an Old One* (12 July 1748), in: *The Autobiography and Other Writings on Politics, Economics, and Virtue*, hrsg. von Alan Houston, Cambridge (USA): Cambridge University Press 2004, S. 200. Zitiert nach Joseph Vogl, *Das Gespenst des Kapitals*, S. 128.

¹¹¹ Vgl. Jacques Derrida, *Falschgeld. Zeit geben I*, München: Wilhelm Fink-Verlag 1993.

gemeinsame Gestalt der *Gabe*. Eine Ökonomie, die ihren Wertbegriff an die Intuition des rein Rezeptiven knüpft, ist zur autopoietischen Ausgliederung eines Funktionssystems Wirtschaft aus dem gesamtgesellschaftlichen Kontext nicht in der Lage. Sie begreift sich aus dem Verweis auf etwas außer ihrer selbst und nicht als ein rekursiver kultureller oder gar bloß kommuniaktiver Prozess.

Entgegen dieser Lesart der Vorbehalte der abrahamitischen Religionen gegenüber der Zinsnahme gibt es auch Deutungsansätze, die den Ursprung des Zinsverbots der jüdischen Tradition eher in einer ähnlich ‚materialistischen‘ Bedingung der Theoriebildung verorten, wie sie auch für das sozioökonomische Umfeld Aristoteles’ bestand. Und zwar insofern die Wirtschaftsform der historischen Israeliten als im wesentlichen agrarisch derjenigen des attischen *oikos* ähnlich ist. Die Unterscheidung zwischen der Zinsvergabe an ‚Brüder‘ und ‚Fremde‘ in der jüdischen Tradition, an der sich viele Kontroversen entzündet haben und die Max Weber zum Anlass genommen hat, eine ‚Binnenmoral‘ von einer ‚Außenmoral‘ zu unterscheiden,¹¹² lässt sich dann aufschlüsseln als die Zinsvergabe an Subsistenzler (in der Regel also Konsumkredite) und Handelskredite an Fremde, ohnehin an die Lebensform des *bios chrematistikos*¹¹³ Verlorene.¹¹⁴ Die Vorstellung, dass ein Konsumkredit immer die Ausnutzung einer Notlage darstellt, findet sich auch in der christlichen Literatur.

Hinzu kommt, dass eine Proto-Ökonomik, der die Figur der Wertschöpfung aus Produktion und in diesem Zusammenhang die Funktion von Kapital nicht geläufig ist, die außerdem

¹¹² Max Weber, *Die Wirtschaftsethik der Weltreligionen*, in: Ders. Gesamtausgabe, Bd. 21, Tübingen: Mohr-Siebeck 2005, S. 541. Man denke auch an die Rolle des *Metöken* für die verschiedenen, auf den Bürgerverband der Polis bezogenen ethischen Entwürfe der griechischen Klassik. Niklas Luhmann fasst den Sachverhalt abstrakter, indem er die Entwicklung von einer sich auf eine beschränkte Anzahl von Personen in segmentärer Gesellschaftsordnung beziehende Moral zu einer codifizierten Moralordnung, deren potentiell Anwendungsgebiet die gesamte Menschheit ist als Resultat komplexerer Formen von Differenzierung in der moralischen Semantik auffasst: „Es liegt nahe zu vermuten, und Untersuchungen einfacherer Gesellschaften scheinen das zu bestätigen, daß eine moralische Konditionierung sich zunächst in der Kommunikation beschränkt (erste Variante). Die Umwelt bleibt amoralisches Feindland. Sie kann weder über Achtung noch über Mißachtung einbezogen werden. Die Unterscheidung System/Umwelt insuliert Geltungsbereiche der Moral. Erst sehr allmählich und vermutlich nur in Hochkulturen, das heißt nur aufgrund von Schrift und aufgrund von komplexeren (Ungleichheit einbeziehenden) Formen der Differenzierung, entwickeln sich ausgreifende Formen der Moral, die auch andere Völker und auch Personen einbeziehen, mit denen man nie in Kontakt kommt. Rein praktisch kann daraus ein *ius gentium* entstehen. Auch *Fremde* können nach *eigenen* Moralvorstellungen nicht beliebig behandelt werden, wenngleich sie nicht die Vollrechte der Bürger in Anspruch nehmen können. Man unterstellt dann eine Gesellschaft über allen Gesellschaften und bezieht sich damit auf die Unterscheidung des Menschen von allen anderen (sterblichen und unsterblichen) Lebewesen. Hochkulturen sind in diesem Sinne moralisch integrierte Gesellschaften, und ihre Religionen können sich nicht von Moral distanzieren. Sie sind, auf sehr unterschiedlichen regionalen und semantischen Grundlagen, je für sich Weltgesellschaften“. Niklas Luhmann, *Die Moral der Gesellschaft*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2008, S. 275.

¹¹³ Aristoteles, *Nikomachische Ethik*, 1096aff.

¹¹⁴ Vgl. Jochen Schumann, *Zur Geschichte christlicher und islamischer Zinsverbote*, in: Harald Hagemann (Hg.), *Studien zur Entwicklung der ökonomischen Theorie XXI - Ökonomie und Religion*, Berlin: Duncker & Humblot 2007, S. 149-207.

Wachstum als exklusive Eigenschaft der *physis* begreift, nicht in der Lage ist, im Zins etwas anderes als eine Übervorteilung und die Ausnutzung einer Notlage zu sehen. Zinstheorien, die den Zins als Opportunitätskosten einer unterbleibenden Investition, als Liquiditäts- oder Konsumverzicht entschlüsselt hätten, existierten selbstverständlich nicht. Einer gängigen sozialgeschichtlichen These zufolge handelt es sich daher bei Gesellschaften, in denen eine Ächtung des Zinses vorherrscht, eher um stationäre Ökonomien. Ein einschlägiger Fall für ein sozusagen normativ entspanntes Verhältnis zur Zinsnahme ist dementsprechend das Handelsvolk der Babylonier.¹¹⁵

Selbstverständlich ist die Geschichte des Zinsverbots und seiner Kontinuitäten und Diskontinuitäten bis hin zu seiner auch religiös sanktionierten Aufhebung im Zuge des Calvinismus und schließlich seiner wissenschaftlichen weitgehenden Marginalisierung (aber auch seiner Relevanz in islamischen Gesellschaften bis heute) insgesamt komplexer als an dieser Stelle verhandelbar wäre. Bezüglich der Bedeutung der verschiedentlichen Behandlung des Zinsphänomens in verschiedenen proto-ökonomischen und ökonomischen Epochen bleibt festzuhalten, der Zins als Preis des ökonomischen Mediums Geld, in dem also bereits ein Grad von Selbstreferentialität des Wirtschaftssystems zutage tritt,¹¹⁶ ist in eine Theorie mit puristisch fremdreferentiellen Wertbegriff nicht zu integrieren.

Für die sich bis zur Physiokratie erstreckende Dominanz der Natur als ökonomische Wertquelle liegt eine weitere Verfänglichkeit in der verhältnismäßigen Geringschätzung der handwerklichen Produktion durch Aristoteles und deren normativ konnotierter Aussparung von einem wie auch immer rudimentär vorhandenen Marktgeschehen. In gewisser Weise liegt dies an der höheren Wahrscheinlichkeit, mit der ein Handwerksgegenstand dazu neigt, für den Tausch statt für den Eigenkonsum produziert und damit selbst zum synthetischen Produktionsfaktor *Kapital* zu werden. Einerseits, weil sich sein Konsum über längere Zeit erstreckt als derjenige landwirtschaftlicher Erzeugnisse, andererseits weil die Kenntnisse, die in seine Produktion einfließen, einen Fall technologischer Spezialisierung darstellen. Die

¹¹⁵ Vgl. Johann Hejcl, *Das alttestamentliche Zinsverbot: im Lichte der ethnologischen Jurisprudenz sowie des altorientalischen Zinswesens*, Freiburg i. Br.: Herder 1907, hier S. 22-32.

¹¹⁶ Luhmann formuliert: „Der Geldmarkt existiert, wenn man so sagen darf, als Eigenmarkt des Wirtschaftssystems. Hier geht es um Finanzierungen, um den Kauf und Verkauf des Mediums Geld, um Beschaffung von Geld für Geld. Die Operationen dieses Marktes sind im Höchstmaße selbstreferentiell bestimmt, das heißt: an der Selbstreferenz des Wirtschaftssystems und an der Reflexivität seines Mediums Geld orientiert.“ Niklas Luhmann, *Die Wirtschaft der Gesellschaft*, S. 116. Für das finanzwirtschaftliche Operieren mit realwirtschaftlichen Größen tritt zuweilen eine Umorientierung in Richtung von Fremd- auf Selbstreferentialität durch die Präferenzierung der Chartanalyse gegenüber der Fundamentalanalyse zutage. Und dies, nach jetzigem Stand der Forschung, durchaus nicht mit schlechten Gründen. Vgl. Hierzu: Doron Avramov, Guy Kaplanski, Haim Levy, *Talking Numbers: Technical versus Fundamental Recommendations*, 2015.

Herstellung wird zeitaufwendiger, eine Einbindung des Produzenten in eine stärker arbeitsteilige Gesellschaftsstruktur daher naheliegend.

Dementsprechend ist das in Norditalien im frühen Mittelalter aufkommende Stadtwesen mit seiner erstmaligen nachhaltigen Trennung von Stadt und Land das Zeitalter eines erstmals zu politischer Macht kommenden Handwerks. Die *autarkeia* als der subsistenzuellen Lebensform entsprechende oberste Bürgertugend in der Polis trug durch ihre Langlebigkeit im antiken Schrifttum noch bis dato ihren Teil zur Ächtung einer handwerklichen Produktion für den Markt bei. In der Konsequenz führte dies zur langfristigen Hemmung eines Begriffs kultureller Wertschöpfung. Als gewissermaßen übergeordneter Begriff sowohl der natürlichen als auch der politischen Welt kann zudem der von Aristoteles in der Metaphysik eingeführte Begriff der *entelecheia* gelten, der die im Stoff angelegte Form, also die Selbstverwirklichung aus sich selbst bezeichnet (von: ἐν en = in, τέλος telos = Ziel, ἔχεια echeia von ἔχειν echein = haben/halten). Der aristotelische Zweckgedanke, der auch auf kulturelle Gegenstände Anwendung findet, limitiert ihren legitimen Wertaspekt damit, kurz gesagt, auf den in ihnen angelegten Gebrauchswert.

„Jedes Stück Besitz lässt eine zweifache Weise des Gebrauchs zu; bei beiden Formen wird (der Gegenstand) als solcher benutzt, jedoch nicht in gleicher Weise als solcher, sondern die eine benutzt den Gegenstand (seiner Funktion) entsprechend, die andere nicht – ich meine zum Beispiel, daß man einen Schuh trägt oder ihn zum Tausch verwendet: beides sind Möglichkeiten einen Schuh zu gebrauchen; denn wer einem anderen, der einen Schuh benötigt, diesen im Tausch gegen Geld oder Nahrung gibt, gebraucht zwar den Schuh als Schuh, aber nicht zu der ihm eigenen Verwendung; denn Schuhe sind ursprünglich nicht zum Zweck des Tausches hergestellt worden.“¹¹⁷

Vor diesem Hintergrund kann auch der Aristotelische Bezug auf seinen *physis*-Begriff für ökonomische Belange eingeordnet werden. Es ist der Zweckbegriff, der sich, aus der *physis* kommend und aus ihr die Autorität eines höchsten Maßstabs beziehend, auch in der kulturellen Sphäre – sowohl Handwerk als auch Handel beschränkend – geltend macht. Daraus ließe sich nun eine Art grundsätzliche ethische Intuition gegen eine Herrschaft der Mittel über die Zwecke ausmachen. In dieser Lesart, die in etwa die Marxistische Aristoteles-Lektüre ist, verliert sich aber der Ursprung des Zweckbegriffs, der eben ausdrücklich kein kultureller ist. Es handelt sich um einen nicht-emanzipatorischen Zweckbegriff, um einen Zweckbegriff, für den das Menschheitskollektiv als Souverän einer aufklärerischen Ratio oder

¹¹⁷ Aristoteles, *Politik*, 1257a.

eines Vektors der geschichtlichen Entwicklung noch keine Rolle spielt. Um ein Telos also, das nicht zum Fixpunkt einer geschichtlichen Bewegung taugt, sondern das auf der Ebene der Einzelphänomene natürlichen Ursprungs – im Wesentlichen also: der belebten Natur – verharret. *Spezifisch menschliches* Wirken ist in diesem Prozess einer Selbstzielhaftigkeit alles Belebten kein Faktor. Anders also, als dies in der christlichen Teleologie des Heilsgeschehens der Fall ist.

Von diesem ahistorischen Zweckbegriff einer Selbstvollendung des Natürlichen ist wiederum, wenn man den Ähnlichkeiten einer Metaphorik des selbstreproduzierenden Organismus von Aristoteles bis Luhmann folgt, der abgeklärte Luhmannsche Funktionalismus zu unterscheiden, der den Zweckbegriff in einen unsentimentalen von jeglichen Assoziationen einer Vorsehung oder Erfüllung entleerten Begriff der Funktion überführt:

*“Schließlich enthält auch der Funktionsbegriff keinerlei normative oder auch nur teleologische Sinnbeimischungen. Es geht um nichts weiter als um einen limitierenden Vergleichsgesichtspunkt und, vom Gesellschaftssystem her gesehen, um ein Problem, dessen Lösung (...) Voraussetzung ist für die Evolution höherer Grade von Systemkomplexität.”*¹¹⁸

Oder knapper:

*„Die Funktion der Funktion ist die Funktion.“*¹¹⁹

Die entscheidende Gemeinsamkeit für die Wirtschaftstheorie dagegen, die das antike Wertdenken über die ökonomischen Konzeptionen von Mittelalter und Neuzeit auch noch an die Physiokratie bindet, ist die *Transzendenz des Wertursprungs*; seine Unerreichbarkeit für menschliche Praxis. Der Zweck bezeichnet bei Aristoteles eine ‚natürliche Finalität‘¹²⁰ und nicht die Intention eines Subjekts. Ein solcher Zweckbegriff fügt sich in die kosmologische

¹¹⁸ Niklas Luhmann, *Das Recht der Gesellschaft*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1995, S. 32.

¹¹⁹ Niklas Luhmann, *Die Gesellschaft der Gesellschaft*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1997, S. 1125.

¹²⁰ Zur Umprägung des Zweckbegriffs von einem natürlichen Telos hin zu einem intentionalen Entwurf siehe: Niklas Luhmann, *Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft, Bd. 2*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1993, S. 9 – 45. “Die ältere Teleologie hatte angenommen, daß Bewegungen der Natur ihr natürliches Ende finden, in dem sie den Zustand der Perfektion erreichen. Bewegungen galten, modern ausgedrückt, als Prozesse mit eingebauter Stoppregel. Ein Prozess ‘weiß’, wann er sein Ziel erreicht; er kommt in der für ihn möglichen Perfektion zur Ruhe; er ist als dieser bestimmte Prozess über sein Ende hinaus nicht weiter, und dies Ende ist erkennbar. Freiheit besteht dann in einer auf Kenntnis beruhenden Möglichkeit der Negation. Ferner gehört in dieses Syndrom eine Bewertung der Endzustände und Perfektionen als natürlich-gut. Die Erfüllung ist das, was in der uns gegebenen Welt zu erwarten ist. Man müßte schon die Einheit von Kosmologie und Religion aufbrechen, wollte man diese Realperfektion ablehnen.” Niklas Luhmann, *Ebenda*, S. 10.

Ordnung ein, wohingegen der Zweck als mentale Vorgabe eines göttlichen Willens die Vorbedingung für das Subjekt als Ursache einer – dann auch historisch gefassten – Teleologie bildet. Unter dem Aspekt der Nichtbeeinflussbarkeit wiederum sind die Transzendenz des Naturwuchses und die eines göttlichen Willens – systemtheoretisch gesprochen – als funktional äquivalent zu betrachten. Die Auffassung, dass menschliche Arbeit *wertschöpfend* sei, ist mindestens der ehrerbietenden Haltung des Aristoteles der *physis* gegenüber gemäß nicht weniger als absurd.

Entscheidend in der griechischen Antike wie in der Moderne ist also die Frage, von welcher Warte aus das ökonomische Denken seine Beurteilung findet. Die Begriffe der *timé* und des *semeion* sind (zumindest bei Aristoteles) als bereits zur Akkumulation befähigende Wertformen sozialen Ursprungs auszumachen, wobei sich *semeion* (Ursprung des heutigen Begriffs der Semiotik) in der Bedeutung als ‚Messwert‘ in die Richtung des ‚Zeichens‘ bewegt hat – sich also sozusagen dem Wertbegriff in der Sprachwissenschaft angenähert hat.¹²¹ Dasjenige Begriffsfeld, anhand dessen sich auch die ökonomische Theorie des Mittelalters in Kontinuität zu demjenigen der Antike setzen lässt, ist aber nicht dasjenige dieser bereits quantitativ vorgeformten Werte, sondern eines, das sich von der Tugendlehre des *agathon* bis in die christliche Metaphysik und deren Begriff des *summum bonum* erstreckt. Für beide Epochen ist es nicht sinnvoll anzunehmen, dass sich ökonomische Belange bereits aus einer Semantik des Preises – das heißt der akkumulierbaren und tendenziell quantifizierbaren sozialen *Wertung* – verstehen ließen.

¹²¹ Siehe hierzu: Gerda Haßler, *Der semantische Wertbegriff in Sprachtheorien vom 18. bis zum 20. Jahrhundert*, Berlin: Akademie-Verlag 1991. Dieser Strang des Bedeutungsgeflechts ‚Wert‘ wird hier, obgleich interessant, aus Gründen der thematischen Beschränkung nicht weiter verfolgt.

I. 3. Klassische Wertbegriffe – Kultur als Wertursprung

Niklas Luhmann spricht in Bezug auf die Transformation, die sich innerhalb der Ökonomik mit dem Schritt von der Vorklassik zur Klassik vollzieht, von der Entdeckung der arbeitsteiligen Produktion als dem ‚*Wunder der Effektivitätssteigerung*‘.¹²² Und konstatiert als Folge:

*„Die Differenz Naturzustand/Zivilisation wurde in die Differenz Gesellschaft ohne/Gesellschaft mit Arbeitsteilung umgeschrieben.“*¹²³

Eine von Luhmann nicht explizit gemachte Konsequenz dieser Umstellung ist es, dass das Referenzverhältnis von Wert und Preis damit insgesamt in die Sphäre des Kultürlichen rückt.¹²⁴ Preise sind nun nicht mehr die bloß menschliche Widerspiegelung natürlicher, unverrückbarer Sachverhalte (theologisch: Gaben oder naturwissenschaftlich: Ressourcen), sondern spiegeln eine Wertquelle wider, die ihren Ursprung ihrerseits bereits zum Teil in der Kultur hat. Diese Wertquelle zu gestalten, fällt nun potentiell in die Fähigkeit menschlichen (wirtschaftspolitischen) Wirkens.

*„Der Mensch konnte von nun an ganz prometheisch zum Selbstschöpfer werden, der ununterbrochen für Neuwertigkeiten sorgt und den Markt belebt, der jetzt die lebendige Natur ersetzte, die zur Materie schrumpfte, zur Ressource wurde und der Ausbeutung zur Verfügung stand.“*¹²⁵

Die widerstandsfähige Fremdreferenz der transzendenten Natur, die sich jeglichem menschlichen Eingriff erwehrt, wird innerhalb des Wertdiskurses gebrochen. Aus

¹²² Niklas Luhmann, *Die Wirtschaft der Gesellschaft*, S. 45.

¹²³ Ebenda

¹²⁴ Der Begriff ‘Kultur’ wird hier in dem weitestmöglichen Sinne verwendet, in dem er – durch negative Definition an seinen Gegenbegriff ‘Natur’ gebunden – all das bezeichnet, was seine Genese spezifisch menschlichem Wirken verdankt. Passender Weise für die hiesige Thematik bezeichnet der Begriff der *cultura* in seiner ursprünglichsten Verwendung zunächst die menschliche Nutzbarmachung der Natur zu landwirtschaftlichen (also ökonomischen) Zwecken; im Wesentlichen also das, was heutzutage mit dem Begriff der *Kultivierung* bezeichnet wird.

¹²⁵ Eberhard Straub, *Zur Tyrannei der Werte*, Stuttgart: Klett-Cotta 2010, S. 12

systemtheoretischer Perspektive stellt diese Umstellung auf der Ebene der Reflexionstheorie der Wirtschaft einen nicht unwesentlichen Schritt auf dem Weg zu einer sich allmählich immer stärker auf Selbstreferenz ausrichtenden Ökonomik dar.

Luhmanns etwas ungewöhnliche Begriffswahl des ‚Wunders‘ wird, wie einige andere Überlegungen in *Die Wirtschaft der Gesellschaft*, nicht allzu umfassend ausgeführt. Es dürfte aber angesichts des vorangegangenen Abschnitts einleuchten, dass eine recht bedeutsame Wende gegenüber früheren ökonomischen Konzepten darin liegt, den Wert (auch den zunächst bloß ökonomischen) als Erzeugnis kultureller Praxis zu begreifen. Aus der antiken Warte der Summenkonstanz der Wertproduktion in der Natur, der relativen Souveränität einer in sich teleologischen *physis* gegenüber menschlicher *techné*, muss der Begriff des *Mehrwerts*, dessen Ursprung in der menschlichen Arbeitsteilung als einer kultürlichen *Wertschöpfung* ausgemacht wird, als eine Art Hybris wirken.¹²⁶ Unter der Geltung des sozusagen universellen ‚Werterhaltungssatzes‘ ist die Wertschöpfung durch menschliche Arbeit eine *creatio ex nihilo*, ein der bis dahin gültigen ökonomischen Kosmologie zuwider laufendes ‚Wunder‘. Die ehemals der Natur gegenüber *sterile* Sphäre der Kultur erhält das Charakteristikum der ökonomischen Fruchtbarkeit.

Die Umstellung des Wertfundaments von Natur auf Kultur ist also eine Zäsur in der Ökonomik und lässt sich wohl auch nicht unabhängig von der geistesgeschichtlichen Großwetterlage betrachten, innerhalb derer erstmalig ein nicht zyklischer Begriff von Geschichte aufkommt, der schließlich in eine universelle Vorstellung von Fortschritt samt der vielen verheißungsvollen Projekte moderner Gesellschaftstheorien mündet. Wenn man es als ein Kennzeichen der Moderne gelten lässt, dass sie sich als Projekt begreift,¹²⁷ als eine vorwärtige, transformative Bewegung innerhalb des Ganzen der menschlichen Kultur, deren jeweils nächste Entwicklungsstufe ihrer vorherigen gegenüber etwas qualitativ *Neues* hervorbringt, liegt die ökonomische Spielart dieser Figur, die sich in Begriffen wie *Wertschöpfung* und *Mehrwert* manifestiert, auf der Hand. Ein derart zukunftsgerichtetes, man könnte fast sagen: messianisches Empfinden der eigenen Epoche im historischen Kontext ist im gesellschaftlichen und politischen Diskurs, so Luhmann, ab der Französischen Revolution gegeben:

¹²⁶ Die wiederum etwas kursorische Formulierung Luhmanns für die begriffliche Umstellung von begrenzter natürlicher auf entgrenzte kulturelle Wertschöpfung in der Moderne lautet: „Man gab die Annahme einer Mengenkonzanz auf, um durch die Art der Allokation ein Mengenwachstum zu produzieren und zugleich diejenigen, die dabei zu kurz kommen, abfinden zu können.“ Ebenda, S. 100.

¹²⁷ Ein nach wie vor ‚unvollendetes Projekt‘, wenn man Jürgen Habermas folgt. Vgl. Jürgen Habermas, *Die Moderne – ein unvollendetes Projekt*, in: Jürgen Habermas, *Kleine politische Schriften (I-IV)*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1981, S. 444-464.

“Immerhin war die beginnende Industrialisierung mitsamt ihren Folgen in England schon sichtbar, und die Neuartigkeit dieser Erscheinungen faszinierte Europa. Auch die Französische Revolution hatte darauf präpariert, im Neuen das Wesentliche zu sehen. Dem entsprach das Deutungsangebot Kapital und Arbeit mit dem Versuch, die Dynamik der modernen Welt auf präzise Begriffe zu bringen. Die Idee konnte im Vorgriff auf Tatsachen schon überzeugen.”¹²⁸

Obgleich die Arbeitswertlehre zu Beginn der Epoche, die man heute als klassische Ökonomik bezeichnet, noch mit den alten und zum Teil wiederbelebten Konzepten einer im *Boden* verorteten Wertschöpfung konkurriert – am prominentesten in der einflussreichen physiokratischen Lehre – fällt die Entscheidung des theoretischen Mainstream vermehrt eindeutig zugunsten der kulturellen Produktivkräfte als Hervorbringungsgründe des neuen Phänomens des ökonomischen Mehrwerts aus. Das Verhältnis der ökonomischen Größen *Boden* und *Arbeit* bleibt aber eines, das sich immer einmal wieder in Bezug auf die Frage umkehrt, welchem der beiden Produktionsfaktoren das Primat in der Werttheorie zukommt.¹²⁹

Es scheint sich hierin ein Bruch in der ökonomischen Semantik zu vollziehen, der vielen der seinerzeitigen Autoren Schwierigkeiten bereitet, insofern beide ‚Wertintuitionen‘ jeweils eine gewisse Plausibilität für sich beanspruchen können, sich aber letztlich schwer in einem systematischen Entwurf vereinen lassen. Ein etwas unentschlossenes Schwanken zwischen ‚natürlicher‘ und ‚kultureller‘ Wertgenese ist in vielen Schriften der klassischen Epoche erkennbar.

Der Materialismus Marxistischer Schule zum Beispiel kann unter diesen Ausgangsbedingungen auch als ein semantischer Brückenschlag interpretiert werden. Dass er den Begriff der Materie – des Stoffes – für sich zu reklamieren in der Lage war, obwohl sein

¹²⁸ Niklas Luhmann, *Die Wirtschaft der Gesellschaft*, S. 162.

¹²⁹ Luhmann erklärt die Präferenzierung des Arbeitsbegriffs unter anderem dadurch, dass dieser eine Vermittlung der in feudaler, stratifikatorischen Ordnung völlig geschiedenen Sphären von ‚arm‘ und ‚reich‘ vornimmt, die durch eine Umcodierung in das Verhältnis von Kapitaleignern und Lohnarbeitern durch den gesamtgesellschaftlichen Integrationsmechanismus des ökonomischen *Tausches* geleistet werden kann. Letztlich wäre dies als Ausdruck einer zunehmend ökonomisierten Selbstbeschreibung der Gesellschaft zu interpretieren. “Am Beginn der neuen politisch-ökonomischen Diskussion um 1760 gab es zwei konkurrierende Möglichkeiten. Man konnte einmal sagen, daß der ökonomische Wert letztlich auf den Wert der Arbeit zurückzuführen sei, der Wert der Arbeit aber in den Kosten ihrer Reproduktion liege, also letztlich im dafür notwendigen Aufwand von Land. Ebenso überzeugend und nicht besser war das andere Argument: daß alle Landausnutzung letztlich Arbeit erfordere. Beide Argumente suchten die Reduktion auf einen Faktor zu begründen, um diesen dann universell zu setzen. Beide konnten sich wechselseitig nicht ausschließen. Dennoch hat die Arbeitswertlehre sich durchgesetzt und offenbar deshalb, weil man über Arbeit, nicht über Land, zwischen arm und reich vermitteln konnte. Dabei wird die ursprüngliche Streitfrage nicht entschieden, sondern nur unterlaufen mit dem Argument, daß der Wert eines Gutes, das man eintausche oder kaufe, letztlich immer diejenige Arbeit kaufe, die man sich selbst ersparen möchte.” Niklas Luhmann, *Die Wirtschaft der Gesellschaft*, S. 159.

zentraler Begriff die *Arbeit*, also ein Prozess der Formgebung, ist, zeigt, dass seine ökonomische Theoriebildung nicht in bewusster Opposition zu den mit einem *natürlichen* Wertursprung hantierenden Wirtschaftstheorien entsteht, sondern sich am Begriff des *Geistes* im Deutschen Idealismus abarbeitet.

Bekanntlich ist nicht ausgemacht, in welche Richtung die Korrelation zwischen Wirtschafts- und Geistesgeschichte verläuft. Ein nicht geringer Teil der Meinungen hierzu misst einer nicht-materialistischen Bewegung der Geistesgeschichte lediglich eine Art Wasserkopfstatus gegenüber den wirksamen Kräften der Produktion bei, wobei weder eine klare Begriffsklärung des Terminus *Geist* noch des Terminus *Materie* je gelungen ist. Für die hiesigen Belange soll es reichen, eine möglichst überzeugende Argumentation für einen gewissen Gleichschritt im Sinne der unternommenen These zu liefern, ohne dabei dem Primat des Geistes oder der Materie das Wort zu reden.¹³⁰

Für eine Theoriebildung wie die systemtheoretische, die verstärkte Aufmerksamkeit auf die historische Karriere von Semantiken legt und in diesen einen den *Dingen* mindestens gleichberechtigten Vektor des geschichtlichen Prozesses erkennt, büßt zudem die alte Unterscheidung von Geist und Materie zumindest ihre analytische Funktion ein:

„Man kann die Bedeutung von (angemessenen oder unangemessenen) Ideen für die Entwicklung gesellschaftlicher Verhältnisse verschieden einschätzen. In jedem Falle geht es nicht um einen Unterschied von Materie und Geist. Vielmehr werden Ideen selbst zur gesellschaftlichen Realität, sobald sie im Kommunikationsprozeß Ausdruck finden. Das Problem ist also: ob und wie in der Gesellschaft über die Gesellschaft kommuniziert wird, und weiter: wie im Kommunikationsprozeß auf die Ideen, Begriffe, Theorien, Unterscheidungen usw. reagiert wird, die im Kommunikationsprozeß selbst verwendet werden. Denn davon hängt ab, was hervorgehoben und was verdunkelt oder einfach nicht angesehen wird; was als Information erscheint und gegen welche anderen Möglichkeiten Entscheidungen sich profilieren; ferner, was erwartet wird und vor welchem Erwartungshintergrund Kritik geübt werden kann. Kein Kommunikationsprozeß kann das, worüber er spricht, ohne Verkürzungen und Vereinfachungen erfassen. Gerade deshalb verdienen die Folgen bestimmter Vereinfachungen für die weitere Kommunikation unser Interesse.“¹³¹

¹³⁰ Darin stimmt dieser Ansatz mit der Einschätzung Mark Blaugs überein: “In Anbetracht der ultramarxistischen These, die Wirtschaftstheorie jeder beliebigen Epoche sei nichts weiter als die Widerspiegelung der herrschenden politischen und historischen Verhältnisse, erhebt sich die Frage, ob die entgegengesetzte These – die Wirtschaftstheorie wird um ihrer selbst willen betrieben – nicht genauso abwegig ist.” Mark Blaug, *Systematische Theoriegeschichte der Ökonomie Bd. I*, München: Nymphenburger Verlagshandlung 1971, S. 13.

¹³¹ Niklas Luhmann, *Die Wirtschaft der Gesellschaft*, S. 171.

Zwischen der Zyklizität der antiken Welt und dem Klima verstärkter Zukunftsträchtigkeit in der Moderne liegen Mittelalter und frühe Neuzeit. Wiederum handelt es sich hier um Epochenbestimmungen mit einem gewissen Freiheitsgrad, auf die der Vollständigkeit halber insoweit eingegangen werden soll als nötig, um darzustellen, inwieweit die Veränderungen des ökonomischen Denkens durch sie gegenüber dem Einschnitt der *Surplus-Theorien*¹³² der ökonomischen Klassik in der Moderne vergleichsweise gering sind.

Der geistesgeschichtlichen Epoche der Scholastik entspricht in der Ökonomik im Wesentlichen die Theorie des *iustum pretium*¹³³ – des ‚gerechten Preises‘. Auch für diese Tendenz ist die Wiederentdeckung der Aristotelischen Schriften prägend, nachdem diese ihren Weg durch die Übersetzungsleistung des arabischen Raumes wieder nach Mitteleuropa fanden und dort mit der christlichen Morallehre amalgamiert wurden. Kenneth Arrows Formulierung, die modernen Theorien des Gleichgewichtspreises seien gegenüber den scholastischen Theorien des gerechten Preises als ‚*the modern version of the same idea*‘¹³⁴ zu begreifen, ignoriert die semantische Referenz auf eine theologische Moral und ihre Implementierung durch eine religiös sanktionierte politische Ebene. Für die Frage nach Abhängigkeit und Unabhängigkeit eines ökonomischen Diskurses oder sogar eines gesellschaftlichen Funktionssystems Ökonomie wird hier also das Entscheidende für nebensächlich erklärt.

Der Epoche zwischen Renaissance und dem Ende des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation korrespondiert in gewisser Weise der Merkantilismus (beziehungsweise in den Deutschen Kleinstaaten der Kameralismus). Zwischen den beiden Epochen findet eine Verschiebung statt von einem universalistischen ökonomischen Denken unter der Ägide der christlichen Kirche zu einer Ökonomik, die wesentlich als Funktion der Staatsräson der aufkommenden Nationalstaaten und ihres Konkurrenzverhältnisses untereinander zu verstehen ist. Dies trifft besonders auf die Seefahrernationen zu, deren dauerhafte Konflikte schwer zwischen Wirtschaftskrieg und tatsächlichem Krieg zu verorten sind. Der

¹³² In gewisser Weise ist der Begriff der ‘Surplus-Theorien’ für die mit der Industrialisierung aufkommenden stark auf Arbeitsteilung, technischen Fortschritt und ein dadurch bedingtes Wohlstandswachstum abstellenden Theorien irreführend, insofern der Surplus-Begriff auch in den vorindustriellen Theorien des Merkantilismus/Kameralismus eine Rolle spielt. Hier handelt es sich allerdings immer um den Überschuss des Ertrags des Bodens über die Subsistenzkosten seines Besitzers. Von diesem nur in Bezug auf den einen Produktionsfaktor Boden gegebenen ‘Surplus’ nehmen die Zirkulationsfiguren des Merkantilismus und der Physiokratie zumeist ihren Ausgang. Die Vorstellung von dauerhaft steigendem Wirtschaftswachstum bleibt damit allerdings logisch ausgeschlossen.

¹³³ Siehe: Johannes Herrmann, *Der ‘gerechte Preis’: Beiträge zur Diskussion um den ‘pretium iustum’*, Erlangen: Univ.-Bund Erlangen-Nürnberg e.V. 1982.

¹³⁴ Kenneth J. Arrow, *Collected Papers of Kenneth Arrow*, Bd 1., *Social Choice and Justice*, Oxford: Basil Blackwell 1984, S. viii.

Souveränitätsgedanke, der durch Bodin und Hobbes in die Staatswissenschaft eingeführt wird, breitet sich gewissermaßen auch über die zeitgenössische Ökonomik. Ein starker Protektionismus sowie das systematische Verfolgen einer Asymmetrie in den Handelsbeziehungen zu den eigenen Gunsten (bekannt geworden als ‚Beggar-thy-Neighbor-Prinzip‘¹³⁵) wurde zudem durch den zunehmenden Münzverkehr, der sich wiederum der stark vermehrten Edelmetallförderung aus den Kolonien verdankte, ein naheliegendes Mittel staatlicher Machtpolitik. Ein Netto-Devisenimport (und dementsprechend Netto-Güterexport) ließ sich so in staatliche Edelmetallreserven und diese wiederum in (vermeintlichen) nationalen Machtzuwachs umsetzen.

Die merkantilistische Grundhaltung ist von Alfred Marshall als eine Art Fetischisierung des sich in Edelmetall-Akkumulation ausdrückenden materiellen Reichtums identifiziert worden und dadurch gegen die klassische Ökonomik abgesetzt worden. Die Selbstzweckhaftigkeit der nationalen Kapitalakkumulation als nach Marshall erste Ausprägung einer ausdrücklich ökonomischen Wissenschaft führt ihn zu der These:

*„Modern economics had at its origin a certain rudeness and limitation of scope, and a bias towards regarding wealth as an end rather than a means of man’s life.“*¹³⁶

Aus der staatlichen Förderung des (Außen-)Handels im Merkantilismus ist gelegentlich eine theoretische Identifizierung des Handels als wertschöpfend abgeleitet worden (‚profit upon expropriation‘). Allerdings ist hier einschränkend zu bemerken, dass sich diese Wertschöpfung auf eine partikuläre Perspektive bezieht, nämlich den Vorteil jeweils nur eines Staates innerhalb des Nullsummenspiels der am Handel beteiligten Außenbeiträge. Der Merkantilismus stellt sich also nicht so sehr systematisch der These eines natürlich begrenzten Wertursprungs entgegen, als er sich diesem Problem begrifflich kaum widmet. Bei Richard Cantillon findet sich eine rudimentäre Vorwegnahme des Gleichgewichtsgedankens als organisches Ideal einer Gesamtwirtschaft, weshalb in der ökonomiegeschichtlichen Literatur

¹³⁵ Die Prägung des Begriffs erfolgte durch Adam Smith: “The sneaking arts of underling tradesmen are thus erected into political maxims for the conduct of a great empire (...) By such maxims as these, however, nations have been taught that their interest consisted in beggaring all their neighbours. Each nation has been made to look with an invidious eye upon the prosperity of all the nations with which it trades, and to consider their gain as its own loss. Commerce, which ought naturally to be, among nations, as among individuals, a bond of union and friendship, has become the most fertile source of discord and animosity.“ Adam Smith, *An Inquiry into the Nature and Causes of the Wealth of Nations*, New York: Collier 1965, Buch IV, Kap. III, Teil III.

¹³⁶ Alfred Marshall, *Principles of Economics*, London: Macmillan 1890, S. 37.

auch die These vertreten wird, dass der Gedanke einer sich selbst regulierenden Wirtschaft mit der Tendenz hin zum allgemeinen Gleichgewicht bereits hier seinen Anfang nimmt:

„*Cantillon was the first writer to describe at so great length the supposedly self-adjusting and essentially autonomous character of the economic system.*“¹³⁷

Allerdings findet bei Cantillon der vorklassische und physiokratische Wertbegriff natürlichen Ursprungs ungebrochen Anwendung. Von der Vorstellung eines allgemeinen Gleichgewichts als einzigem normativen Fixpunkt des ökonomischen Diskurses angesichts eines von objektiven Bemessungen freigestellten Wertbegriffs, wie sie für die neoklassischen Theorien charakteristisch ist, kann demnach im Merkantilismus noch nicht die Rede sein. Wie in der physiokratischen Schule hat der Gleichgewichtsgedanke hier eher eine sozusagen flankierende normative Funktion und trägt die Last des ökonomischen Gebäudes nicht allein. Ein summenkonstanter, dem einzelnen Subjekt gegenüber unabhängig gültiger ökonomischer Wert ist ein die Gleichgewichtskonzeption stark vorstrukturierender Faktor. Dass Cantillon der Begrifflichkeit nach einen Preismechanismus beobachtet, darf nicht darüber hinwegtäuschen, dass er, wenn er ‚Preis‘ sagt, ‚Wert‘ meint. Ihm fehlt also eine Theorie relativer Preise und damit genau diejenige Differenz, die sich zur Zeit seiner Wirkung gerade beginnt als folgenreich zu manifestieren. So heißt es in Cantillons *Essai sur la Nature du Commerce en Général*:

„*Price or intrinsic value of a thing is the measure of the quantity of land and of the labour entering into its production, having regard to the fertility or produce of the land and to the quality of the labour.*“¹³⁸

Für die Frage, wo die ökonomische Theorie ansetzen kann, um festen begrifflichen Boden unter den Füßen zu haben, bietet sich zu dieser Zeit der Wertbegriff noch eher an als die ebenfalls vorhandene Vorstellung eines selbstregulierenden Gleichgewichts. Und für die systemtheoretisch interessante Frage, ob die Reflexionstheorie des Wirtschaftssystems dessen Kommunikation über Preise eine widerständige Instanz entgegen setzt, oder die sich aus den Preisbewegungen ergebende Dynamik im Wesentlichen für die Beschreibung des Systems aus

¹³⁷ Joseph J. Spengler, *Richard Cantillon: First of the Moderns*, in: *Journal of Political Economy*, 62 (4), S. 406-24, hier S. 424. Zitiert nach Bert Tieben, *a. a. O.*, S. 125.

¹³⁸ Richard Cantillon, *Essai sur la Nature du Commerce en Général*, übersetzt von Henry Higgs, New York: Kelley, 1964, S. 29. Zitiert nach Bert Tieben, *a.a.O.*, S.125.

der Warte der Wissenschaft übernimmt, ist die Antwort: Ersteres. Einer eher als akzidentell vorgestellten Fluktuation der Preisbewegungen steht in der purifizierten, analytischen Beschreibung des Geschehens eine belastbare Größe des *eigentlichen*, des intrinsischen Wertes entgegen, welcher erst in der Spezialperspektive des wissenschaftlichen Beobachters sichtbar wird und der dabei – so hat es den Anschein – wiederum einen mindestens leicht verfremdeten moralischen Einspruch formuliert: Der Wert wächst nicht wider die Natur. Die Differenz von *realem* Wert und *fiktivem* Preis, wird durch die gleichzeitige Aufrechterhaltung einer Theorie der Preisbildung und einer Theorie intrinsischen Wertes reproduziert. Von einer *rein dynamischen Stabilisierung* des Wirtschaftsprozesses, wie sie im Spiel von Angebot und Nachfrage theoretisch beschrieben wird, kann also noch nicht die Rede sein.

Bei dem Wandel von der Lehre des *iustum pretium* zum Merkantilismus/Kameralismus hat man es weniger mit einer veränderten theoretischen Überzeugung bezüglich des Wesens des Ökonomischen zu tun als mit der Bindung ökonomischen Wissens an – systemtheoretisch ausgedrückt – unterschiedliche Leitunterscheidungen. Die sich im Wesentlichen aus dem Primat einer christlichen Moral begreifende Gesellschaftsordnung und ihre akademische Selbstbeschreibung streicht zwar in gewisser Weise die Natur und das agrarische Moment aus der Gleichung, innerhalb derer sich Preis und Gut gegenüberstehen, heraus, unterstellt dieselbe aber insgesamt der Gerechtigkeit als vagem Leitbegriff einer theologisch fundierten Weltordnung.¹³⁹

Der Transfer von *Natur* zu *Gott* als einer jeweils die menschliche Willkür begrenzenden transzendenten Ordnung vollzieht sich dabei begrifflich relativ konsequenzlos. Eine analoge Amalgamierung beider Leitbegriffe findet sich zeitgleich im juristischen Diskurs, innerhalb dessen der Begriff des *Naturrechts* zum Beispiel bei Pufendorf und Grotius¹⁴⁰ auf ähnliche Weise seine theoretische Fundierung nicht eindeutig in *entweder* *Gott* *oder* *Natur* zu haben scheint, weshalb ihm später in der Bemühung deutlicher säkularer Abgrenzungen der Begriff des *Vernunftrechts* entgegengesetzt werden musste. In der Philosophie wird zeitgleich im Panteismus Spinozas eine Art Rückführbarkeit der Begriffe von *Gott* und *Natur* aufeinander

¹³⁹ “Soziologisch gesehen bezog sich die Semantik des ‘gerechten Preises’ mithin auf moralische Vorgaben, damit auf das Gesellschaftssystem im ganzen, also auf allgemeine Bedingungen menschlichen Zusammenlebens und im besonderen auf Schichtung.” Niklas Luhmann, *Die Gesellschaft der Gesellschaft*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S.24.

¹⁴⁰ Sowohl bei Pufendorf als auch bei Grotius findet sich die Auffassung, dass das Naturrecht “mit der christlichen Offenbarung überein (-stimmt, m. E.), da beide ihren Ursprung in Gott haben”. Hans Hohlwein, *Samuel Freiherr von Pufendorf*, in: *Die Religion in Geschichte und Gegenwart*, Band V, Tübingen: Mohr-Siebeck 1961, S. 721.

versucht.¹⁴¹ Die Ökonomie wird somit sowohl in einem auf *Natur* als auch in einem auf *Gott* fundierten Vokabular nicht aus der Geltungssphäre eines *umfassenden, maximal integrativen* Moraldiskurses entlassen, wie es später in der Theorie des Marktes als einer in vielerlei Hinsicht *speziellen* Moralordnung der Fall ist. Diese hat mit den Theorien des gerechten Preises zwar mindestens noch gemein, dass sich eine nicht sichtbare Macht unabhängig von den einzelnen beteiligten Willen der Akteure im Sinne eines objektiven Prinzips manifestiert. Sie gliedert allerdings in einem nächsten Schritt diese Geltungssphäre der Marktgesetze aus dem Gesamtkörper des moralischen Diskurses aus. Das Prinzip des Marktes ist nicht identisch mit dem Prinzip *jeglicher* sozialer Interaktion. Das Prinzip der Gerechtigkeit ist dies unter der Perspektive christlicher Moral sehr wohl.

Es liegt vielleicht eine gewisse Folgerichtigkeit darin, dass die Inauguration einer solchen segmentären Moral, wie sie das Ordnungsprinzip des Marktes nötig macht, nur mit dem Segen des moralphilosophischen Establishments geschehen kann. Weshalb es wohl kein Zufall ist, dass die Gründungsväter der Ökonomik als eigenständigem Fach zu einem guten Teil von Hause aus Moralphilosophen waren.¹⁴² Ein Beleg dafür, dass es sich bei dem Prinzip ‚Markt‘ als eine Art gesellschaftliche Teilmoral begründend nicht um eine intendierte Umwertung des gesamten Fundus moralischer Grundsätze handelt, liegt zum Beispiel in der Ablehnung einer moralischen Allgemeingültigkeit der Formel der *private vices* und *public benefits* aus der Mandevilleschen *Bienenfabel* durch Adam Smith:

¹⁴¹ Die Spinozistische Formel ‘Deus sive Natura’, (übersetzt in etwa: ‘Gott oder auch/in anderen Worten: die Natur’) interpretiert Karl Löwith als eine Art begrifflicher Notbehelf an der Bruchstelle zwischen einem noch religiösen und sich gleichzeitig schon einem immanenten Wissenschaftsverständnis zuwendenden Denken: “Spinozas Deus ‚sive‘ Natura steht genau an der Grenze, an der das Vertrauen in Gott erlischt und der kritische Überschritt zur Anerkennung eines gottlosen Weltalls geschieht, das ohne Zweck und also ohne ‚Sinn‘ oder ‚Wert‘ ist.“ Karl Löwith, *Spinoza. Deus sive Natura*, in: *Gott, Mensch, Welt in der Metaphysik von Descartes bis zu Nietzsche*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1967, S. 250.

¹⁴² Dies trifft neben Adam Smith auch auf Thomas Robert Malthus sowie auf John Stuart Mill zu. Zum geschichtlichen wie heutigen Verhältnis von Ökonomik und Moraltheorie lohnt es einen längeren aber eingängigen Passus von Kenneth Boulding in Gänze zu zitieren: “Adam Smith, der wie kein anderer Anspruch darauf hat, sowohl der Adam als auch der ‘Schmied’ der systematischen Ökonomie zu sein, war Professor für Moralphilosophie, und in eben dieser Schmiede entstand die Ökonomie. Die Ökonomie war sogar zu meiner Studienzeit noch Teil des moralwissenschaftlichen Examens an der Universität Cambridge. Schon allein von ihrem Ursprung her kann sie deshalb für sich beanspruchen eine Moralwissenschaft zu sein. Trotzdem wird für viele Ökonomen der Terminus ‘Moralwissenschaft’ wie ein Widerspruch erscheinen. Wir sind heute völlig erfüllt von der Vorstellung, daß Wissenschaft *wertfrei* sein sollte, und wir glauben, daß die Wissenschaft ihren Triumph genau deswegen erreicht hat, weil sie den Windeln der Moralität erwachsen ist, und daß sie nur deshalb in der Lage war, in die unendliche Weite des ‘Seienden’ vorzudringen, weil sie die trügerische Startbahn des ‘Sein-Sollens’ verließ. Aus der Ideengeschichte lernen wir, daß sogar die Ökonomie nur durch das Hintersichlassen der Kasuistik und Moralität mittelalterlichen Denkens zur Wissenschaft wurde. Wer möchte in der Tat die feine Rationalität des Gleichgewichts gegen den unoperationalen Nebel einer Kontroverse des ‘gerechten Preises’ austauschen? In der Auseinandersetzung zwischen Mechanismus und Moralismus hat im allgemeinen der Mechanismus die Oberhand gewonnen.” Kenneth E. Boulding, *Ökonomie als eine Moralwissenschaft*, in: Winfried Vogt (Hg.), *Seminar: Politische Ökonomie. Zur Kritik der herrschenden Nationalökonomie*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1973, S. 103–125, hier: S. 103.

„Es gibt jedoch ein anderes System, das den Unterschied zwischen Laster und Tugend gänzlich aufzuheben scheint, und dessen Tendenz aus diesem Grunde ganz und gar verderblich ist: ich meine das System des Dr. Mandeville.“¹⁴³

Das sogenannte *Adam-Smith-Problem*, die Frage, ob die beiden Hauptwerke Smiths eine konsistente Einheit bilden oder sich in Bezug auf das ihnen zugrunde liegende Menschenbild widersprechen, kann so in gewisser Weise entschärft werden. Dann nämlich, wenn man den *methodischen Antihumanismus*¹⁴⁴ der Systemtheorie zu seiner Beurteilung in Anschlag bringt. Unter dieser Perspektive hätte man es sozusagen mit einer Beschreibung zweier Funktionssysteme *avant la lettre* zu tun, die deshalb brisant ist, weil es sich bei einem der beiden um ein sozusagen noch im Prozess der Sezession aus dem anderen befindliches handelt. Aus der Perspektive der Systemtheorie gilt denn auch, dass zu einem bestimmten Zeitpunkt an einem bestimmten Ort eine bestimmte Kommunikation entweder an den moralischen oder den ökonomischen Code anknüpft. Folgerichtig ist eine Rückamalgamierung von Moral und Ökonomie (respektive: Ethik und Ökonomik, wenn man die Luhmannsche Terminologie der Reflexionstheorien zugrunde legt) kein Kandidat für eine tragfähige analytische Kategorie. So formuliert Luhmann, zum Begriff der Wirtschaftsethik befragt:

„Ich muß es gleich am Anfang sagen: es ist mir nicht gelungen, herauszubekommen, worüber ich eigentlich reden soll. Die Sache hat einen Namen: Wirtschaftsethik. Und ein Geheimnis, nämlich ihre Regeln. Aber meine Vermutung ist, daß sie zu der Sorte von Erscheinungen gehört wie auch die Staatsräson oder die englische Küche, die in der Form eines Geheimnisses auftreten, weil sie geheim halten müssen, daß sie gar nicht existieren.“¹⁴⁵

¹⁴³ Adam Smith, *Theorie der Ethischen Gefühle*, S. 503f. Zitiert nach Tomas Sedlacek, *Die Ökonomie von Gut und Böse*, Berlin: Hanser 2012, S. 250.

¹⁴⁴ Luhmann spricht in Bezug auf eine sich um die Konzeption des Menschen als Ganzheit konzipierende Soziologie vom ‘humanistischen Vorurteil’. Niklas Luhmann, *Soziologische Aufklärungen*, Bd. 6, Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften 2005, S. 168ff.

¹⁴⁵ Niklas Luhmann, *Wirtschaftsethik – als Ethik?*, in: Niklas Luhmann, *Die Moral der Gesellschaft*, herausgegeben von Detlef Horster, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2008, S. 196. Und weiter: “Erst recht mag man sich fragen, ob bei Entwürfen einer Ethik für ‘die Wirtschaft’ auch und in gleichen Anteilen an Pfortner und Aktionäre, Arbeiter, Gewerkschafter und Konsumenten gedacht ist, also direkt oder indirekt an jede wirtschaftliche, an Zahlungen gebundene Transaktion. Oder geht es nur um Empfehlungen für die Selbstdarstellung der Manager?”

Im sozialphilosophischen Diskurs des achtzehnten Jahrhunderts dagegen, der zumindest bewusst keine funktionalistische Perspektive bemüht, sondern sich um eine schlüssige Ableitung sozialer Vorgänge aus einem kohärenten Menschenbild bemühen muss, führt diese Unstimmigkeit notwendiger Weise zu Schwierigkeiten. Eine eher auf semantische Strukturen als auf anthropologische Konstanten abstellende Perspektive kann allerdings erklären, inwieweit Systemnotwendigkeiten, die sich aus der Dominanz eines gewissen Funktionssystems gegenüber einem anderen ergeben, auf unterschiedliche Weise auch auf die Konstitution der psychischen Systeme in dessen Umwelt rückwirken können. Für einen Fortschritt in der Genauigkeit der sozialpsychologischen Analyse ist daher der Schritt weg von einer um jeden Preis kohärenten anthropologischen Definitionsbasis, die wohl auch aus dem christlichen Erbe der europäischen Sozialphilosophie zu erklären ist, nicht zu unterschätzen.

Der relativ geringe substantielle Fortschritt im ökonomischen Vokabular während Scholastik und früher Neuzeit äußert sich auch darin, dass in der Frage nach dem Wesen des ökonomischen Wertes und seines Ursprungs relativ wenig theoretischer Eifer an den Tag gelegt wird. Während die Scholastik zwar darauf beharrt, dass zwischen Preis und Wert ein Korrespondenzverhältnis in der Praxis einzuhalten sei, gibt sie wenig Auskunft über die sachliche Qualifizierung dieses Verhältnisses im Einzelfall. Die heute noch gebräuchlichen Ausdrücke der Tausch- beziehungsweise Verteilungsgerechtigkeit – *iustitia commutativa* und *iustitia distributiva* – bilden in gewisser Weise eine Ausnahme, finden sich allerdings sinngemäß auch bereits bei Aristoteles.¹⁴⁶ Die merkantilistischen Autoren können sich ihrerseits nicht zu einem von der politischen Sphäre getrennten Verständnis des ökonomischen Phänomens durchringen. Das die theoretische Stoßrichtung der Zeit vorgebende Forschungsinteresse kreist um eine Auffassung des wirtschaftlichen Sachverhalts, die ihr Gravitationszentrum in einem Hobbesschen Verständnis zwischenstaatlicher Verhältnisse behält. Die im Hoheitsgebiet eines Staates zirkulierende Edelmetallmenge wird – auch als potentielle Kriegskasse – gleichbedeutend mit dem Machtpotential, über welches dieser innerhalb des Staatengefüges verfügt. Dass darin ein Primat antagonistischer Außenpolitik gegenüber einer am Leitbild der Ausweitung des allgemeinen Wohlstands orientierten ökonomischen Innenpolitik liegt, lässt sich zum Beispiel aus der Inkaufnahme eines inländisch dauerhaft steigenden Preisniveaus ablesen.¹⁴⁷ Eine normative Vorstellung von

¹⁴⁶ Aristoteles, *Nikomachische Ethik*, V 5, 1130 b.

¹⁴⁷ Vgl. Mark Blaug, *Systematische Theoriegeschichte der Ökonomie Bd. I*, München: Nymphenburger Verlagshandlung 1971, S. 60ff.

Freihandel – mit der Weltgesellschaft als ihrem hypothetischen Adressaten – ist vor diesem theoretischen Hintergrund ausgeschlossen.

Das Urteil, demzufolge erst mit der ökonomischen Klassik die Untersuchung der Ökonomie als eines eigenständigen Phänomens beginnt, ist also durchaus gerechtfertigt, insofern ihr Begriff sich hier endgültig von seiner Aristotelischen Prägung als an die limitierten Bedürfnisse eines Haushaltes gebunden wie auch von seiner Unterordnung unter die Logik politischer Staatenkonkurrenz löst und unwiderruflich an den Akt des Tausches, der weitere Tauschakte ermöglicht, gekoppelt wird.

„Nicht Haushaltführung, sondern Handel war am Beginn des 18. Jahrhunderts zum paradigmatischen wirtschaftlichen Ereignis geworden. In der Haushaltswirtschaft endet der wirtschaftliche Impuls immer dann, wenn die Versorgung mit den angestrebten Gütern erreicht ist. In der Handelswirtschaft sind die Operationen dagegen zirkulär angelegt: Eine Menge an Geldmitteln wird in Waren, etwa die Schiffe und Geräte einer Handelsexpedition, umgetauscht. Die Waren produzieren neue Waren oder sie werden an einen anderen Raumzeitpunkt befördert, wo sie erneut in Geldkapital umgetauscht werden können. Der ‚Profitzirkel‘, in dem Zahlungsunfähigkeit neue Zahlungsfähigkeit erzeugt, treibt die wirtschaftlichen Operationen, nicht mehr der stationäre Bedarf der Haushalte.“¹⁴⁸

Erst von diesem Zeitpunkt an hat man es mit einem gesellschaftlichen Teilbereich zu tun, der in der Verfassung ist eine eigene *Reflexionstheorie* auszubilden. Wenn es sich also bei der ökonomischen Klassik um die Emanzipation (in dem wertfreien Sinne, den die Theorie funktionaler Differenzierung vorsieht) eines bis dato nur latent vorhandenen gesellschaftlichen Subsystems handelt, bedarf dieses nun auch einer semantischen Abgrenzung und erhält diese in der Zentrumsmetapher des ‚Marktes‘. Der Terminus ‚Markt‘ entspricht der systemtheoretischen Anforderung einer *nicht lokalen* sondern symbolischen Grenzziehung, gemäß derer Operationen dem Funktionssystem, das sich aus ihr begreift, zugeordnet werden können oder nicht. Die Entterritorialisierung des ursprünglich eine Lokalität bezeichnenden Begriffs ‚Markt‘ hin zu einem abstrakten Geltungsprinzip (analog dem der Moral, des Rechts, der Macht) ist die begriffliche Notwendigkeit, um ihn als eine Sphäre universaler, ortsunabhängiger Gesetzmäßigkeiten behandeln zu können. Der Umstand, dass der im *Wealth of Nations* nur einmal beiläufig erwähnte Ausdruck der *unsichtbaren Hand* eine – angesichts dieser relativ geringen systematischen Bedeutung für das Denken

¹⁴⁸ Michael Hutter, *Wie der Überfluss flüssig wurde. Zur Geschichte und Zukunft der knappen Ressourcen*, in: Soziale System. Zeitschrift für soziologische Theorie, 5/1999, H. 1, S. 41-54.

Adam Smiths – in gewisser Weise verwunderliche Karriere gemacht hat,¹⁴⁹ lässt sich so im Freiwerden des ökonomischen Betriebs von der Bindung an politische oder moralische Diskurse erklären, das nach einem Begriff verlangt, der diesen *symbolischen – nicht territorialen* – Raum bezeichnet. Dazu behauptet der Terminus das Vorhandensein einer Ordnung, die diesen Raum zu etwas macht, das mehr ist als die Summe der in ihm stattfindenden Einzelereignisse.¹⁵⁰ In gewisser Weise koppelt sich an das Vorhandensein der Marktvorstellung so auch das Aufkommen erster rudimentärer Gleichgewichtsentwürfe.

*„I claim that equilibrium theory in this sense did not exist prior to the eighteenth century, mainly because the writers in the early periods in the history of economic thought lacked the notion of order underlying it.“*¹⁵¹

Der Markt ist also ein emergentes Ordnungsprinzip. Wo sein Begriff normativ mit der Eigenschaft der idealen Allokation knapper Ressourcen versehen wird, weist er einen spontanen Ordnungsautomatismus auf, der, ohne planvoll ausgeführt zu werden, bestmögliche Resultate im Hinblick auf ein Ganzes erzielt; ein Charakteristikum also, das in keinem seiner Bestandteile der lediglich ihr eigenes Interesse wahrnehmenden Akteure eine Rolle spielt. Ordnungen, die sich unabhängig von menschlichem Wirken konstituieren und so aus einer objektiven Perspektive beschreibbar werden, sind ein Fall für die naturwissenschaftliche Methode; dies gilt für jede Art *Kosmologie* im ursprünglichen Sinne des Wortes. Dass über die Aufrechterhaltung dieser Ordnung keine konkrete Person mehr, sondern ein Prinzip wacht, ist also ein Schritt der Entpolitisierung des ökonomischen Sachverhalts. Der Markt kennt keine Obrigkeit. Politische Herrschaft ist dagegen immer an die potentiell gewaltsame Verfügung über eine bestimmte Sphäre gebunden. Zur Anschauung ist hier der in der internationalen Politik in den letzten Jahrzehnten in Mode gekommene Begriff der *Geoökonomie* illustrativ, der sich mancher Ansicht nach anschickt, denjenigen der *Geopolitik*

¹⁴⁹ Einer Verwunderung in diesem Sinne geben auch die Herausgeber Raphael und Macfie im Vorwort der *Theory of Moral Sentiments* Ausdruck. Vgl. Adam Smith, *Theory of Moral Sentiment*, herausgegeben von David Daiches Raphael; Alec Lawrence Macfie, Indianapolis: Liberty Fund 1982, S.7.

¹⁵⁰ Die neue ökonomische Ordnung bezieht ihre Autonomie gegenüber moralischer Sanktion dabei gerade aus dem Umstand, sich nicht an die Stelle der politischen Herrschaft als bis dato einziges Ordnungsprinzip setzen zu wollen, sondern daraus, ihren Bereich als Subsphäre abgegrenzt zu wissen: “Die Beschränkung der Käuflichkeit ist die Bedingung ihrer moralischen Freistellung als einer rein wirtschaftlichen Angelegenheit. (...) erst nachdem also funktionale Differenzierung sich faktisch durchgesetzt hat, wird es möglich zu begreifen, daß Universalisierung immer eine Welt erzeugt, in der sie auch Spezifikation zu sein hat. Und damit wird dann auch die religiöse und/oder moralische Geldkritik überflüssig.” Niklas Luhmann, *Die Wirtschaft der Gesellschaft*, S. 239f.

¹⁵¹ Bert Tieben, *The Concept of Equilibrium in Different Economic Traditions*, S. 99.

abzulösen.¹⁵² Auch hier handelt es sich um die Überführung einer Ordnung von miteinander im Medium zumeist militärischer Macht zur Not gewaltsam interagierender Akteure in eine vermittelte Interaktion, innerhalb derer von beiden eine (in der Regel nicht mehr kriegerische) Unterwerfung unter ökonomisch opportune Maßnahmen naheliegt.

Wo in der englischsprachigen Literatur von der *economic domain* als – sinngemäß – Geltungssphäre des Ökonomischen die Rede ist, klingt noch die traditionelle Assoziation von räumlicher Begrenzung und eines Begriffs von Herrschaft mit, die historisch in der politischen Philosophie in einer Art wechselseitigem Definitionsverhältnis stehen; kein in seinen Grenzen klar definierter Raum ohne irgendeine Art Herrschaft über denselben, kein politischer Begriff von Herrschaft ohne einen Raum, innerhalb dessen diese sich konkurrenzlos geltend macht.¹⁵³ Der Marktbegriff wirkt diesem räumlich konkreten Verständnis von Ordnung entgegen. Mit Beginn der Klassik kann der Begriff eines konkreten, lokalen Marktes nur noch in der Bedeutung einer Trübung der Idealität des Prinzips *Markt* gebraucht werden. Der Idealfall des Marktprinzips in Realgestalt wiederum wird daher zuweilen in den zunehmend informationstechnologisch integrierten Finanzmärkten erkannt, deren geringe Transaktionskosten und durch Professionalisierung minimierte Informationsasymmetrien Anlass zur *Efficient Market Hypothesis* geben.¹⁵⁴

Inwieweit die Klassik der Nationalökonomie zu ihrem Beginn ein theoretisches Feld vorfindet, das sie mit den neu ins Zentrum gerückten Begriffen des Marktes, der Arbeitsteilung und des Tauschs nahezu vollständig umpflügt, lässt sich im Vergleich mit ihrer unmittelbaren Vorgängerschule, der Physiokratie, ermesen, welche – obgleich pionierhaft in der Systematisierung einer geschlossenen volkswirtschaftlichen Lehre¹⁵⁵ – das Urteil der *Sterilität* kulturellen Wirkens in Belangen der Wertschöpfung, wie in der Antike gängig,

¹⁵² Vgl. Hans Günther Hilpert; Gudrun Wacker, *Geoökonomie trifft Geopolitik. Chinas neue außenwirtschaftliche und außenpolitische Initiativen*, in: SWP-Aktuell (Stiftung für Wissenschaft und Politik), 2015/A 52, Mai 2015.

¹⁵³ Siehe weiter oben den Verweis auf Carl Schmitts *Der Nomos der Erde*. Adam Smiths Bewunderung für Isaac Newton und die Bestrebung für die Wissenschaften vom Menschen dasjenige zu leisten, was jener für die Physik geleistet hatte, erklärt dagegen Smiths Willen zum *Prinzip* und weg von der personalen Autorität des politischen Herrschers.

¹⁵⁴ Vgl.: Colin Read, *The Efficient Market Hypothesisists. Bachelier, Samuelson, Fama, Ross, Tobin and Shiller*, London: Palgrave Macmillan 2013.

¹⁵⁵ Zur Problematik einer rückwärtig verfahrenen Rekonstruktion des physiokratischen Kreislaufmodells als Vorgänger gleichgewichtstheoretischen Denkens siehe: Heinz Rieter, *Zur Rezeption der physiokratischen Kreislaufanalogie in der Wirtschaftswissenschaft*, in: Ders., *Ökonomische Theoriegeschichte im zeithistorischen Kontext. Ausgewählte Aufsätze*, hrsg. Von Elisabeth Allgoewer, Carsten Kasprzak, Joachim Zweynert, Marburg: Metropolis-Verlag 2014, S. 63-110.

wiederholt.¹⁵⁶ Der Begriff findet bei Francois Quesnay wörtlich Anwendung auf verarbeitendes Gewerbe und Handel, die innerhalb des Drei-Klassen-Schemas als *classe stérile* bezeichnet fungieren. Auch die Semantik der *Gabe der Natur*¹⁵⁷ als Charakterisierung des Mehrwerts bildet ein begriffliches Fundament der Lehre.

Die Souveränität der Natur gegenüber der menschlichen, nur scheinbar ‚zeugenden‘ Praxis bleibt also in gewisser Weise als Definitionsfundament des Wertbegriffs seit der Antike bestehen. Dies gilt zumindest, wenn man der These folgt, dass weder Scholastik noch Merkantilismus dem Wertproblem als dem Kernproblem der ökonomischen Analyse (und als dem Schnittpunkt des ökonomischen Vokabulars mit einem umfassenderen religiös-moralischen Begriffsfeld) systematisch etwas hinzugefügt haben und insofern eher als Versuche der *Bindung* eines noch nicht als eigenständig ausdifferenzierten ökonomischen Wissens an ein bestimmtes gesellschaftliches Subsystem (an einen christlichen Moraldiskurs einerseits und einen realpolitischen Machtdiskurs andererseits) zu verstehen sind. Dass sich die Physiokratie auch als ein theoretisch tiefschürfendes Gegengewicht zu dem unter den Verdacht des Opportunismus und der Beliebigkeit geratenen Merkantilismus in Frankreich versteht, legt nahe, dass sie im Gestus einer gewissenhaften Rückbesinnung auf die Fundamente der Disziplin (vergleichbar dem ‚Ad fontes!‘ des Humanismus oder dem ‚Zu den Sachen!‘ der Phänomenologie) möglicher Weise zu Recht eine begriffliche Tiefenschärfe reklamiert, die den ihr unmittelbar vorausgehenden Spielarten der ökonomischen Theorie nicht zu eigen war. Für eine Art über das Ökonomische im engeren Sinne hinaus gehende weltanschauliche Gemeinsamkeit der Physiokratie mit denjenigen wirtschaftsethischen Anschauungen, die einer stationären Wirtschaftsordnung und einem dominanten zyklischen Naturbild entspringen, und aus deren Perspektive die menschliche Kultur als zur Entfremdung neigend verstanden wird, spricht auch die Wiederaufnahme des Zinsverbots.¹⁵⁸ Das Argument ist hier im wesentlichen das des aristotelischen Prinzips: ‚Geld heckt keine Jungen‘. Also ein Bestehen auf dem Kontrafaktischen und damit eine eher moralische als deskriptive Norm, die

¹⁵⁶ Die grundlegenden Skizzen zum *Wealth of Nations* entstanden während eines zweijährigen Frankreichaufenthalts Smiths, während dessen er sich unter anderem mit Vertretern der physiokratischen Schule auseinandersetzte.

¹⁵⁷ Vgl. hierzu: Hans Immler, *Natur in der ökonomischen Theorie, Teil 1: Vorklassik – Klassik – Marx. Teil 2: Naturherrschaft als ökonomische Theorie: Die Physiokraten*, Opladen: Westdeutscher Verlag 1985, S. 339ff.

¹⁵⁸ Im Falle der physiokratischen Schule kann man nicht so sehr von einem Zinsverbot als von der theoretischen Überzeugung sprechen, dass eine Zinszahlung auf Geldkapital letztlich immer eine Übervorteilung des Kreditnehmers darstellt. Dies folgt aus der physiokratischen Annahme, dass nur der natürliche Grund und Boden seinen Wert kontinuierlich durch biologisches Wachstum aus sich selbst mehrt. Vgl.: Gerhard Leithäuser, *Die physiokratische Zins- und Kapitaltheorie im Rahmen ihrer historischen und gesellschaftlichen Voraussetzungen, Diskussionsbeiträge zur gesamtwirtschaftlichen Theorie und Politik, Nr. (7)*, Bremen: Fachbereich Wirtschaftswissenschaften der Universität Bremen 1984.

aus einem in keinem Fall zur Disposition zu stellenden Gesamtmodell der natürlichen Zirkulation folgt.

Dass das Phänomen des Zinses im wesentlichen als eine merkwürdige Abnormität aufgefasst wird, die als empirisches Phänomen zwar evident ist, sich aber dabei offenkundig gegen alle anderen Intuitionen bezüglich eines natürlichen in die Welt Kommens der Konsumgüter quer stellt, liegt dazu am Fehlen des Begriffs *Kapital* als demjenigen Nexus, ohne den die relative funktionale Äquivalenz von materiellen Produktionsmitteln und Geld als die potentielle Verfügung über selbige nicht herzustellen ist. Statistiken, die eine Korrelation zwischen durchschnittlichem Zins und durchschnittlichem industriellen Renditeniveau erkennen, und so erlaubt hätten, den Zins als Vergütung von durch Geldhaltung entstehenden Opportunitätskosten des Produktionsverzichts zu interpretieren, waren noch nicht verfügbar. Eher schon ähnelten moralische Verbote des ‚Verkaufs von Zeit‘ der Böhm-Bawerkschen Argumentation über den Zins als Funktion einer Zeitpräferenz des Geldhalters,¹⁵⁹ der hierzu nicht unbedingt als potentieller Produzent, dem durch den Geldverleih eine Rendite entgeht, gedacht werden muss.

Der Physiokratie ist damit das modernistische Moment kulturellen Fortschritts als Vektor der geschichtlichen Zeit in gleichem Maße Fremd wie der Antike, der Scholastik und dem Merkantilismus (letzterer ist diesem gegenüber eher als indifferent zu verstehen, als dass eine gegenteilige Auffassung aus seinen Grundbegrifflichkeiten folgen würde).

Die ökonomische Theorie der Klassik dagegen ist eine Theorie der Produktion insofern, als ihr Wertbegriff um den Produktionsprozess und vornehmlich um den Begriff Arbeit kreist. Die auf variablen Absatzerwartungen basierende und zunehmend in die Zukunft weisende, damit auch ohne eine enge Verknüpfung von Produktion und Kreditwesen nicht denkbare Dynamik der kapitalistischen Wirtschaft, die schließlich eine Theorie von Angebot *und* Nachfrage notwendig machte, ist dagegen auch in den klassischen Theorien begrifflich noch unterreflektiert. Die Vorstellung einer dem wirtschaftlichen Prozess inhärenten Bewegung des Auf und Ab, das sich aus einer bei immer höherer Komplexität notwendiger Kommunikation über Erwartungen statt über ökonomische Basisdaten ergibt, ist ebenfalls nicht vorhanden. Das bereits bekannte Phänomen der Spekulationskrise (die Südseeblase in England, der durch John Law verursachte Staatsbankrott Frankreichs, die Niederländische Tulpenblase) als systemische Krise (neben den zum Beispiel durch Ernteaufälle – also exogen – verursachten Wirtschaftskrisen) fand wohl auch deshalb keine systematische Beachtung in der Ökonomik

¹⁵⁹ Siehe: Eugen von Böhm-Bawerk, *Capital and Interest*, South Holland: Libertarian Press 1959.

der Zeit, weil seine Auswirkungen im Wesentlichen auf die Gruppe der Aktieneigner beschränkt blieben und noch keine wesentliche Abhängigkeit der Produktion von der Finanzwirtschaft bestand.¹⁶⁰ Der Verlauf des Wirtschaftsprozesses wird zunächst als mehr oder weniger linear und mit einer stetigen Steigerung des allgemeinen Wohlstands gleichbedeutend angenommen. Ein auf unterschiedliche Weise argumentiertes Misstrauen gegenüber diesem scheinbar endlos steigerbaren ökonomischen Glück zeigt sich allerdings sowohl bei Ricardo als auch bei Marx in den jeweiligen Theorien eines tendenziellen Falls der Profitrate sowie bei Malthus in demographischer Version.¹⁶¹

Dass Marx hier unter die Klassiker geschlagen wird, ist dem Umstand geschuldet, dass für eine historische Ordnung der ökonomischen Theorie, die im Hinblick auf den Wertbegriff vorgenommen wird, um die Umstellung einer Reflexion über Preise statt einer über Werte in Marginalismus und Neoklassik als Fluchtpunkt der theoretischen Entwicklung darstellen zu können, Marx unter die Produktionskostentheorien gehört. Hinsichtlich des verwandten Arbeitswertbegriffs unterscheidet sich Marx von seinen ‚bürgerlichen‘ Vorgängern und Zeitgenossen nicht wesentlich.¹⁶² Obgleich der ökonomische Wertbegriff bei Marx wie bei seinen Zeitgenossen allein von einer noch material aufgefassten Angebotsseite definiert ist, finden sich bei ihm erste Charakterisierungen des Wirtschaftskreislaufs als eines rein

¹⁶⁰ Vgl. Werner Plumpe, *Wirtschaftskrisen*, München: C.H. Beck 2010, S. 42ff.

¹⁶¹ Thomas Malthus hängt dabei noch dem von Carl von Linné geprägten Begriff einer *oeconomia naturae* an, einem Ökonomiebegriff also, den man heute ‚ökologisch‘ nennen würde und der um die Idee einer göttlich eingerichteten, idealen, gleichgewichtigen Beziehung unter den biologischen Arten zum gegenseitigen höchsten Nutzen kreist. Von dieser Vorstellung lässt sich gut erahnen lässt, dass sie einmal für die Selbstbeschreibung des ökonomischen Systems fruchtbar gemacht werden würde. Die genaue Formulierung lautet: „Durch die Ökonomie der Natur lernen wir die allerweiseste Anordnung der natürlichen Dinge durch ihren höchsten Urheber kennen, wodurch diese dafür geschaffen sind, gemeinschaftlichen Zielsetzungen und wechselseitigen Nutzen zu erbringen.“ Carl von Linné, *Oeconomia naturae*, S. 1, zitiert nach (und übersetzt von): Erwin Morgenthaler, *Von der Ökonomie der Natur zur Ökologie. Die Entwicklung ökologischen Denkens und seiner sprachlichen Ausdrucksformen*, Berlin: Erich-Schmidt-Verlag 2000, S. 97.

Die pessimistischere Perspektive, die Malthus dabei allerdings für ein langfristiges Schritthalten der Produktivitäts- mit der Bevölkerungsentwicklung einnimmt, erzwingt entgegen dem Bild des ökologischen Gleichgewichts in Bezug auf die Spezies Mensch auch das einer Selektion angesichts langfristig nicht für die gesamte Population ausreichender Ressourcen. Eine Konstellation, die auch Charles Darwin zur Kenntnis genommen hat und die, glaubt man einem Tagebucheintrag, eine nicht unwichtige Rolle für die Entwicklung seiner eigenen Theorie gespielt hat: „In October 1838, that is 15 months after I had begun my systematic enquiry, I happened to read for my amusement ‘ Malthus on Population’, and being well prepared to appreciate the struggle for existence which everywhere goes on from long-continued observation of the habits of animals and plants, it once struck me that under these circumstances favourable variations would tend to be preserved and unfavourable ones to be destroyed. The result of this would be the formation of new species. Here then I had at last got a theory by which to work.“ Charles Darwin, *The Autobiography of Charles Darwin*, Herausgegeben von Nora Barlow, New York: Norton 1958, S. 120.

¹⁶² Die hiesige Einordnung läuft damit also derjenigen entgegen, die Marx selber vorschlug, indem er diejenige Ökonomik als klassisch bezeichnete, von der er seine Neuordnung des Feldes abzugrenzen suchte. Bekanntlich ist Keynes – allerdings in Bezug auf die gemeinhin als neoklassisch bezeichnete Schulökonomie seiner Zeit – auf die gleich Weise verfahren, indem er auch diese noch zur ökonomischen Klassik rechnete, damit aber im wesentlichen die Kontinuität einer Vorstellung, in der die Angebotsseite der Nachfrageseite kausal vorgeordnet erscheint, zu bezeichnen suchte.

kulturellen Zusammenhangs, dessen Gesetzmäßigkeit dadurch einen gewissen Grad an Emanzipiertheit vom Wertschöpfungsgedanken als menschlicher Umformung von Materie erfährt. Für Marx eröffnet die Südamerika-Krise in England 1825 ‚den periodischen Kreislauf modernen Lebens‘;¹⁶³ also diejenige Epoche, in der die endogenen Faktoren des kapitalistischen Wirtschaftsprozesses zum tragen kommen und damit die Krise (wie der Boom) tendenziell zum Lauf der wirtschaftlichen Dinge gehört. Die Zeitdimension ist in Hinblick auf diesen Wandel aufschlussreich; während in einer sich auf die Produktion als allein Wert-determinierenden Faktor gründenden Theorie der im Absatz schließlich realisierte Wert im wesentlichen eine abhängige Variable von bei der Produktion bereits bekannten Größen darstellt, gewinnt in einer Sichtweise, welche die Entscheidung über die Wertigkeit eines Produkts ins Subjekt legt und dazu das Phänomen des gesättigten Marktes kennt, die Zukunft – respektive die Erwartung an die Zukunft – eine Art Primat über die gegenwärtige Produktion. Insofern seitens des Finanzsystems entweder Kapital für zukunftssträchtige Projekte zur Verfügung gestellt wird oder nicht, kehrt sich die Hierarchie von Gegenwart und Zukunft gewissermaßen um. Diese heutzutage fundamentale Komponente der ökonomischen Dynamik und deren Reflexion ist in der ökonomischen Klassik mehrheitlich nicht eingepreist. Man hat es mit einer Theoriebildung zu tun, in der Rückkoppelungseffekte zwischen Erwartungen an zukünftige Zustände und diesen selber keine Rolle spielen. Im Phänomen der Spekulationsblase gewinnt der Faktor der *Zahlungserwartung*, wie er für die Luhmannsche Theorie der Wirtschaft zentral ist, systematische Bedeutung für den Wirtschaftsprozess. Zahlungserwartungen sind kein materiales sondern ein kommunikatives Faktum. Marx’ Formulierung vom ‚periodischen Kreislauf des modernen Lebens’ weist also schon in die Richtung, die erst in einer ‚ent-materialisierten’ Theorie ihre volle Tragweite entwickeln kann, dass nämlich bloße Kommunikation zur kausalen Basis für reale materiale Prozesse im wirtschaftlichen Kreislauf werden kann. Aus dieser Einsicht resultiert die neuerlich gelegentlich bemühte Unterscheidung von ‚Symbolökonomie’ und ‚Realökonomie’, die wiederum etwas irreführender Weise eine grundsätzlich Geschiedenheit dieser beiden Sphären suggeriert.¹⁶⁴ Überdies muss, wie bereits erwähnt, wohl angenommen werden, dass

¹⁶³ Karl Marx, *Das Kapital*, Bd. 1, S. XIII, in: MEW, Bd. 23.

¹⁶⁴ „Ein Zinssatz steht in Relation sowohl zu anderen Zinssätzen als auch zum Risiko des jeweiligen Kapitaleinsatzes. Als Preis des Geldes ist er daher der Inbegriff des Knappheitskalküls, insofern dieses nicht nur aktuelle Knappheiten auf der Konsumentenseite, sondern auch Verknappungschancen durch Produktion miteinander zu vergleichen sucht und beide in eine Relation zu Chancen und Risiken von Vorsorgemaßnahmen setzt. Deswegen und nur deswegen gilt der Satz, dass ‚the real world and the financial world are one world’ (...), und deswegen führt jede Annahme einer von der Realökonomie losgekoppelten ‚Symbolökonomie’ in die Irre.“ Dirk Baecker, *Wirtschaftssoziologie*, Bielefeld: Transcript-Verlag 2006, S. 80.

ein gewisser Überfluss der Konsummöglichkeiten auf gesellschaftlich breiter Ebene eine Voraussetzung dafür ist, dass der Begriff des Grenznutzens, der ab dem Marginalismus den einseitig durch die Produktion definierten Wertbegriff der Klassik von der Nachfrageseite her reguliert, als plausibel erscheint.

Der Begriff des *Kapitals* leistet gewissermaßen die semantische Transferleistung von der natürlichen Produktivität zur kulturellen Produktivität. Einer metaphorischen Bindung von ökonomischer Produktion an natürliches Wachstum, welches als zyklisch vorgestellt wird und in diesem Sinne auch auf die Ordnungsvorstellungen des ökonomischen Prozesses ausstrahlt, folgt also in der Klassik der Arbeitsbegriff, der als *Kapital* akkumulierbar wird und somit eine Vorstellung von Wachstum erzeugt, in der sich Entstehen und Vergehen nicht mehr die Waage halten, sondern in der sich eine dauerhafte Steigerungsperspektive eröffnet.

Dieses Verständnis von Mehrwert in der Klassik ist nicht ohne die Veränderung der ökonomischen Praxis durch diejenigen technischen Neuerungen zu denken, die schließlich die industrielle Revolution ermöglichten. Ebenso ist anzunehmen, dass erst eine Gesellschaft, in der die Daseinsvorsorge zu einem relevanten Teil der Bevölkerung nicht mehr durch Subsistenz und soziale Einbindung, sondern durch auf Gewinn ausgerichtete Produktion für den Markt (Mit Marx gesprochen: gemäß der Formel $G - W - G'$) geleistet wird, in der Lage ist, denjenigen Mechanismus, der aus einem eingesetzten Wert nicht nur den entsprechenden Konsum decken kann, sondern sich über zwischengeschaltete Tausch- und Produktionsoperationen gleichsam selbst vermehrt, zu analysieren. Der unternehmerische Geist als eine Existenz, die nicht mehr in erster Linie im Namen des Konsums und der Bedürfnisbefriedigung zu stehen scheint (vielmehr, nach Max Weber, eine Neigung zur Askese und zum Genussverzicht geradezu voraussetzt¹⁶⁵), ist die Basis für diejenige Diagnose, bezüglich derer Marx und Luhmann übereinstimmen, nämlich derjenigen, dass es in der Ökonomie als einem in sich geschlossenen Prozess nur noch mittelbar um den Menschen und die Befriedigung seiner unmittelbaren Bedürfnisse geht. Das Surplus-Versprechen der arbeitsteiligen Tauschwirtschaft nötigt zur Abkehr von der Subsistenz und damit gewissermaßen vom Wirtschaften entlang der eigenen Bedürfnisse. Sowohl bei Luhmann als auch bei Marx wird dabei das analytische Hauptaugenmerk auf die Umgestaltung eines der Ökonomie eigenen in gewisser Weise emergenten Mediums gelegt

¹⁶⁵ Siehe: Max Weber, *Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus*, München: C. H. Beck 2006

(Tauschwert bei Marx, Geld als Medium bei Luhmann).¹⁶⁶ Dementsprechend nimmt in der Marxschen Kritik der seinerzeitigen politischen Ökonomie der Wertbegriff auf ähnliche Weise einen Subjektcharakter an, wie die *physis* bei Aristoteles. Und wiederum scheint auch hier das Gleichnis der biologischen Vermehrung unumgänglich:

*„In der Tat aber wird der Wert hier das Subjekt eines Prozesses, worin er in dem beständigen Wechsel der Formen von Geld und Ware seine Größe selbst verändert, sich als Mehrwert von sich selbst als ursprünglichem Wert abstößt, sich selbst verwertet. Denn die Bewegung, worin er Mehrwert zusetzt, ist seine eigne Bewegung, seine Verwertung also Selbstverwertung. Er hat die okkulte Qualität erhalten, Wert zu setzen, weil er Wert ist. Er wirft lebendige Junge oder legt wenigstens goldne Eier.“*¹⁶⁷

Dieses *automatische Subjekt*¹⁶⁸ (eine bewusste *contradictio in adjecto*) tritt dem wirtschaftenden Menschen erkennbar anders gegenüber als das kosmisch-biologische des Aristoteles. Wo letzteres den eifernden Menschen durch natürliche Grenzen erdet, treibt ersteres ihn gewissermaßen mit wachsender Geschwindigkeit vor sich her. Unter dieser Optik einer eigenen Subjektivität des ökonomischen Phänomens hat man es also sogar eher mit einer Kontinuität zwischen Antike und Klassik in der relativen Autonomie der ökonomischen Sphäre dem menschlichen Willen gegenüber zu tun. Allerdings gewinnt diese Autonomie mit ihrer Transposition auf die kulturelle Ebene ein akzeleratorisches Moment sowie die Tendenz auf die Zukunft hin offen zu sein, also keine *natürliche* Grenze mehr zu finden. Es liegt nicht ganz fern, die Marxsche Krisentheorie aber auch die These zum tendenziellen Fall der Profitrate, wie sie sich bei Ricardo (und weniger ausführlich auch bereits bei Smith)¹⁶⁹ findet, als eine von bürgerlicher und materialistischer Ökonomik geteilte eher intuitive Skepsis gegenüber diesem ansonsten weder theoretisch noch praktisch einhegaren und dadurch geradezu unheimlichen Phänomen zu verstehen. Dafür spricht zumindest, dass beide aufgrund geradezu entgegen gesetzter Argumentationen zu derselben Diagnose kommen, von denen heute keine mehr als sachlich zwingend anerkannt wird. Während Marx den

¹⁶⁶ Ausführlich zum Vergleich von Marx und Luhmann insbesondere im Hinblick auf diese Gemeinsamkeit siehe: Hanno Pahl, *Das Geld in der modernen Wirtschaft, Marx und Luhmann im Vergleich*, Frankfurt a. M.: Campus Verlag 2008.

¹⁶⁷ MEW 23, S. 169

¹⁶⁸ MEW 23, S. 168.

¹⁶⁹ Zu den verschiedenen Konzeptionen der gleichen Figur einer tendenziell fallenden Profitrate bei den klassischen Autoren siehe: Maurice Dobb, *Der tendenzielle Fall der Profitrate*. In: Claus Rolshausen (Hg.), *Kapitalismus und Krise: Eine Kontroverse um das Gesetz des tendenziellen Falls der Profitrate*, Frankfurt a. M.: Europäische Verlagsanstalt 1970.

tendenziellen Fall der Profitrate aus einem immer geringeren Anteil variablen Kapitals (sprich: Lohnarbeit) an der Produktion begründet, die alleinige Quelle des vom Unternehmer eingestrichenen Mehrwerts sei, wirkt bei Ricardo die technische Entwicklung dem Fall der Profitrate sogar mildernd entgegen. Sie kann aber letztlich die Teuerung der Lebenserhaltungskosten, die sich in den Lohnkosten niederschlägt und ihre Ursache in einer immer größeren Ausweitung der vor allem landwirtschaftlichen Produktion auf weniger ertragreichen Boden hat, nicht kompensieren. Interessanter Weise ist also in der Ricardianischen Theorie trotz weitgehender Verwendung des Arbeitswertbegriffs (der allerdings bei Ricardo auf einige, nicht unwichtige Arten von Gütern keine Anwendung findet)¹⁷⁰ der Übergang zur kulturellen Wertschöpfung nicht restlos vollzogen.

„Die natürliche Tendenz des Profits ist also zu fallen, denn mit der fortschreitenden Entwicklung der Gesellschaft kann die zusätzlich benötigte Menge Lebensmittel nur durch das Opfer von immer mehr Arbeit gewonnen werden. Diese Tendenz oder sozusagen Gravitation des Profits wird zum Glück häufig durch Verbesserungen der mit der Produktion von lebenswichtigen Gütern verbundenen Maschinen sowie durch Entdeckungen der Agrarwissenschaft gehemmt, die uns ermöglichen, einen Teil der früher erforderlichen Menge Arbeit freizusetzen und daher den Preis der wichtigsten lebensnotwendigen Güter zu senken.“¹⁷¹

Ricardo hat aus heutiger Perspektive offensichtlich den zu seinen Wirkungszeiten noch am Anfang einer sich bald exponentiell beschleunigenden Entwicklung stehenden Faktor des technischen Fortschritts stark unterschätzt. Marx vermutet dagegen im Aufrufen der Natur als Hindernis einer nach oben unbeschränkten Profitentwicklung bei Ricardo ein Ausweichen vor der Thematisierung der intrinsischen Widersprüche des kapitalistischen Systems, das in Marxscher Perspektive den Keim seines eigenen Untergangs bekanntlich bereits in sich trägt:

„Die Ökonomen also, die wie Ricardo die kapitalistische Produktionsweise für die absolute halten, fühlen hier, daß diese Produktionsweise sich selbst eine Schranke schafft, und schieben daher diese Schranke nicht der Produktion zu, sondern der Natur (in der Lehre von der Rente). Das Wichtige aber in ihrem Horror vor der fallenden Profitrate ist das Gefühl, daß die kapitalistische Produktionsweise an der Entwicklung der Produktivkräfte eine Schranke findet, die nichts mit der Produktion des

¹⁷⁰ In Betreff der Frage, ob Ricardo als Arbeitswerttheoretiker betrachtet werden kann, gibt es in der Forschung verschiedene Ansichten. Dazu: Michael Heinrich, *Die Wissenschaft vom Wert. Die Marxsche Kritik der politischen Ökonomie zwischen wissenschaftlicher Revolution und klassischer Tradition*, S. 45-53.

¹⁷¹ David Ricardo, *Über die Grundsätze der politischen Ökonomie und Besteuerung*, Marburg: Metropolis-Verlag 2006, S. 106.

*Reichtums als solcher zu tun hat; und diese eigentümliche Schranke bezeugt die Beschränktheit und den nur historischen, vorübergehenden Charakter der kapitalistischen Produktionsweise, bezeugt, daß sie keine für die Produktion des Reichtums absolute Produktionsweise ist, vielmehr mit seiner Fortentwicklung auf gewisser Stufe in Konflikt tritt.*¹⁷²

Man kann vielleicht sagen, dass Marx der von ihm als bürgerlich apostrophierten Klassik gegenüber insofern zu recht für sich beansprucht ein anderes Reflexionsniveau erreicht zu haben, als er den ökonomischen Prozess erstmalig als eine Eigendynamik des Kultürliehen kennzeichnet und dies zum Kern seiner Theorie macht. Dagegen stellt die auf die eine oder andere Weise mit der Limitiertheit natürlicher Ressourcen argumentierende These der natürlichen Begrenztheit der Profitrate, wie sie sich bei Smith, Ricardo und auch Mill¹⁷³ findet, geradezu einen Glaubenssatz der klassischen Ökonomik dar, der sich auch aus dem theoretischen Unwillen ergibt, Wirtschaft als einen rein kulturellen Systemzusammenhang aufzufassen.

Die Marxsche Überzeugung, dass es sich beim Gebrauchswert um den Ausdruck eines noch unmittelbaren Verhältnisses des Menschen zu seiner Umwelt (zur Natur) handelt, beim Tauschwert aber um die Reflexion gesellschaftlicher Strukturen, kann sich eine Argumentation, die letztinstanzlich wieder auf *natürliche* Schranken rekurriert, konsistenter Weise nicht erlauben.¹⁷⁴

Die Marxsche Diktion ist daher voller Termini, die bemüht sind, den unwirklichen Abstraktionscharakter der kapitalistischen Dynamik gegenüber einem unvermittelten Begriff von Ökonomie – wiederum scheint hier der Aristotelische Begriff der *oikonomia* Pate gestanden zu haben – einzufangen. Der ‚Fetischcharakter‘ von Ware und Kapital ist Ausdruck davon, dass es sich hier um die Reflexion über eine kultürliehe Tatsache handelt, die in der Funktionsweise der ökonomischen Dynamik die Rolle des Transzendenten einnimmt und sich damit anschickt, die Unerschütterlichkeit natürlicher oder gottgegebener Letztgültigkeiten einer Ökonomie früherer Zeiten einzunehmen. Die ‚okkulte‘ Wirkungsweise des Kapitals ist ein weiteres Beispiel für die Immaterialität der Marxschen Begrifflichkeiten, die These der

¹⁷² Karl Marx, *MEW*, Bd. 25, S. 252.

¹⁷³ Bei Mill findet sich das Gesetz vom Fall einer allgemeinen Profitrate als ‘the most important proposition in political economy’ bezeichnet. John Stuart Mill, *Principles of Political Economy*, in: Derselbe, *Collected Works of John Stuart Mill*, Bd. 2-3, Toronto: Toronto University Press 1965, Bd. 2, S. 26ff, zitiert nach: Margaret Schabas, *The Natural Origins of Economics*, Chicago: University of Chicago Press 2005, S. 128.

¹⁷⁴ Eine noch spätere theoretische Rückwendung zur kultürliech unvermittelten Natur als Erklärung ökonomischer Phänomene stellt zum Beispiel die Sonnenflecken Theorie von William Stanley Jevons dar, die dieser noch 1875 zur Erklärung der Konjunkturzyklen heranzog.

Ideologie als religionsnahe Glaubenssystem zeigt ebenfalls, dass es Marx um die Erklärung einer wirksamen aber betont nicht mehr physisch wirksamen Ordnung zu tun ist.¹⁷⁵ Dass er Ricardo einen ‚Horror‘ vor der Erkenntnis einer nicht akzidentiellen, sondern dem bürgerlichen Wirtschaftssystem inhärenten Niedergangstendenz unterstellt, weist Ricardo – den Theoretiker – als in seinem Urteil befangenen Teil dieses Glaubenssystem aus. Die Erklärung der argumentativ in die Natur verdrängten Tendenz einer fallenden Profitrate in der bürgerlichen Ökonomik wirkt bei Marx geradezu psychoanalytisch.

Bezüglich der neuen Auffassung von Ökonomie, die sich ihrem Wesen nach von der Natur abkoppelt und die in der frühen Klassik im Arbeitswertbegriff bereits angelegt ist, wird Marx, anders als seine Vorgänger, nicht mehr rückfällig. Die diagnostizierte Herrschaftsordnung steht zwar auf einem *materiellen* Fundament, dieses stellt aber wiederum keine vom Menschen unabhängige Naturkonstante dar, sondern vielmehr eine auf unterschiedliche Weise mögliche Konfiguration menschlicher Arbeitsprozesse. Auch in ihrem *materiellen* Fundament ist die Marxsche Theorie also *kultürlicher* als die sogenannte bürgerliche Klassik. Mit Marx stellt sich die Ökonomie in gewisser Weise erstmalig als ein geschlossenes symbolisches System dar. Man hat es in ihr mit denjenigen eigenartigen immateriellen Tatsachen zu tun, die später als *Faits sociaux* zur Selbstbestimmung der Soziologie fungieren sollten.

Argumentationslinien, wie sie sich bei Thomas Malthus oder George Herbert Spencer finden und die durch einen gewissen Reduktionismus des sozialen Phänomens Wirtschaft auf biologische Grundannahmen gekennzeichnet, damit auch der Argumentation der Physiokraten sowie einiger Klassiker nicht fremd sind, weichen ab jetzt Ansätzen, welche die Ökonomie als primäres Integrationsmoment des später um die Jahrhundertwende neu entdeckten Phänomens *Gesellschaft* verstehen; so bei Durkheim, Simmel und Weber.¹⁷⁶

Den Wendepunkt, an dem ein sozialwissenschaftlicher Diskurs einen naturwissenschaftlichen in der Ökonomik ablöst, charakterisiert Margaret Schabas als das auffälligste Moment der Diskontinuität in der Geschichte der ökonomischen Wissenschaft und als denjenigen, an dem die Weichen für den heutigen ökonomischen Mainstream im wesentlichen gestellt wurden:

¹⁷⁵ Die Fiktionalität des Phänomens Kapital in seiner von substantiellen Werten entreferentialisierten Form ist auch aus literaturwissenschaftlicher Perspektive ein oft aufgenommenes Thema. Vgl. Hierzu: Joseph Vogl, *Das Gespenst des Kapitals*.

¹⁷⁶ Vgl.: Emile Durkheim, *Über soziale Arbeitsteilung*, 2. Aufl. Frankfurt a. M. Suhrkamp 1988 (erstmalig erschienen 1893); Georg Simmel, *Philosophie des Geldes*, München/Leipzig: Duncker & Humblot 1920 (erstmalig erschienen 1900); Max Weber, *Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus* (erstmalig erschienen 1904).

„Only gradually, over the course of the eighteenth century and the mid-nineteenth did economic theorists come to posit and identify an economy as a distinct entity and maintain that it was subject, not to natural processes, but to the operation of human laws and agency. The main-thesis argued here is that, until the mid-nineteenth century, economic theorists regarded the phenomena of their discourse as part of the same natural world studied by natural philosophers.“¹⁷⁷

Schabas macht John Stuart Mill als den entscheidenden Autor aus, durch den sich die ‚denaturalization of the economic order‘¹⁷⁸ vollzieht. Damit erscheinen Utilitarismus und historischer Materialismus unter dem Aspekt einer in etwa zeitgleich vorgenommen Denaturalisierung der Ökonomik als sozusagen gegensätzliche Zwillinge:

„Mill had a different conception of the economic order than his predecessors did. His conception of the economic realm was more detached from physical nature, more contingent on human institutions, and, thus, more artificial. Mill sheds the more traditional set of appeals to physical nature and, thus, recognizes the economic world as the product of human agency and institutions that are quite at odds with nature.“¹⁷⁹

Gleichwohl findet sich auch bei Mill noch die für die klassischen Produktionstheorien so charakteristische Unentschlossenheit, einem vollends die Natur transzendierenden ökonomischen Wertbegriff zu folgen. So heißt es bei Mill:

„If we examine any other case of what is called the action of man upon nature, we shall find in like manner that the powers of nature, or in other words the properties of matter, do all the work.“¹⁸⁰

Sehr bezeichnend für die Differenz zwischen Marx und Smith wiederum, was die Bereitschaft den Wertbegriff von der physisch-materiellen Sphäre zu lösen angeht, ist auch die unterschiedliche Verwendung des Begriffs der *unproduktiven Arbeit*. Während unproduktive Arbeit bei Marx eine Tätigkeit bezeichnet, die dem Unternehmer keinen Mehrwert einträgt (im wesentlichen Konsumausgaben jenseits einer unternehmerischen Logik), wird der Begriff

¹⁷⁷ Margaret Schabas, *The Natural Origins of Economics*, S. 2.

¹⁷⁸ Ebenda, S. 142ff

¹⁷⁹ Ebenda, S. 125f

¹⁸⁰ John Stuart Mill, *Principles of Political Economy*, in: Derselbe, *Collected Works of John Stuart Mill*, Bd. 2-3, Toronto: Toronto University Press 1965, S. 26ff, zitiert nach: Margaret Schabas, *The Natural Origins of Economics*, S. 127.

bei Smith nicht abstrakt-ökonomisch, sondern mit konkretem Bezug auf das Wesen der jeweiligen Tätigkeit qualifiziert.¹⁸¹ Und zwar so, dass im Wesentlichen Dienstleistungen, also nicht agrarische oder industrielle Wertschöpfung aus der Definition von *produktiver* Arbeit herausfallen.

*There is one sort of labour which adds to the value of the subject upon which it is bestowed; there is another which has no such effect. The former, as it produces a value, may be called productive; the latter, unproductive labour. Thus the labour of a manufacturer adds, generally, to the value of the materials which he works upon, that of his own maintenance, and of his master's profit. The labour of a menial servant, on the contrary, adds to the value of nothing. Though the manufacturer has his wages advanced to him by his master, he, in reality, costs him no expense, the value of those wages being generally restored, together with a profit, in the improved value of the subject upon which his labour is bestowed. But the maintenance of a menial servant never is restored. A man grows rich by employing a multitude of manufacturers; he grows poor by maintaining a multitude of menial servants. The labour of the latter, however, has its value, and deserves its reward as well.*¹⁸²

Man kann sagen, Smith reserviert den Begriff produktiver Arbeit für die Bearbeitung natürlicher Materie, während Marx einem konsequent *innerökonomischen*, also kultürlich autonomen Begriff der Wertschöpfung folgt.¹⁸³ Dazu scheint die Vergrößerung des Kapitalstocks hier eine nicht explizit gemachte Intuition zu sein. Die Fixierung auf das Herstellen materieller Objekte in der klassischen Ökonomik, die alle wirtschaftlichen Güter, bei denen Produktion und Konsumtion zeitlich zusammenfallen, ausschließen muss, kapriziert sich auf Wertschöpfung als Erschaffung materieller Güter, die in ihrem Gebrauch als dauerhaft vorhanden gesetzt werden. Die ‚Stofflichkeit‘ des Wertbegriffs, seine Unabhängigkeit vom konsumierenden Subjekt ist das gemeinsame Merkmal klassischer und vorklassischer Werttheorie:

„In classical economics, the commodity was preeminently substantial (...) Value was itself a homogeneous substance, an undifferentiated ‚stuff‘ that embodied any economic phenomenon in its

¹⁸¹ Auch Mill entscheidet hier interessanter Weise noch in Smiths Sinne.

¹⁸² Adam Smith, *An Inquiry into the Nature and Causes of the Wealth of Nations*, II, 3.

¹⁸³ Unter Umständen liegt in dieser Leitunterscheidung bei der Marx-Lektüre eine sinnvolle Auslegung für die interpretatorische Schwierigkeit, „daß Marx zwar ein neues wissenschaftliches Terrain betritt, daß sich der Diskurs der Klassik aber auch noch innerhalb seines eigenen Diskurses wiederfindet.“ Michael Heinrich, *Die Wissenschaft vom Wert. Die Marxsche Kritik der politischen Ökonomie zwischen wissenschaftlicher Revolution und klassischer Tradition*, S. 13.

*motion. This preoccupation with substance dictated the priority of the theory of production, since the creation (and destruction) of the value substance was of unsurpassed importance in accounting for economic 'motion'. The triumvirate of physical substance, physical production, and physical science summed up for the classical economists all that was objective and lawlike in the determinants of social behavior. From there it was only a short distance to the materialist interpretation of history, which insisted that all human interaction was merely a reflection of the material/technical substratum.*¹⁸⁴

Die spätere neoklassische Verfeinerung dieser Theorie besteht also auch darin, in der zeitlichen Situiertheit des ökonomischen Wertes eine Dimension der Betrachtung hinzuzufügen. Im Marginalismus wird Wert nicht mehr nur nicht auf Dauer produziert, sondern Wert (beziehungsweise: Nutzen) existiert in der Theorie ausschließlich noch mit Bezug auf einen bestimmten Konsumenten zu einem bestimmten Zeitpunkt. Die zeitliche Situierung des wertenden Subjekts bedeutet so schließlich das Ende der Vorstellung von Wert als materieller Substanz.

Die ausführliche Reflexion auf Arbeit als ein Verhältnis von Natur und Kultur/Geist dagegen, das den Begriff der Ökonomie nicht nur im Hegelianisch geprägten Denken des Marxschen Materialismus bestimmt, sondern in gewisser Weise in der gesamten Klassik nachweisbar ist, führt, was seine philosophischen Grundlagen angeht, schließlich auf den umfassenderen Arbeitsbegriff zurück, wie er auch dem philosophischen System Hegels zugrunde liegt. In der Interpretation Adornos nimmt dieser (idealistische) Begriff der Arbeit eine beinahe mit *logos* identische Bedeutung an:

*„Stets war der Primat des Logos ein Stück Arbeitsmoral. Die Verhaltensweise des Denkens als solche, gleichgültig was sie zum Inhalt hat, ist habituell gewordene und verinnerlichte Auseinandersetzung mit der Natur; Eingriff, kein bloßes Empfangen. Daher geht mit der Rede vom Denken überall die von einem Material zusammen, von dem der Gedanke sich geschieden weiß, um es zuzurichten wie die Arbeit ihren Rohstoff. Allem Denken ist denn auch jenes Moment von gewaltsamer Anstrengung – Reflex auf die Lebensnot – gesellt, welches Arbeit charakterisiert; Mühe und Anstrengung des Begriffs sind unmetaphorisch.*¹⁸⁵

¹⁸⁴ Philipp Mirowski, *More Heat than Light*, S. 286f.

¹⁸⁵ Theodor W. Adorno, *Zur Metakritik der Erkenntnistheorie. Drei Studien zu Hegel*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1963, S. 33. Hegel selbst formuliert – entsprechend einer von ihm geprägten Tradition noch etwas dunkler: “Der Geist hat für uns die Natur zu seiner Voraussetzung, deren Wahrheit und damit deren absolut Erstes er ist. In dieser Wahrheit ist die Natur verschwunden, und der Geist hat sich als die zu ihrem Fürsichsein gelangte Idee ergeben, deren Objekt ebensowohl als das Subjekt der Begriff ist. Diese Identität ist absolute Negativität, weil in der Natur der Begriff seine vollkommen äußerliche Objektivität hat, diese seine Entäußerung aber aufgehoben und er in dieser identisch mit sich geworden ist.” Georg Wilhelm Friedrich Hegel,

Der Hegelsche Begriff der Arbeit kann also unter anderem als einer der gründlichsten und grundlegendsten Versuche verstanden werden, ein Vermittlungsverhältnis von Natur und Geist systematisch zu denken. Die Differenz der Sphären anzuerkennen, ohne endgültige Äußerlichkeit zu postulieren und ohne Geist oder Materie den epistemologischen Primat zuzuschlagen. Obgleich aus der Perspektive des heutigen philosophischen Mainstreams in der Regel noch ein Übermaß an ‚Geist‘ im Hegelschen System steckt, ist mindestens im Vergleich mit den idealistischen Zeitgenossen als bemerkenswert anzuerkennen, wie Hegel die Sphäre des Idealen entstatiiert und als prozesshaftes Geschehen an die Auseinandersetzung mit seinem es gleichwohl bedingenden Widerpart bindet. Der Geist formt um; das ihm äußerliche und damit sich selbst (Das Subjekt braucht die Substanz, um zu sich selbst zu kommen sowie das Denken das Sein, etc.).

Über die Hegelsche Dialektik ist längst – vermutlich teils berechtigt, teils unberechtigt – der Stab gebrochen worden. Sie gehört nicht mehr zum Kanon geisteswissenschaftlicher Methodik. Dessen unbesehen – und unbesehen der selbstverständlich völlig eigenen Frage ihrer Existenzberechtigung heute und/oder vor zweihundert Jahren – besteht ein unbestreitbares Faktum darin, dass mit der Hegelschen Philosophie auf breiter Front ein geschichtlicher Vektor in die *theoretische Auffassung* der Welt kommt. Schon zu Hegels Lebzeiten hat dieses System der ‚weltgeistigen‘ Entwicklung vor allem in Bezug auf die kultürliche Welt interessiert. Das Hegelsche System der Naturphilosophie blieb so auch unter Zeitgenossen von geringer Wirkung, bevor es von der naturwissenschaftlichen Nachwelt für im Wesentlichen unbrauchbar erklärt wurde. Insbesondere ist in der Hegelschen Philosophie das nie wieder in dieser Form aufgenommene und letztlich wohl nicht ganz gelungene Projekt realisiert, eine systematische Geschichtsphilosophie zu entwickeln, die zumindest avisiert, qualitative Umbrüche denken zu können (Dies letztlich aber wohl nur um den Preis, sich selbst als das Ende dieser beschriebenen Bewegung setzen zu müssen). Wie die Systeme des Deutschen Idealismus insgesamt lässt sich auch dasjenige Hegels – sogar in besonderem Maße – aus der Suche nach einer integrativen Mittlergröße verstehen. Ihr Problem ist damit sozusagen das *Zwischen* derjenigen Binarität, die jeden Prozess des Erkennens als Subjekt-Objekt-Spaltung zunächst kennzeichnet.¹⁸⁶

Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften im Grundrisse, in: Derselbe, *Werke*, Bd. 10, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1979, S. 17.

¹⁸⁶ Ernst Bloch bringt die gesamte Hegelsche Philosophie auf den Nenner einer Interpretation der Differenz von Subjekt und Objekt als auch heute noch grundlegendstes erkenntnistheoretisches Problem. Vgl. Ernst Bloch, *Subjekt-Objekt. Erläuterungen zu Hegel*, Frankfurt: Suhrkamp 1949.

Besonders aufschlussreich im Hinblick auf dieses Grundverständnis eines philosophischen Projekts ist die Entwicklung dessen, was man die jeweilige Zentrumsmetapher der Hegelschen Philosophie im Laufe ihrer Entwicklung nennen kann. Sie bewegt sich erst über den Begriff der *Liebe* und den des *Lebens* hin zu dem des *Geistes*.¹⁸⁷ Vermutlich liegt in dieser Entwicklung mehr Identität als Differenz und man hätte sich unter Umständen das gesamte Hegelsche Werk auch unter den ersten beiden Begriffen als zu der Form gelangend vorstellen können, die es später annimmt.¹⁸⁸ Bei der Reihung hat man es einerseits mit Leitbegriffen der christlichen Theologie zu tun, andererseits mit denjenigen Begriffen, durch die philosophiegeschichtlich betrachtet vermutlich mit dem größten Nachdruck die Hoffnung auf eine Aufhebung von solipsistischer Individualität als nicht überschreitbarem Horizont von Welterfahrung geltend gemacht wurde (Die Reihe wird im 20. Jahrhundert durch eine ähnliche Aufladung des Begriffs *Sein* durch Heidegger ergänzt). In diesem Sinne sind sie sozusagen Synthese-Begriffe und damit auch Kandidaten für eine vom philosophischen Niveau heruntergehobene integrative Theorie des Sozialen – also eine Theorie der Gesellschaft. Wenn in der Kantschen Philosophie also ‚dem Glauben Raum gegeben wird‘, indem er von den Bestrebungen rationalistischer Vereinnahmung freigesetzt wird (eine Figur, die, wenngleich radikalisiert, auch Kierkegaard sich von Hegel wieder entfernen lässt¹⁸⁹), so will Hegel die Aufgabe des sozusagen innerweltlichen Heils nicht aufgeben. Die Hegelsche Philosophie ist so auch als eine sublimierte Form theologischen Widerstands gegen eine philosophische Theorie reiner Immanenz zu verstehen. Als ein Widerstand, der sich aus der kaum mehr als theologisch erkennbaren Überzeugung, dass das Wahre das Ganze sei, begreift, und der damit nicht nur das Ganze im Sinne eines Allumfassenden, sondern vor allem im Sinne des Heilen meint.

Was das systemtheoretische Programm einer differenztheoretischen Erkenntnistheorie angeht, könnte man Hegel im Hinblick auf die Unterscheidung eines Denkens der Identität einerseits

¹⁸⁷ Vgl. Dieter Henrich, *Hegel im Kontext*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1971, S. 67.

¹⁸⁸ Damit fällt die Hegelsche Philosophie, so Luhmanns Einschätzung, in eine Zeit, in der die Reflexionstheorien der Gesellschaft bereits beginnen sich aus der Differenz zueinander zu verstehen: „Erst im Laufe mehrerer Jahrhunderte einer relativ kontinuierlichen Entwicklung macht sich schließlich bemerkbar, und erst im 19. Jahrhundert setzt sich in zahllosen terminologischen Neuerungen durch, daß es entscheidend auf *Differenz* ankommt. Die Einheit, auf die reflektiert wird, muß im Unterschied gefunden werden und nicht im Endziel – im Unterschied etwa der rechtsförmig artikulierten politischen Macht zum monetär kalkulierten Eigentum oder im Unterschied der theologisch betreuten Religion zu den Naturvorstellungen, die die Wissenschaft als die ihren pflegt; oder im Unterschied der pädagogisch ambitionierten Bildung zu dem, was die Politik des Vormärz von ruhigen Untertanen erwartet. So ist die Staatsidee Hegels schon im Moment ihrer Formulierung obsolet und das, was für ihn Geist ist, kann allenfalls noch ein Grenzbegriff sein. Gegen alles, was von alters her plausibel sein kann, zeigt sich, daß die Einheit in den Reflexionstheorien von der Differenz her gedacht wird.“ Niklas Luhmann, *Die Wissenschaft der Gesellschaft*, S. 474.

¹⁸⁹ Siehe: Sören Kierkegaard, *Die Wiederholung*, Hamburg: Meiner 2000.

und eines der Differenz andererseits als den Identitäts-Denker verstehen, der in seiner Zeit das Problem der Differenz am wenigsten leicht genommen hat. Gleichwohl bleibt er einer sozusagen vereinenden Interpretation des Paradoxen verpflichtet, die Luhmann mit dem Titel der ‚Emanationshierarchie‘¹⁹⁰ versieht:

„Die Leitidee war: das Eine erzeugt den Gegensatz, läßt ihn aus sich heraus entstehen. So erzeugt der Ungeschaffene den Gegensatz von Geschaffenem und Ungeschaffenem, der unbewegte Bewegter den Gegensatz von Bewegtem und Unbewegtem. Aus der Wahrheit entsteht die Differenz von Wahrheit und Unwahrheit, aus dem Chaos die Differenz von Ordnung und Unordnung. Die mythologische Darstellungsweise ermöglicht eine Verschlüsselung dieses Vorgangs durch zeitbezogene Kategorien – etwa die, die wir wechselweise gebraucht hatten: Entstehen, Erzeugen, Emanation. Es kann damit plausibel gemacht werden, daß es vor der jetzigen Zeit eine andere gegeben hat – möglicherweise auch eine, die jetzt immer noch andauert und sich am Ende der Zeiten wiederum durchsetzt.“¹⁹¹

Die Auffassung, dass Luhmann und Hegel auf die eine oder andere Art Brüder im Geiste sind oder zumindest den Geschmack bezüglich einer gewissen äußeren Form der Anlage philosophischer Theorien teilen, ist einschlägig und bezieht sich zunächst berechtigter Weise auf relativ augenfällige Gemeinsamkeiten. Der Systemtheorie zufolge findet die Plausibilität sogenannter emanationshierarchischer im Unterschied zu differenztheoretischer Denkfiguren allerdings ihre Grenze – hier zeigt sich einmal mehr der Primat des Soziologischen bei Luhmann auch gegenüber der Geltung eingefleischter mythologisch-theologischer Weltanschauungen – an der funktionalen Differenzierung der modernen Gesellschaft:

„Emanationshierarchien sind in ihrer Plausibilität an stratifizierte Gesellschaften mit fraglos akzeptierter Differenz von oben und unten gebunden. Nur in Anlehnung an eine solche Verteilung der Qualitäten wird man die Paradoxie ins Prinzip verlagern und dort aufbewahren, verdecken, invisibilisieren können. Jede Hierarchie erfordert eine Spitze mit unerklärbaren Eigenschaften, eine oberste Position, die zugleich das Ganze und sich selber repräsentiert.“¹⁹²

¹⁹⁰ Niklas Luhmann, *Die Wissenschaft der Gesellschaft*, S. 488.

¹⁹¹ Ebenda. Als eine Spielart derselben Figur im Rechtssystem nennt Luhmann die hierarchische Staffelung von Rechtsquellen, die ebenfalls geeignet ist, das Problem der selbstreferentiellen Gestalt auch des codierten Rechts aus dem Blickfeld zu drängen: „Die vielleicht einflußreichste, jedenfalls traditionsreichste Konstruktion der Einheit des Rechts hatte mit der Vorstellung einer Hierarchie von Rechtsquellen oder Rechtstypen gearbeitet: ewiges Recht, Naturrecht, positives Recht. Sie konnte sich auf ein stratifiziertes Gesellschaftssystem und eine entsprechend hierarchisierte Weltarchitektur stützen, setzte aber die Notwendigkeit einer hierarchischen Ordnung dogmatisch und verstellte sich damit den Blick auf die Paradoxie der Einheit einer Vielfalt. Die Einheit kann dann nur die Rangdifferenz selbst sein.“ Niklas Luhmann, *Das Recht der Gesellschaft*, S. 21.

¹⁹² Niklas Luhmann, *Die Wissenschaft der Gesellschaft*, S.490f.

Es liegt nahe, den Begriff *Arbeit* – in der Art und Weise, wie Hegel ihn folgenreich in die Philosophie einführt – ebenfalls als Synthese-Begriff zu verstehen. Und zwar zunächst nicht so sehr als einen sich auf die soziale Welt beziehenden, sondern als den Nexus zwischen natürlicher und kultureller Welt herstellend. Dies tut in gewisser Weise bereits der Arbeitsbegriff seinem alltäglichen Gebrauch nach und in besonderer Weise dessen Verwendung bei Marx (damit nimmt Arbeit im übrigen theoriearchitektonisch bei Marx in etwa die Stellung des Kommunikationsbegriffs bei Luhmann ein, nämlich die Stellung desjenigen Begriffs, über den soziale Integration gedacht wird¹⁹³).

Aufschlussreicher Weise ist auch für die späteren Gleichgewichtstheorien, zum Beispiel für Leon Walras, ein Selbstverständnis nicht unerheblich, das die eigene Theorie als einen Beitrag zu einem Prozess versteht, der die Einzelindividuen in der Gesellschaft ‚synthetisiert‘.¹⁹⁴ Alfred Marshall spricht später von der Ökonomie als ‚*interplay of physical and subjective realities*‘; eine Formulierung, die sich bemerkenswert Hegelianisch ausnimmt, ohne explizit im Anschluss an die Hegelianische Philosophie formuliert zu sein.¹⁹⁵ Bei Marx heißt es in einer über die volkswirtschaftliche Bedeutung des Begriffs Arbeit ausgreifenden Formulierung:

„Die Arbeit ist zunächst ein Prozeß zwischen Mensch und Natur, ein Prozeß, worin der Mensch seinen Stoffwechsel mit der Natur durch seine eigne Tat vermittelt, regelt und kontrolliert. Er tritt dem Naturstoff selbst als Naturmacht gegenüber. Die seiner Leiblichkeit angehörigen Naturkräfte, Arme und Beine, Kopf und Hand, setzt er in Bewegung, um sich den Naturstoff in einer für sein eignes Leben brauchbaren Form anzueignen. Indem er durch diese Bewegung auf die Natur außer ihm wirkt und sie verändert, verändert er zugleich seine eigne Natur. Er entwickelt die in ihr schlummernden Potenzen

¹⁹³ Das Problem, wie sich eine Theorie der Gesellschaft anders axiomatisch fassen lassen könnte, führt Luhmann zu der Frage, wie das System ‘Gesellschaft’ als Letztbegriff der Disziplin Soziologie bestimmt werden kann; und zwar “im Unterschied zu allen sozialen Systemen, die sich in der Gesellschaft im Vollzug gesellschaftlicher Operationen bilden; im Unterschied also zu den gesellschaftlichen Funktionssystemen, aber auch zu Interaktionssystemen, Organisationssystemen oder sozialen Bewegungen, die allesamt voraussetzen, daß sich ein Gesellschaftssystem bereits konstituiert hat. Die Leitfrage ist deshalb, welche Operation dieses System produziert und reproduziert, wenn immer sie vorkommt. Die Antwort (...) lautet: Kommuniaktion.” Niklas Luhmann, *Die Gesellschaft der Gesellschaft I*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1997, S. 13.

¹⁹⁴ Siehe: Kunio Kakakubo, *Half of Justice, Half of Utopia: Walras's Two Concepts of Justice and the 'Normative Bias' of 'Elements'*, in: *Revue européenne des sciences sociales*, Bd. 37, Nr. 116.

¹⁹⁵ Allerdings gibt es auch Gründe, Marshall eine geistige Nähe zur Hegelschen Theorie zu attestieren: “(H) took from Hegel the same notion of the shape of history as a whole as did Marx (...) For Marshall the dialectical circle of history begins with collective custom and culminates in collective freedom, while history itself consists of the gradual development of individual freedom and its physical corollaries (...) As for Marshall, his dialectic thought when taken in its entirety certainly points to an eventual state of total reconciliation of subjective and objective freedom.” Simon J. Cook, *The Intellectual Foundations of Alfred Marshall's Economic Science. A Rounded Globe of Knowledge*, Cambridge (UK): Cambridge University Press 2009, S. 296f.

und unterwirft das Spiel ihrer Kräfte seiner eignen Botmäßigkeit.“¹⁹⁶

Geistesgeschichtlich ist es also vor allem interessant, dass die ökonomische Klassik, indem sie sich auf Arbeit kapriziert, derjenigen Größe die Definitionshoheit über den Wertbegriff zuweist, der in der Rückschau zwischen der in Antike und Vormoderne als Wertquelle vermuteten *Natur* und dem in zeitgenössischen Theorien an ihre Stelle tretenden menschlichen *Subjekt* vermittelt. Wenn die heutige Ökonomik den Wertbegriff insofern zur Seite legt, als sie ein Identischwerden von Wert und subjektiver Wertung theoretisch – im Begriff des subjektiven Nutzens – postuliert, den Wertbegriff also von seiner *objektiven*, das heißt: dem Subjekt gegenüber widerständigen Qualität bereinigt, hat man es beim Arbeitswertbegriff retrospektiv unter Umständen mit einem Übergangsphänomen zu tun. Als solcher passt er in eine Zeit, in der sich die Theorie der Ökonomie im Prozess der Ablösung von biologistisch-physikalistischen (z.B. bevölkerungstheoretischen oder agrarischen) Schranken der Wertschöpfung befindet.

Zudem ist die Stellung der Natur, der auch in der klassischen ökonomischen Literatur immer noch die Bedeutung zukommt, Ursprung eines gewissermaßen *aufwandlosen Mehrwerts* zu sein, der den landwirtschaftlichen Sektor nach wie vor gegenüber der industriellen Wertschöpfung auszeichnet, an die Besitzordnung des *Ancien Regime* gekoppelt. Für den Besitz von Land fielen keine theoretisch sichtbaren Opportunitätskosten an, die durch die Möglichkeit ertragreicherer Investitionen entstanden wären. Die feudale Besitzordnung, die den Landbesitz unhinterfragt als Privileg einer bestimmten gesellschaftlichen Schicht anerkannte, konnte somit den Ertrag natürlicher Produktion (organischen Wachstums) als beiläufiges *Surplus* begreifen, für das niemand aufzukommen hatte. Die physiokratische Idee eines *Impôt unique* auf die landwirtschaftliche Rente kann also auch als eine Korrektur der feudalen Eigentumsprivilegien bei gleichzeitiger grundsätzlicher Beibehaltung der bestehenden Eigentumsordnung gelesen werden.

Die Frage, inwieweit die Nutzbarmachung natürlicher Rohstoffe letztlich doch ein nicht verzichtbares Element von Wirtschaftswachstum darstellt, ist mit Blick auf die heute aktuelle Diskussion um das Verhältnis von Wirtschaftswachstum und Ressourcenausbeutung keineswegs von nur historischem Interesse. Die Frage, ob sich – gemäß der *Endogenous Growth Theory*¹⁹⁷ – der Wachstumsgedanke (der *Wertwachstumsgedanke*) in totum auf die

¹⁹⁶ Karl Marx, *Das Kapital*, Bd. I, MEW 23, S. 192.

¹⁹⁷ Siehe: Paul Romer, *Endogenous Technological Change*, in: *Journal of Political Economy*, Band 98, Oktober 1990.

Ebene des kulturellen Wertes transponieren lässt (beispielsweise durch eine immer stärkere Ausweitung des Dienstleistungssektor, Informationstechnologien, Bildung etc.), ist nach wie vor Gegenstand kontroverser Debatten. Eine solche Position macht einen *subjektiven* Wertbegriff, das heißt einen Begriff von Wert, der *natürliche Beschränkung* ausschließen kann, notwendig.

Die kulturelle Autonomie des Wirtschaftsprozesses, die mit Marx anhebt und die in der Hegelschen spekulativen Figur in gewisser Weise eine Vorbedingung hat, insofern diese als Vorlage für den Entwicklungsgedanken in einer Sphäre jenseits der natürlichen die Begrifflichkeiten zur Verfügung stellt, ist, so gesehen, eine Fortsetzung der in der Klassik langsam beginnenden Verschiebung des Wertbegriffs aus der natürlichen in die kulturelle Sphäre. *Arbeit* als derjenige kulturelle Reproduktionsprozess, durch den der Mensch mit der Natur auf transformatorische Weise in Beziehung steht, ist eine Art universelles *Gattungsmerkmal* der Menschheit; und dies im Unterschied sowohl zur jenseits menschlichen Wirkens gültigen Gesetzmäßigkeit der Natur *als auch* zum die Homogenität des Gattungsmerkmals auf individueller Ebene wieder aufsparenden Begriff des subjektiven Nutzens.

Der an den Begriff ‚Geist‘ gekoppelte Entwicklungsbegriff macht seine Karriere kurz nach Hegel in Form der Evolutionstheorie auch in den Naturwissenschaften, was Friedrich Nietzsche zu der Diagnose einer größeren geistesgeschichtlichen Konstellation veranlasst hat:

*„Nehmen wir (...) den erstaunlichen Griff Hegels, der damit durch alle logischen Gewohnheiten und Verwöhnungen durchgriff, als er zu lehren wagte, daß die Artbegriffe sich auseinander entwickeln: mit welchem Satze die Geister in Europa zur letzten großen wissenschaftlichen Bewegung präformiert wurden, zum Darwinismus – denn ohne Hegel kein Darwin.“*¹⁹⁸

Das Aufkommen des Entwicklungsbegriffs, ob in der Geistes- oder der Naturwissenschaft (oder im Hegelianismus als einem diese Unterscheidung transzendierenden maximal umfassenden Begriff von Wissenschaft), stellt sicherlich eine der größeren wissenschaftlich-weltanschaulichen Wendungen dar und diese Wendung entwickelt ihre Bedeutsamkeit in der Ökonomik mit besonderer Prägnanz.

Für die einschlägige theoriegeschichtliche Ansicht, dass die Ökonomik im eigentlichen Sinne

¹⁹⁸ Friedrich Nietzsche, *Die Fröhliche Wissenschaft*, in: KSA 3, S. 598.

erst 1776 mit der Veröffentlichung des *Wealth of Nations* beginne¹⁹⁹ und alles Vorherige höchstens den Status proto-ökonomischen Denkens beanspruchen könne, ist das Wesen des Phänomens Ökonomie geradezu an diesen Gedanken der Entwicklung gebunden. Aus der Perspektive des vormodernen Weltbildes einer ein für allemal arretierten Weltordnung, die sich, auch weil es in ihr keine eigenständige Entwicklung geben kann, aus der Differenz zu einer göttlichen Ordnung begreifen lässt, ist ein menschlich verursachtes Wachstum in der Substanz des Wertes als eines moralisch-theologisch konnotierten Phänomens genauso wenig vorgesehen wie die Möglichkeit der weltimmanenten Transformation der Gesellschaftsordnung auf ein säkulares Telos hin.

Die Frage, inwieweit erst die auf Dauer gestellte Verzögerung der *parousia* als das christliche Zeitverständnis prägend (im Unterschied zur relativen ‚Heilsindifferenz‘ der Zeit in der heidnischen Antike) die Ursache für die Ermöglichung eines Begriffs von *Geschichte* darstellt und so letztlich zur Unterhöhlung derjenigen politischen Ordnungen führt, die sich zunächst zum Zwecke der Festigung unverrückbarer Sozialstrukturen auf einen eben dieser Religion entstammenden Ordnungsgedanken beriefen, führt über das Gebiet der Wirtschaftsgeschichte hinaus. Sicherlich taugt aber auch hier das Hegelsche System zur Anschauung eines Denkens, das sich einerseits, theologisch inspiriert, um die Wahrung eines Einheits- und Absolutheitskonstrukts bemüht, andererseits Entwicklung rein immanent zu denken versucht. Ob der Umstand, dass der Fortschritts- und Entwicklungsgedanke, der in der hochentwickelten asiatischen Welt zu Zeiten des europäischen Frühkapitalismus nicht Fuß fassen konnte, seine Ursache in einem säkular raffinierten christlichen Erbe des Okzidents oder in dem selbstbeschleunigenden Effekt des kapitalistischen Betriebs durch einige entscheidende technische Innovationen erfahren hat (und inwieweit zwischen diesen beiden Faktoren möglicher Weise wiederum Korrelationen bestehen), bleibt Gegenstand einer schwer zu entscheidenden Debatte. Die relative Gleichzeitigkeit, mit der sich zu Beginn der Aufklärung ein stark zukunftsträchtiges Moment sowohl in der Ökonomik als auch in der gesamten Kultur ausbreitet, liegt dagegen auf der Hand. Und der entscheidende Schritt, der damit in der Ökonomik einher geht, scheint in der Umstellung der Wertschöpfung auf kulturelle Praxis zu liegen, die mit der Arbeitswertlehre der Klassiker beginnt, aber erst mit Marx eine konsequente Durchführung erfährt. Ein Unterschied, der angesichts der in der Regel politisierten Interpretation des Verhältnisses von bürgerlicher Klassik und Marxismus

¹⁹⁹ Karl Marx macht dagegen William Petty als den Beginn der klassischen englischen Nationalökonomie aus, der das Phänomen der Arbeitsteilung bereits ein Jahrhundert früher in einem Essay mit dem im Hinblick auf den Entwicklungsgedanken vielsagenden Titel „*An Essay Concerning the Multiplication of Mankind*“ beschrieb.

verhältnismäßig wenig Würdigung erfährt. In einem Verständnis von Ökonomie, das diese verstärkt als einen sozialen Zusammenhang begreift, also als ein Aggregat von Verhältnissen von Mensch zu Mensch anstatt von Mensch zu Natur, gewinnt hiermit der Begriff der *Konkurrenz* zunehmend an Bedeutung gegenüber demjenigen der *Subsistenz*.

I. 3. Der Marginalismus – Die Verortung des Wertes im Subjekt.

Die These von einem geteilten Unbehagen angesichts unkontrollierter Wucherung in der Wertsphäre bei den Theoretikern des *Surplus* inklusive Marx ist keine, die sich als zwangsläufig belegen lässt.²⁰⁰ Sie ergibt sich vielmehr als nicht ganz abwegige, wenngleich vielleicht leicht psychologisierende Vermutung aus der Problematik der seinerzeitigen Ökonomik, einen nicht natürlich limitierten ökonomischen Wertzuwachs angesichts empirischer Evidenzen theoretisch denken zu müssen sowie aus der wissenschaftshistorischen Konstellation einer Zeit, in der die Ökonomik noch nicht als eigene Disziplin etabliert ist und demzufolge der Begriff des Wertes zum Beispiel bei einem Moralthologen wie Adam Smith Assoziationen in alle möglichen Richtungen aufrufen musste.

Die Pietät gegenüber dem Wertbegriff, von dem sich eine etymologische Linie bis hin zur *caritas* der christlichen Nächstenliebe (griechisch: *agapé*) und dem *summum bonum* als ‚höchstem Gut‘ der christlichen Morallehre ziehen lässt, steht möglicherweise zu diesem Zeitpunkt dem nüchternen Unterfangen der Beschreibung eines rein ökonomischen Mehrwerts im Wege.²⁰¹ Um nicht auf die psychologische Verfassung der einzelnen Autoren rekurrieren zu müssen, kann man die begriffliche Unschärfe zwischen dem Zulassen eines rein kulturellen Wertwuchses und dessen Rückbindung an die Limitiertheit der natürlichen Produktionsbasis als einen Bruch in der Semantik deuten, der durch zwei kurzzeitig

²⁰⁰ Ebenfalls will die hier vertretene These sich nicht anmaßen, Vorgänge im ‚Unbewußten der Wissenschaft‘ besser erkennen zu können als diese selbst. Vgl.: Michel Foucault, *Die Ordnung der Dinge*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1974, S. 10ff.

²⁰¹ Im griechischen Originaltext der Paulusbrieve ist *agapé* der Ausdruck für die in der Lutherbibel als ‚Liebe‘ übersetzte *caritas*. Es lässt sich also eine Kontinuität innerhalb des Wertbegriffs nachweisen, die dessen einander gegenläufigste Assoziationen, Liebe und Preis (lat. *pretium*, im Griechischen *timé*), verbindet. Die begriffliche Brücke zwischen christlicher und philosophischer Ethik schlägt der Begriff des *summum bonum*, der in etwa so oft als ‚höchstes Gut‘ wie als ‚höchster Wert‘ zwecks Ausschöpfung des möglichen Bedeutungsspektrums durch beide Begriffe übersetzt wird. Carl Schmitt hat darauf aufmerksam gemacht, dass der Wertbegriff über den Umweg des italienischen *valore* die Stelle des lateinischen *bonum* in der Enzyklika *Mater et Magistra* von Johannes XXIII eingenommen hat (Vgl. Katholische Internationale Presse-Agentur, *Die Enzyklika Mater et Magistra und der demokratische Sozialismus*, Freiburg/Schweiz: KIPA Verlag 1962; Carl Schmitt, *Die Tyrannei der Werte*, Berlin: Duncker & Humblot 2011, S. 13.) In den romanischen Sprachen hat wiederum das lateinische Wort *valor* (franz.: *valeur*; span.: *valor*; ital.: *valore*) anders als im Deutschen noch einen Anklang an Begriffe im Umfeld des Tugendhaften (lat. *virtus*) wie Kraft und Mut. Während der englische Begriff *value*, obwohl anders als im Deutschen der lateinische Stamm des *valor* als Nexus zwischen dem personalzentrierten Bedeutungsfeld der Tugend und dem apersonalen des Werts geblieben ist, die Konnotation des tugendhaften Wertes aus sich mit Bezug auf menschliche Individuen eingebüßt hat. Luhmann macht zudem auf eine Wandlung des italienischen Begriffs ‚virtuoso‘ bei seiner Übertragung ins Englische im 17. Jahrhundert aufmerksam, der seinen moralischen Bezug (im Sinne von ‚tugendhaft‘) verliert und sich zu einer Semantik der (vor allem musikalischen) Leistungsfähigkeit wandelt. Siehe: Niklas Luhmann, *Die Moral der Gesellschaft*, S. 276f.

konkurrierende Operationalisierungen des Wertphänomens in der Theoriearchitektur der Zeit notwendiger Weise zu Disharmonien führte.

Aus der Einsicht in das Phänomen des ökonomischen Mehrwerts und dem Selbstverständnis derjenigen Wissenschaft, die diese zu Tage fördert, der *politischen Ökonomie*, ergeben sich andere Anforderungen an den Staat, als dies unter der Geltung merkantilistischer Theorien der Fall war. Dieser wird nun zu einem zentralen Agenten des ökonomischen Fortschritts seiner Bürger – nicht mehr seiner eigenen Macht- und Prunkfülle – durch die Förderung der Dynamiken von Produktion und Tausch; wenngleich dies zunehmend eher durch Zurückhaltung in Wirtschaftsfragen als durch vermehrte wirtschaftspolitische Aktivität geschieht. Die in Anfängen erkannte Autonomie des ökonomischen Geschehens, die theoretische Entdeckung des dezentral organisierten sozialen Kollektivs ‚Markt‘ führt zum eher negativen Bezug des Bürgertums als derjenigen die neue Wohlfahrtsdynamik verkörpernden Bevölkerungsschicht auf den Staat. Fortschritt und Wachstum im Ganzen des wirtschaftlichen Prozesses werden zudem sogar über Staatsgrenzen hinweg möglich.

Die Einsicht der volkswirtschaftlichen Klassik in das Phänomen des Marktes befördert so als politische Strömung den bürgerlichen Liberalismus, der um die Vorstellung einer sich frei von politischen Eingriffen selbstregulierenden ökonomischen Sphäre kreist. Setzt man die ökonomische Klassik aber auch anhand der erstmals auf breiter theoretischer Front zur Geltung kommenden Arbeitswertlehre gegen ihre theoretischen Vorgänger ab, geraten auch die weniger liberalen politischen Erbschaften dieser theoretischen Umstellung in den Blick. Hier sind diejenigen Gesellschaftsentwürfe zu nennen, die das in der Arbeit verkörperte ökonomische Fortschrittsprojekt einer sich über die Natur erhebenden kulturellen Entwicklung gewissermaßen unter direkte politische Führung stellen.

Ein angestrebter unmittelbarer Durchgriff auf die Mehrwertproduktion einer Volkswirtschaft, kombiniert mit einem ultra-modernistischen Fortschrittsgedanken ist die politische Konsequenz aus der über den Begriff Arbeit geleisteten Vorstellung von gesellschaftlicher Entwicklung, die den großen gesellschaftlichen Kraftanstrengungen des europäischen Kommunismus und Faschismus zugrunde lag. Jeweils wurde hier die Vorstellung tragend, dass die zentralisierte Verfügungsgewalt über die Ressourcen an (potentiellen) Arbeitsressourcen eines politischen Raums, die effizienteste Zugriffsform auf dieselbe sei und einer dezentralen Wirtschaftsordnung, welche die Egoismen der einzelnen Privatunternehmer als notwendiges Übel hinnehmen muss, überlegen.

Es lässt sich vermuten, dass die in ihrem politischen Diskurs sich jeweils stark auf den Begriff

der Arbeit kaprizierenden politischen Extrema des zwanzigsten Jahrhunderts²⁰² vielleicht nicht zuletzt der Figur des konsumierenden Subjekts als Teil der Wertgleichung ermangelten, wie es im Marginalismus und den Theorien von Angebot und Nachfrage zum Teil des theoretischen Kanons wurde.

Eine um das konsumierende Individuum und seine partikulären Interessen verminderte Auffassung des Wirtschaftsprozesses ist unter Umständen anfälliger für totalitäre politische Programme, die dem einzelnen Individuum insgesamt eine stark nachgeordnete Stellung einräumen. In diesem Sinne waren sowohl Faschismus als auch Kommunismus (unter anderem und jenseits ihrer Unterschiede) große gesellschaftliche *Produktionsanstrengungen*; in ökonomischen bis hin zu bevölkerungspolitischen Dingen. Wenn die Quelle des Wertes feststeht und der Konsument/Bürger zu ihrer Bewertung nichts wesentliches mehr beizutragen hat, kann die Produktion anlaufen und es gibt keinen sinnvollen Grund, warum sie sich mäßigen sollte.²⁰³ In den sozialistischen Ländern war die Wertquelle in der Arbeit ausgemacht, im deutschen Nationalsozialismus wurde durch das Diktum, gemäß dem das Deutsche Volk den ‚*höchsten Wert*‘ darstelle, der ökonomische und der christliche Diskurs (durch implizite Anlehnung an das *summum bonum*) gleichzeitig usurpiert.

Durch den schlechten Ruf, den die gesellschaftliche Sphäre des Ökonomischen als anti-kommunitaristisch und individuell isolierend (als die Sphäre des ‚Bürgerlichen‘ beziehungsweise ‚Jüdischen‘) auch im rechten Lager genoss, konnte diese Zurücknahme des Wertbegriffs in eine ‚kompaktere‘ (systemtheoretisch gesprochen: schwächer funktional differenzierte) Bedeutungsdimension weltanschaulich konsistent erscheinen. Zu erkennen ist an diesem Vorgang gut, dass ein Diskurs, der die Ausdifferenzierung eines rein ökonomischen Wertbegriffs nicht anerkennt, den Begriff des Wertes wieder zu dem umfassenden Kampfplatz derjenigen diskursiven Traditionen machen kann, auf die sich sein Geltungsfeld einst erstreckte. Der *Markt* als die Summe widerstreitender aber befriedeter Einzelinteressen – der heute in seiner politischen Spielart, zum Beispiel als ‚Markt der

²⁰² Ernst Jüngers Figur des ‚Arbeiters‘ beispielsweise ist eine, die bewusst der Individualität des Bürgers entgegengestellt wird und dabei die Differenzen zwischen den politischen Systemen von Faschismus und Kommunismus als unterschiedliche Ausprägungen der gleichen modernen Erscheinung des ‚Arbeiterstaats‘ in den Hintergrund treten lässt. Vgl. Ernst Jünger, *Der Arbeiter. Herrschaft und Gestalt*, Stuttgart: Klett-Cotta 2007.

²⁰³ Den Bürger und den Konsumenten hat John Kenneth Galbraith unter der Gemeinsamkeit des theoretisch geltenden Souveränitätspostulats in der Marktwirtschaft (Konsumenten-Souveränität) sowie in der Demokratie (Volkssouveränität) analogisiert. Allerdings um ersterem eine praktische Wirklichkeit entgegenzustellen, die unter umgekehrten Vorzeichen vonstatten geht, und für die er den Begriff der ‚Produzentensouveränität‘ vorschlägt. Vgl. John Kenneth Galbraith, *Volkswirtschaft als Glaubenssystem*, in: Winfried Vogt (Hg.), *Seminar: Politische Ökonomie. Zur Kritik der herrschenden Nationalökonomie*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1973, S. 56-79, hier: S. 66ff.

Meinungen²⁰⁴ im diskursiven Wettbewerb um das bessere Argument wesentlich unter dem Aspekt der kollektiven Moderierung, der diskursiven *checks and balances* gesehen wird – wirkt unter kollektivistischer Optik zersetzend. Aus seiner Erfahrung als Dozent an der London School of Economics berichtet so zum Beispiel Hayek:

„Mancher Universitätsdozent in England hat während der dreißiger Jahre englische und amerikanische Studenten vom Kontinent zurückkehren sehen, die selber nicht wußten, ob sie Kommunisten oder Nationalsozialisten waren, die aber eines sicher wußten, nämlich daß sie die abendländische liberale Kultur haßten.“²⁰⁵

Es liegt nahe zu vermuten, dass ein kulturell definierter Wertbegriff, der von seiner Erdung durch das Nullsummenspiel der Natur entkoppelt ist und noch nicht um die Regulation durch das Subjekt auf der ‚Konsumseite‘ (wenn man diesen Begriff einmal weitestgehend auslegt) ergänzt, mindestens zu politischer Aufbruchsstimmung, wenn nicht sogar zu gefährlicheren politischen Tendenzen Anlass gibt. Natürlich ist die Bedeutsamkeit der klassischen Arbeitswertlehre des bürgerlichen Zeitalters für die späteren gesellschaftspolitischen Exzesse des *kurzen zwanzigsten Jahrhunderts*²⁰⁶ höchstens ein Bruchteil einer ideengeschichtlichen Konstellation und zudem ein seiner ursprünglichen gesellschaftlichen Provenienz nach zunächst scheinbar widersprüchlicher. Die Prägekraft der Arbeitswertlehre über die bürgerliche Ökonomie hinaus besteht allerdings darin, dass sich in ihr das Moment der kulturellen Naturumformung durch das Phänomen der Technik als eine grundsätzliche Änderung der Verhältnisse mit demjenigen noch inmitten eines diffusen Begriffsfelds befindlichen Begriff des *Wertes* verbindet. Die vom Marxismus als Widersprüchlichkeit der bürgerlichen Existenz behauptete Verbindung eines Selbstbildes der Mäßigung (ursprünglich

²⁰⁴ In dieser Auffassung kreuzen sich sozusagen die sich aus dem Emanzipationsgedanken der Kritischen Theorie begreifende Diskurstheorie Habermas’ und die ‚ökonomisierte‘ Auffassung der politischen Sphäre, wie sie Schumpeter vertritt, indem er feststellt: “Der soziale Sinn oder die soziale Funktion der parlamentarischen Tätigkeit (sei, m. E.) ohne Zweifel die, Gesetze und teilweise auch Verwaltungsmaßnahmen hervorzubringen. Aber um zu verstehen, wie die demokratische Politik diesem Ziele dient, müssen wir vom Konkurrenzkampf um Macht und Amt ausgehen und uns klar werden, daß die soziale Funktion, so wie die Dinge nun einmal liegen, nur nebenher erfüllt wird – in gleichem Sinne wie die Produktion eine Nebenerscheinung beim Erzielen von Profiten ist.” Joseph Schumpeter, *Kapitalismus, Sozialismus und Demokratie*, Bern: Francke-Verlag 1950 S. 448.

Habermas’ prozeduraler Vernunftbegriff und dessen maßgeblich soziale Verfahrensbedingung eines herrschaftsfreien Diskurses ist diesem durch Regeln limitierten Wettbewerb nicht unähnlich. Vergleiche hierzu auch die Idee von Gerechtigkeit als *Fairness* bei John Rawls: John Rawls, *Eine Theorie der Gerechtigkeit*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1979.

²⁰⁵ Friedrich August von Hayek, *Der Weg zur Knechtschaft*, München: Olzog 2009, S. 30ff, zitiert nach Stephan Balling, *Sozialphilosophie und Geldpolitik*, Stuttgart: Lucius & Lucius 2013S. 45.

²⁰⁶ Vgl.: Eric Hobsbawm, *Das Zeitalter der Extreme. Weltgeschichte des 20. Jahrhunderts*, München: Hanser 1995.

in moralischer Abgrenzung zur Exzessneigung des Adels entwickelt) und einem in der Eigenlogik kapitalistischen Wirtschaftens liegenden Zwang zum exzessiven Gewinnstreben angesichts eines existenzbedrohenden Kampfes der Kapitaleigner untereinander erscheint in gewisser Weise auf der Ebene der anti-liberalen politischen Strömungen der Zeit als von diesem Widerspruch befreit – nämlich um das Moment der Mäßigung vermindert. Die politische Usurpation des Produktionsgedankens ist es, die diesen vollends von seiner liberalen Einhegung entkoppelt. Der totalitäre Staat wird unter Bedingungen des technischen Fortschritts sozusagen zum Monopolisten einer Mehrwertproduktion, deren Wertbegriff noch ein umfassenderer als der rein ökonomische ist. Die Verbindung von kriegerischer Neigung, Fortschrittsdenken und dem unbedingten Willen zur Ausschöpfung aller verfügbaren Energie auf politischer Ebene kennzeichnet die *totale Mobilmachung*²⁰⁷, die als ein ambivalentes Reizwort der Zeit Karriere macht. Unter der Ägide des Fortschrittsgedankens wird das kulturelle Klima aktivistisch und dementsprechend unkontemplativ. Der italienische Futurismus zieht dabei die kürzeste Verbindungslinie zwischen Fortschrittseuphorie und einer chauvinistischen politischen Haltung.

Eher umfangreich ansetzende Kritiken des Modernitätsgedankens führen daher gelegentlich die Kette weltanschaulicher Verfänglichkeiten bis an ihre Wurzel einer okzidentalen Vernunft zurück, die den Vorrang des Subjekts über das Objekt postuliert und Letzteres nicht mehr für sich gelten lassen kann.²⁰⁸ Damit ist wiederum die Natur-Problematik aufgerufen und der Auskopplung des Wertbegriffs aus ihrem Zuständigkeitsbereich kommt so eine gewisse Tragweite zu.

Dieser Exkurs über vermutete historische Implikationen einer politischen Wendung des mehrwerttheoretischen Produktionsbegriffs soll vor allem den Schritt illustrieren, der mit der ‚marginalistischen Revolution‘ in die Gegenrichtung getan ist.²⁰⁹ Bei den wichtigsten

²⁰⁷ Ernst Jünger, *Die totale Mobilmachung*, in: *Sämtliche Werke*, Bd. 7, S. 119-142, Klett-Cotta, Stuttgart 1980.

²⁰⁸ So zum Beispiel bei Henri Lefebvre: “Die Natur ist, so sagten wir, räumliche und zeitliche Abwesenheit des Menschen, folglich der Ort und der Zeitpunkt, wo sich die Abwesenheit des Menschen offenbart. An diesem unerreichbaren Ort, inmitten dieser Abwesenheit, bringt sich uns in Erinnerung, was keine Erinnerung ist: das, woraus ‘wir’ hervorgegangen sind, während ‘wir’ tatsächlich noch nicht *dort* waren (...) Die Natur ist auch das, was dem Menschen fehlt (und was der Kulturalismus und die bloße Kulturanthropologie übersehen). Wo der Mensch lebt, arbeitet, baut, ist er tätig, produziert er, erschafft er ausgehend von der Abstraktion – das Werkzeug ist eine von der Natur abstrahierende Abstraktion; es spaltet, trennt, isoliert und hält fest. Das mittels einer (technischen) Operation gefertigte, sodann stabilisierte, schließlich gemäß festgelegten und beständigen Verfahrensweisen zur Anwendung gebrachte Objekt stellt eine Abstraktion dar, die auf ein für ‘uns’ gegenüber der Natur höheres Konkretes abzielt, aber es nicht erreicht.” Henri Lefebvre, *Einführung in die Modernität. Zwölf Präludien*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1978, S. 162.

²⁰⁹ Natürlich geht der Marginalismus den gesellschaftlichen Entwicklungen der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts voraus. Er bestimmte den politischen und polit-ökonomischen Diskurs allerdings zunächst vornehmlich in denjenigen Gesellschaften, die auch zu Zeiten der – im Wesentlichen kontinentaleuropäischen – politischen Experimentierphase mit totalitaristischen Konzepten als liberal gelten konnten.

paradigmatischen Kehren in Bezug auf den Wertbegriff handelt es sich hier um das in definitonische Ehren erhobene konsumierende Individuum, indem von *Arbeit* auf *Nutzen*, das heißt von *Produktion* auf *Konsumtion* umgestellt wird sowie um das stärker aufkommende Bild des Gleichgewichts als Rückkehr zu einem statischen Ideal innerhalb der Wertsphäre. Die Konsequenz ist eine Abkehr von der theoretischen Beschreibung der Wertschöpfung als Produktion:

„*The symmetry of consumption and production has severely limited and crippled any pretense of cogent description and discussion of actual physical processes (...) The problem of production has been reduced to a matter of semantics.*“²¹⁰

Das Ende eines *objektiven* Wertbegriffs, dessen *Genese* theoretisch in der Produktion als menschlicher und maschineller Arbeit verortet wird, erklärt sich, laut Philip Mirowski, auch aus der die ökonomische Gleichgewichtsterminologie inspirierenden physikalischen Metaphorik des Kräftefelds, innerhalb dessen die Frage der *Genesis* der einander entgegengewirkenden Kräfte kein theoretisch reflektiertes Problem darstellt. So kommt es zu der Annahme der einschlägigen *initial endowments* in den Gleichgewichtskonzeptionen der Marginalisten, deren Entstehung nicht mehr Teil der anschließenden Analyse ist:

„*If utility looks like potential energy, then prices are determined by the introduction of a given set of commodities into the potential field. Asking where the given commodity endowments came from was a meaningless question, just as senseless as asking where the initial conditions came from in any mechanics problem: Of course they came from another mechanics problem, but thanks to the various conservation principles those previous problems have no bearing upon the solution of the present problem. In other words, there was no sensible analogue of production in the energetics metaphor.*“²¹¹

Das Zeitalter, das, wie Luhmann formuliert, darauf präpariert war, ‚im Neuen das Wesentliche zu sehen‘, findet also zumindest in der ökonomischen Dimension seiner Selbstbeschreibung ein vorläufiges Ende durch die Physik Hermann von Helmholtz‘ und die Einsicht in das universale Gesetz der Energieerhaltung. Das *Neue* ist zunächst keine Größe mehr, die von der ökonomischen Theorie emphatisch beschrieben wird. Ganz im Unterschied

²¹⁰ Philipp Mirowski, *More Heat than Light*, Cambridge: Cambridge University Press 1989, S. 319.

²¹¹ Ebenda, S. 283.

zum theoretischen Eifer der klassischen Autoren, der sich aus dem Erstaunen über das Phänomen eines arbeitsteilig erwirtschafteten *Surplus* speiste, überlebt das Produktionsphänomen den Umschlag auf eine physikalisch inspirierte Metaphorik in der Ökonomik nicht.

In der Auffassung des Marktes als Produktion und Konsumtion ideal vermittelnder Allokationsmechanismus – ohne den systematischen Primat der Produktion – tritt zudem die theoretische Bedeutung der Smithschen Differenz von *natürlichem Preis* und *Marktpreis* zunehmend in den Hintergrund. Fortan wird der Prozess untersucht, der Identität zwischen diesen beiden Begriffen – idealer oder realer Weise – herstellt. Die Smithsche Terminologie spielt in diesem Zusammenhang eine nicht uninteressante Rolle. Man kann sie als eine Art begriffliches Scharnier zwischen zwei Epochen ökonomischer Begriffsbildung lesen. Der Begriff des Marktpreises ist bereits vorhanden. Aber eine *natürliche* Autorität wird ihm noch mit Verweis auf die härtere Geltungssphäre der materiellen Produktion abgesprochen. Smith wagt den begrifflichen Sprung vom sicheren Boden eines materiellen Wertfundaments in den Glauben an die dynamische Regulierung der Werts substanz durch den Markt allein – samt all seiner menschlichen Fehlbarkeit, seinen Kontingenzen und Unsicherheiten – noch nicht. Den Begriff des Marktpreises hält er allerdings bereits für so sinnvoll, dass er ihm eine eingeschränkte Verwendung für kurzfristige und immer vor dem Hintergrund einer alle objektiven Kriterien der Werts substanz einbeziehenden – daher für die Praxis eher hypothetischen – Perspektive einräumt.

Auch hierin ist Adam Smith noch einmal stellvertretend für eine Auffassung von sozialer Theorie, die den subjektunabhängigen Blickwinkel, gewissermaßen als die theoretische Spielart des allwissenden Gottes, der bloßen Summe von Einzelperspektiven entgegensetzt und diese Perspektive irgendwo zwischen regulativer Idee und Zielpunkt eines nur durch die mühen hoher Abstraktion vom konkreten Vorgang zu erreichenden Blickwinkels des modernen Wissenschaftlers ansiedelt. Demgegenüber grenzen sich diejenigen gelegentlich als *postmodern* apostrophierten Theorien des Sozialen gerade dadurch ab, dass sie die Unvorhersehbarkeit von Entwicklungen gerade darin sehen, dass neben der Vielzahl von Einzelperspektiven auf die soziale Realität keine faktisch wirksame Instanz der Draufsicht mehr als epistemologisches Ziel formuliert wird, die eine allgemein gültige Gesetzmäßigkeit und Prognostizierbarkeit sozialer Abläufe garantieren könnte.²¹²

Sowohl beim Konsumbegriff als auch beim Gleichgewichtsgedanken, die jeweils für die neue

²¹² Vgl.: Werner Stegmaier, *Die Wirklichkeit der Orientierung. Perspektivität und Realität nach Nietzsche und Luhmann*, in: Renate Reschke (Hg.), *Nietzscherforschung 22 (2015)*, Berlin: DeGruyter 2015, S. 93-111.

ökonomische Schule von konzeptioneller Bedeutung werden, handelt es sich um begriffliche Fundamente, die weder dem Geiste eines vereinnahmenden Kollektivismus noch dem eines fieberhaften Fortschrittsgedanken entstammen. Es sind vielmehr um die dezentrale Organisation von *Individuen* kreisende Begriffe, die den Übergang zum neoklassischen ökonomischen Denken markieren. Auch das Moment bürgerlicher Mäßigung kehrt in den Begriff des Wertes als nicht durch Produktion am Individuum vorbei beliebig steigerbar zurück. Bürgerliches und Aristotelisches Maßhalten scheinen hier wieder vereint.²¹³ Und nicht umsonst vollzieht sich mit diesem Schritt die endgültige Emanzipation der Ökonomik als Reflexionstheorie der Ökonomie aus dem Politischen. Die begriffliche Umstellung auf einen nur noch *relationalen* Preisbegriff,²¹⁴ der den Wertbegriff in der Ökonomik damit überflüssig macht, ist eine in gewisser Weise zwingende Konsequenz. So formuliert Samuel Bailey hellsichtig in Bezug auf den fortan weiteren Gang der Forschung:

*„As we cannot speak of the distance of any object without implying some other object, between which and the former this relation exists, so we cannot speak of the value of a commodity but in reference to another commodity compared with it.“*²¹⁵

Bailey hatte zwar noch keine ausgereifte Theorie der Preisbildung durch Angebot und Nachfrage anzubieten, die entscheidende Intuition einer universalen Relationalität des Wertbeziehungswise Preisphänomens ist hier aber bereits ausgesprochen. Der Preis – auch in seiner späteren Konzeptionalisierung als relationales Kompositum aus Angebot – ist, anders als der traditionelle Wertbegriff, eine chimärenhafte Erscheinung, ein Mischwesen, und daher kein *Wesen*, keine beharrliche Essenz im eigentlichen Sinne des Wortes. Was den praktischen Fortgang der neoklassischen ökonomischen Forschung betrifft, folgt hieraus zunächst, dass für die Definitiorik der quantitativen Preisbildung, die von der Vorstellung eines *ontologischen Numéraire* Abstand nehmen muss, fortan gilt: Jedes Gut wird durch *alle* anderen quantitativ codierten (das heißt: im Medium Geld erscheinenden) Güter definiert; inklusive des Gutes Geld. In dieser Definitiorik jenseits eines objektiven Wertbegriffs besteht zu jeder Zeit notwendiger Weise ein logischer Zirkel zwischen Definiens und Definiendum, mit dem die ökonomische Kommunikation aber gut arbeiten kann.

²¹³ Zur Rolle des Topos der Mäßigung im politischen und ökonomischen Diskurs siehe: Herfried Münkler, *Mitte und Maß. Der Kampf um die richtige Ordnung*, Berlin: Rowohlt 2010.

²¹⁵ Samuel Bailey, *A Critical Dissertation on the Nature and Causes of Value*, Kelley: New York 1967, S. 5. Der Aufsatz wurde bereits 1825 in kritischer Abgrenzung gegen die Ricardianische Schule verfasst.

Systemtheoretisch hat man es mit einem Fall von operativer Entfaltung einer Paradoxie unter Zeitbedingungen zu tun, aus der sich gerade die prozedurale Dynamik der systemischen Autopoiesis speist. Das zu definierende Gut geht seinerseits zu einem (wenngleich geringen) Teil in die definitivisch maßgebliche Menge der Güter ein, aus denen jedes zu seiner Definition herangezogene Gut wiederum seine Bestimmung erhält. Die Preisdefinition eines beliebigen Gutes hat somit insofern einen vornehmlich pragmatischen Charakter, als die notwendige logische Unbestimmtheit für das Operieren mit Preisen praktisch nur eine geringe Hinderungswirkung darstellt. Faktisch zeigt sich dieser näherungsweise arbeitende Definitionsprozess im Arbeiten mit mehr oder weniger umfassenden ‚Warenkörben‘ (beziehungsweise: Währungskörben im Falle der Wechselkurse auf dem Geldmarkt).

Die Relationierung des Begriffs ‚Wert‘ läuft allerdings dessen etymologischer Tradition und seinem essentialistisch geladenen Bedeutungsgehalt entgegen. Indem in der theoretischen Umstellung auf den Preisbegriff das Wertproblem als Projekt einer *genetischen* Theorie des Wertes aufgegeben wird, tritt der Nutzen-Begriff an die Stelle des Arbeitsbegriffs in den Produktionstheorien der Klassik. Er tut dies aber in vielerlei Hinsicht eher als Markierung der Abwesenheit eines theoretisch qualifizierten Begriffs für dasjenige Phänomen, als dessen symbolischer Reflex die beobachtbaren Preisbildungen vermutet werden. Es ist die Frage, ob ein derart vager Begriff wie der des ‚Nutzens‘ seinerseits von Nutzen für die Theoriebildung sein kann. Für die faktische Entwicklung der Ökonomik lässt sich sagen, dass der Nutzen zuerst zum Grenznutzen, also zu einer mathematisch operationalisierbaren Größe werden musste, um die Theoriebildung voranbringen zu können.

Damit es zu derjenigen ‚Entkernung‘ des ökonomischen Forschungsprogramms kommen kann, an deren Ende die Auflösung des Wertproblems zugunsten einer Analyse der Preisbildung steht, ist die umfassende Modifikation, die der ökonomische Wertbegriff erfährt, Voraussetzung. Nach der Umstellung des theoretisch vermuteten Ortes der Wertgenese von Natur zur Kultur folgt nun das einzelne Subjekt als souveräner Stifter – oder zumindest als theoretisch gangbarster Zugriffsort – des ökonomischen Wertes.

Diese ‚kopernikanische Wende‘ im Wertbegriff fällt wiederum wohl nicht umsonst mit dem Neukantianismus als dominierender philosophischer Strömung seiner Zeit zusammen. Und wie in der Kantschen erkenntnistheoretischen Kritik geht mit ihr ein Verlust an epistemologischer Belastbarkeit des außerhalb des Individuums liegenden Objekts einher. Aus der Warte der subjektiven Wertlehre – so könnte man formulieren – behauptet die Arbeitswertlehre zu Unrecht den objektiven Wert (ihr ‚*Ding an sich*‘) in ihrer erkenntnistheoretischen Verfügbarkeit zu haben. Wie die Kantsche Kritik der reinen Vernunft

ist die marginalistische Kritik der ökonomischen Klassik also auch zunächst die Zurücknahme einer vormaligen zu starken Kompetenzbehauptung des Forschungsprogramms.

Die Neuausrichtung des Fachs verläuft hier durch eine Auswechslung der Problematik, aus dem es sich begreift. Die sogenannte ‚marginalistische Revolution‘ hat also durchaus Merkmale einer wissenschaftlichen Revolution im Sinne Kuhns. Nach der Krise, in die das Selbstverständnis der Ökonomik durch die Aporien einer Aufschlüsselung des empirischen Phänomens der Preisbildung mittels der vor jeder empirischen Forschung in ihrer Existenz postulierten einzelnen objektivierbaren Wertquelle gerät, entwickelt sich ein theoretisches Konzept zur Bearbeitung der Wertfrage, das kein Referenzverhältnis von Wesen und Erscheinung – von Wert und Preis – mehr benötigt. Das Preisproblem wird entreferentialisiert. Damit geht ein Verlust an *Essenz* einher. Der (objektive und theoretisch fassbare) Wert als das Beharrliche, als ontologische Erdungsgröße hinter der Mannigfaltigkeit der Erscheinungen ökonomischer Geschäftigkeit hinterlässt nicht etwa eine Lücke, in die eine andere Zentrumsmetapher rückt, sondern destabilisiert in gewisser Weise zunächst das gesamte Gebäude der Ökonomik.²¹⁶ Das Forschungsdesign, das zur Bearbeitung eines nunmehr *relationalen* Wertbegriffs taugt – also eines Preisbegriffs, den man nicht mehr auf sein wirkliches Wesen befragt –, muss ein grundsätzlich anderes sein, als dasjenige der im Zeichen des objektiven Wertbegriffs stehenden klassischen Ökonomik.²¹⁷ Die Mathematik als eine Semantik der Relationen tritt an die Stelle der ‚literarischen‘ Erörterung ökonomischer Sachverhalte. Positiv formuliert könnte man im Geiste des Neopragmatismus Richard Rortys feststellen, dass hiermit ein modernes Verständnis von Wissenschaft die Abkehr von derjenigen ‚Spiegel-Metaphorik‘ vollzieht, welche die Geschichte der philosophischen Erkenntnistheorie (und insbesondere in der Cartesianischen Tradition der Sphärentrennung von *res cogitans* und *res extensa*) durchzieht und einem lockereren Gebrauch einer die Forschung anleitenden Begrifflichkeit Raum gibt.²¹⁸

Sicherlich ist die Kehre, die sich in der Wende hin zum Marginalismus vollzieht, zunächst also, wenn auch nicht in erster Linie, eine Lockerung des Begriffsarsenals. Das heißt, die in ihr eigentlich wirksame Bewegung ist das Aufbrechen der zu rigiden Vorstellung eines

²¹⁶ Der formale Schritt von der Essenz zur Relation, von der Identität zur Differenz führt, einer Formulierung Luhmanns gemäß, ganz allgemein auch immer eine Abstoßbewegung in Bezug auf religiöse Anklänge des Phänomenbereichs mit sich, denn: „Einen Unterschied kann man nicht anbeten.“ Niklas Luhmann, *Die Religion der Gesellschaft*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2000, S. 92.

²¹⁷ Systemtheroetisch heißt dies: Preise „repräsentieren also ein System, das nicht aus Substanzen, sondern aus Ereignissen besteht; und sie repräsentieren die darauf bezogenen Erwartungsstrukturen.“ Niklas Luhmann, *Die Wirtschaft der Gesellschaft*, S. 33.

²¹⁸ Vgl. Richard Rorty, *Der Spiegel der Natur: Eine Kritik der Philosophie*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1987.

objektiven Wertes, der eine korsettartige Wirkung auf den Gang der Forschung auszuüben begann. Das noch junge Fach der Ökonomik sieht sich (in der Terminologie Wittgensteins) genötigt, mit dem Wertbegriff die Leiter wegzuwerfen, auf der sie zunächst hinaufgestiegen war. In der Tilgung der begrifflichen Abhängigkeit in der unmittelbaren Praxis ökonomischer Interaktion, die zunächst als an eine Semantik der Moral gebunden entstand, vollzieht sich – so die Diagnose Luhmanns – die endgültig Schließung des gesellschaftlichen Teilsystems der Wirtschaft. Eine ähnliche Bewegung geschieht nun auf der Ebene der Reflexionstheorie, indem der objektive Wertbegriff fallen gelassen wird und der dynamische Vorgang der Selbststeuerung des Systems über die Preisbildung ins Zentrum der Analyse rückt. Ökonomie wird als ein sozialer, sogar als ein kommunikativer Zusammenhang reflektiert. Die theoretische Ebene gibt den Bezug auf eine materiale ‚Hinterwelt‘ hinter den kommunikativen Daten der Marktbewegungen auf.

Genau zu beobachten ist die Ersetzung des Wertbegriffs an der theoretisch bedeutsamen Stelle, an der sie als Klammerfunktion für das immer problematische, *aber gleichwohl immer auch als Einheit betrachtete Verhältnis von Tauschwert und Gebrauchswert* auftrat. Das Begriffspaar drückt in der klassischen Ökonomik (bei Marx genauso wie in der englischen Nationalökonomie) die Überzeugung aus, dass es sich hier um zwei Erscheinungsformen der gleichen Substanz handelt. In der neuerlichen Terminologie, die sinngemäß anstatt von *Tauschwert* nun von *Preis* und anstelle von *Gebrauchswert* von *Nutzen* spricht, löst sich diese semantische Klammer, welche die Einheit eines Phänomens über die Grenzen seiner verschiedenartigen Erscheinungen hin behauptet, auf. Die verborgene Kohärenz der unterschiedlichen *Erscheinungsformen* des Wertphänomens theoretisch zu erschließen, ist damit nicht mehr die Aufgabe der Wirtschaftswissenschaft.²¹⁹ Interessanter Weise tritt an die Stelle dieses Postulats einer Identität zweier in der vortheoretischen Betrachtung zunächst als nicht-identisch erscheinender Phänomene das Identitätspostulat, das sich in der die Werttheorie ablösenden Preistheorie auf das Verhältnis von Angebot und Nachfrage bezieht, also der Gleichgewichtsgedanke.

Wissenschaftlicher Erkenntnisfortschritt lässt sich ganz allgemein auf die logische Grundstruktur zurückführen, dass Nichtidentisches vor dem Hintergrund eines Dritten als identisch aufgefasst werden kann. Die schwer fassbare Mannigfaltigkeit der empirischen Welt

²¹⁹ Der Wertbegriff ist, dort wo er in der akademischen Forschung auch in ökonomischen Kontexten verwendet wird, mittlerweile so selbstverständlich ein außerökonomisches Phänomen, dass das größte Projekt zur weltweiten Erhebung moralischer, religiöser und politischer Überzeugungen (dessen Datenbank regelmäßig auch für institutionenökonomische Analysen zurate gezogen wird) den Namen *World Value Survey* tragen kann, ohne damit Missverständnisse zu provozieren. Vgl. <http://www.worldvaluessurvey.org/>

wird zu einer aus wenigen Prinzipien ableitbaren und also beherrschbaren Ordnung. In den Sozialwissenschaften sind diese die Mannigfaltigkeit der Phänomene mindernden Identitätsaussagen selten eindeutig. Sie geben im Vergleich den Blick auf eine gewisse Situiertheit oder sogar Interessiertheit des Forschungsprogramms frei. Ein Ansatz, der die empirische Differenz von Tausch- und Gebrauchswert auf die vermeintlich höhere Einheit des Wertes insgesamt zurückzuführen bestrebt ist und dies über den Grundnenner ‚Arbeit‘ tut, kann sich so aus der Differenz der über die kursierenden Tauschwerte verfügenden gesellschaftlichen Schichten und der für ihren ‚eigentlichen‘ Wert, den Gebrauchswert, ursächlichen Schichten verstehen. Das Identischsetzen dieser Spaltung ist die gesellschaftliche Deckungsgleichheit von Arbeit und Besitz an Produktionsmitteln. Da es sich beim Marxismus um eine betont politische Theorieströmung handelt, ist diese theoretische Identifizierung zugleich eine Aufforderung zur Herstellung dieser Identität in der Praxis. Indem im Marginalismus der Nutzen – als positiver beziehungsweise negativer Grenznutzen – an die Stelle des Wertes tritt, entfaltet sich mit der Vorstellung von Angebot und Nachfrage eine andere Spaltung, die Anlass zur These gibt, dass sich hier Nichtidentisches (die unterschiedlichen Phänomene von Angebot und Nachfrage) im Medium seiner höherstelligen Einheit (einem ins Negative verlängerten Nutzenbegriff) zur Identität (dem Marktgleichgewicht) bringen lässt. Ein für den Einzelfall quantifizierbares Verhältnis der Identität, eine *ratio* im ursprünglichen Sinne des Wortes, ist die Folge.

Theoriearchitektonisch bildet die Aufhebung der Doppelfigur von Gebrauchs- und Tauschwert im Nutzen dazu eine weitere Abkehr von der Sphäre ethischer Reflexion zugunsten höherer theoretischer Performanz und Formalisierbarkeit. Der Begriff des subjektiv situierten Nutzens – des Grenznutzens – löst, so die allgemeine Auffassung, das alte Wertparadox auf. Er führt die einander *in absoluten Begriffen* widerstrebenden Wertintuitionen der Knappheit und des konsumtiven Nutzens zueinander. Dies geschieht, indem der neu entstandene Nutzenbegriff auf die mikroökonomische Ebene beschränkt bleibt. Anders als in der Problemstellung der einschlägigen Form des Wertparadoxons, das einen Widerspruch zwischen dem relativ geringen Wert von Wasser angesichts seines hohen, sogar lebensnotwendigen, Nutzens für den Menschen und dem hohen Wert von Diamanten angesichts ihrer relativen Entbehrlichkeit erkennt, arbeitet die neue ökonomische Werttheorie nicht mehr mit dem Wert von Wasser oder Diamanten als absoluten Größen. Der Wert eines jeden Guts ist dessen Wert für einen bestimmten Menschen zu einem bestimmten Zeitpunkt und unter bestimmten Verhältnissen.

Der Wertbegriff wird so durch seine subjektive Fassung dynamisiert. Und vielleicht noch

wichtiger: die Asymmetrien, die durch zeitlich und lokal situierte Auffassungen von Wert entstehen, wirken handelsstimulierend. Die Theorie macht einen Sprung, ein neuer Grad von Kommensurabilität entsteht, der Differenzen in der Wertempfindung eines Artikels durch zwei verschiedene Subjekte erlaubt und gleichzeitig Identität – im Preis – ausdrücken kann. Wenn zwei potentielle Handelspartner nicht zu unterschiedlichen subjektiven Meinungen darüber kommen könnten, ob der Besitz eines Konsumguts oder der Besitz der dafür vom Händler geforderten Menge Geld höher zu bewerten sei, käme kein Handel zustande. Kommensurabilisiert werden damit auch die Tausch- und Gebrauchswerte. Beide sind in Grenznutzen konvertierbar und verlieren so ihre qualitative Differenz.

Um es dramatisch und (sinngemäß) mit Adorno zu sagen: Ein Stück Nichtidentität wird in Identität überführt und so der Gewalt des Begriffes und der rechnenden Vernunft unterworfen. Pragmatischer formuliert ist hier eine semantische Richtungsentscheidung für die Theorie zu treffen. Die Unterscheidung von Gebrauchs- und Tauschwert entfaltet ihre Relevanz tendenziell in ethischen Belangen. Eine Aufmerksamkeit darauf, was eine Präferenzierung der einen Wertintuition für eine Vorstellung des ‚guten Lebens‘ bedeutet, findet sich in der moralischen Literatur mit Warnhinweisen in beide Richtungen (man denke an König Midas einerseits und die Äsop’sche Fabel von der Heuschrecke und der Ameise andererseits). Es lässt sich also folgern, dass die begriffliche Entscheidung für den Begriff des Grenznutzens, der die Unterscheidung Gebrauchswert/Tauschwert durch Kommensurabilisierung unsichtbar macht, zu denjenigen semantischen Richtungsentscheidungen zu zählen ist, die den Diskurs der Ökonomik weiter von dem der Ethik abgrenzen.

Diejenigen Postulate der neoklassischen Ökonomik, die aufgrund einer Überbetonung des Rationalen gegenüber dem Irrationalen im ökonomischen Prozess Ziel regelmäßiger Kritik sind – vornehmlich das des rationalen Akteurs in der anthropologischen Dimension und des gesamtwirtschaftlichen Gleichgewichts als Ordnungsvorstellung des Gesamtgefüges – können daher immer auch als Korrelate der *Rationalisierung* der Disziplin insgesamt angesehen werden. Eine Wissenschaft vom Sozialen, die sich im Sinne vergleichbarer Forschungsprogramme codiert, führt vielleicht mit einer gewissen Zwangsläufigkeit zu einer Projektion des Rationalen auf ihren Untersuchungsgegenstand, wenn sie nicht unsystematische Sammlung heterogener sozialphilosophischer Einzelbeobachtungen bleiben will. Für die Naturwissenschaften (wie auch für den Behaviorismus in den Sozialwissenschaften) liegt diese universale *ratio* im quantifizierbaren Verhältnis von Ursache und Wirkung anhand von Gesetzmäßigkeiten. In gewisser Weise kann davon die

Rede sein, dass in der neoklassischen Ökonomik und den soziologischen Theorien des *rational choice* die rationale Zweck-Mittel-Relation diejenige theoriearchitektonische Stelle einnimmt, die in den Naturwissenschaften der Kausalität zukommt.²²⁰ Vom Irrationalen gibt es, wie vom Einzelfall, keine Wissenschaft. Sowohl im Kausalitäts- als auch im Rationalitätspostulat hat man es dagegen mit Rationalität als Relation zu tun; einmal als Rationalität der Akteure, einmal als für einen Beobachter rationalisierbare Struktur determinierter Einzelelemente.

Ein nicht quantifizierbarer Nutzenbegriff allein stellt so auch noch kein befriedigendes Fundament der ökonomischen Analyse dar. Ihm muss eine übersubjektiv vermittelnde Dimension entgegengestellt werden, samt eigener Logik und zur Not mit eigenem idealisiertem Postulat. Die frühen Versuche von Léon Walras um 1860, die mathematische Repräsentation eines absoluten Wertbegriffs zu konstruieren, innerhalb derer jedes Gut einerseits in einer kohärenten Wertrelation zu allen anderen handelbaren Gütern steht (wenn $A = 2xB$ und $B = 2xC$, dann muss auch zwingend folgen, dass $A = 4xC$), gleichzeitig aber auch einen absoluten Wert zugeordnet bekommt (Gut A hätte dann zum Beispiel den *relativen* Wert ‚2x Gut B‘ beziehungsweise ‚4x Gut C‘ aber zusätzlich den *absoluten* Wert 5) wurden dementsprechend relativ schnell wieder verworfen. Aufschlussreicher Weise verwendet Walras für diesen frühen Entwurf eines mathematisierten, aber noch nicht als seinem Wesen nach relational begriffenen Wertes den Begriff ‚*Valorie*‘.²²¹ Erst indem er später als Korrelat der mathematischen Methode auch die universale Relationalität des Preisphänomens akzeptiert, findet die semantische Ablösung vom Wertbegriff statt. Diese begriffliche Entwicklung, die unter Kriterien der ökonomischen Analyse die bloße Ersetzung eines Terminus durch einen anderen darstellt, fällt erst unter einer besonderen Aufmerksamkeit auf die semantische Herausbildung von Diskurs- (beziehungsweise System-) Grenzen als bedeutsam ins Auge. Unter einer Betrachtungsweise also, welche die Begriffsentscheidungen eines Diskurses als nicht unwesentlich durch die semantischen Angebote in anderen angrenzenden, konkurrierenden oder diesen ehemals überformenden Diskursen bestimmt betrachtet.

Das von Léon Walras dem Anschein nach eher unreflektiert gefällte Urteil, dass ein rein

²²⁰ Die Verhaltensökonomik wiederum kann dann als der Reimport des Kausalgesetzes in den Bereich wirtschaftlichen Handelns gesehen werden, indem es die Stelle des Rationalitätspostulats einnimmt, wo dieses sich als unaltbar erwiesen hat (einschlägiger Weise für Phänomene des Herdentriebs an den Finanzmärkten und ähnlichem). Die Wissenschaftlichkeit des Forschungsunternehmens bleibt damit gewahrt und von der Umkehrung des zugrunde gelegten Menschenbildes von absoluter Mündigkeit zu absoluter Unmündigkeit unberührt.

²²¹ Vgl. Jan van Daal; Albert Jolink, *The equilibrium economics of Léon Walras*, New York: Routledge 1993, S. 14f.

relationaler Begriff von *Wert* in gewisser Weise gegen seine eigene semantische Tradition geht, scheint ihn zur Umbenennung seiner zentralen analytischen Kategorie bewogen zu haben. Walras verwendet stattdessen den ab dann Schule machenden Begriff der *Rareté*, der bereits ein relationales Synthetikum aus den Größen Angebot und Nachfrage darstellt.²²² In Folge einer regelmäßig auftretenden Unbestimmtheit im Konstrukt eines mit sowohl relativen als auch absoluten Werten operierenden Gleichungssystems folgert Walras schließlich:

„There is no unit of demand or of want. From this it follows that one cannot speak in absolute sense of a piece of social wealth as having a value resulting from confronting some specific demand with some specific offer. In other words, there is no absolute value, there are only relative values.“²²³

Die Sperrigkeit des ersten Walrasianischen Versuchs dem Wertphänomen mathematisch beizukommen liegt also in der nachwirkenden Erblast eines objektiven, das heißt auch: eines transsubjektiv gültigen Wertbegriffs. Eine entscheidende Lehre aus dessen Scheitern ist die Einsicht in eine grundsätzliche Unverträglichkeit der mathematischen Methode mit einer Arretierung der zentralen operablen Größe. Damit ist zunächst sowohl die These gestattet, dass erst die Abkehr vom unrealistischen Postulat des objektiven Wertes die Weiterentwicklung des Faches mit der exakten Methodik der Mathematik erlaubt, als auch die, dass die mathematische Methode, deren Verwendung gewissermaßen das Selbstverständnis der Ökonomik als eine exakte Wissenschaft verbrieft, ihrerseits die Aufgabe des objektiven Wertbegriffs fordert. In jedem Fall schließen sich aber ein essentialistisches Verständnis des Wertbegriffs und eine umfassende Mathematisierung der Ökonomik wechselseitig aus.

Die Entwicklung hin zu einem subjektiven Wertbegriff kann also nicht isoliert betrachtet werden. Es handelt sich bei ihr mindestens um ein Phänomen der Koevolution in der Entwicklung verschiedener Teilbereiche der ökonomischen Methodik. Erst vor dem Hintergrund dieses epistemologischen Entweder/Oder ist es zu erklären, dass auf den objektiven Wert als normatives Leitphänomen der Ökonomik dasjenige des Gleichgewichts als eine Art *Ideal der Relationalität* folgt und es keinen echten Überschneidungszeitraum der beiden Paradigmen gibt (sieht man einmal vom rudimentären Gleichgewichtspostulat der

²²² Im übrigen geht der Begriff der *Rareté* bereits auf Léon Walras' Vater, Auguste Walras, zurück. Siehe: William Jaffé, *William Jaffé's Essay on Walras*, herausgegeben von Donald A. Walker, Cambridge (UK): Cambridge University Press 1983, S. 297.

²²³ Léon Walras, *Application des mathématiques à l'économie politique - 1ère Tentative*, zitiert nach: Jan van Daal; Albert Jolink, *The Equilibrium Economics of Léon Walras*, New York: Routledge 1993, S. 16.

Ricardianischen Äquivalenz und dem einseitig von der Angebotsseite her definierenden *Sayschen Gesetz* ab, von denen keinem eine definitorische Kompetenz innerhalb der Terminologie des Fachs zugesprochen werden kann).²²⁴

Gleichzeitig vollzieht sich die Wende zur Grenznutzentheorie und zu einem subjektiven Wertbegriff bei den Theoretikern der österreichischen Schule, zunächst bei Carl Menger, ohne die unmittelbare Hinwendung zur mathematischen Methode, sogar unter expliziter Ablehnung derselben. Über Walras wird angenommen, dass seine Beschäftigung mit den allmählich Verbreitung findenden statistischen Lehrbüchern seiner Zeit²²⁵ letztlich zum subjektiven Wertbegriff als Notwendigkeit der angewandten Methodik führt. Das legt die Vermutung nahe, dass dem eigentlichen Phänomen – der subjektiven Wertempfindung – in gewisser Weise nur die Rolle des Anwendungsfalls einer in ihrer Anwendungsinvarianz von Walras hoch geschätzten Methodik zukommt. Auch William Stanley Jevons – von Hause aus Logiker – verfügte über eine gewisse Vorliebe für die zunächst auf formalsprachlicher Ebene erfolgende Konstruktion eines wissenschaftlichen Untersuchungsgegenstandes. Beide gehen, so könnte man sagen, jedenfalls nicht in erster Linie vom Phänomen aus. Ihr Forschungseifer speist sich aus der Leistungsfähigkeit einer zunächst bereichsinvarianten Methodik und deren Anwendung auf das neue Feld der Wissenschaften vom Sozialen. Bei Jevons rührte die Sympathie für die mathematische Methode zusätzlich aus einer mechanistischen Auffassung von denjenigen sozialen Elementen, die seinem Verständnis zufolge die Substanz der ökonomischen Analyse ausmachten und die er dementsprechend als *„the mechanics of utility and self-interest“*²²⁶ bestimmt. Der Wissenschaftsbegriff Jevons’ war dazu explizit an die mathematische Methode gebunden:

„*Economics if it is to be a science at all, must be a mathematical science.*“²²⁷

²²⁴ Die Auffassung, gemäß derer der Gleichgewichtsgedanke immer schon das zentrale Bild der Ökonomie darstellte (Vgl. Georg Koblitz, *Wirtschaftliches Gleichgewicht. Zum ‘Glanz-Verfall’ der zentralen Konzeption der ökonomischen Theorie*, in: Heinz Rieter, *Ökonomische Theoriegeschichte im zeithistorischen Kontext. Ausgewählte Aufsätze*, hrsg. Von Elisabeth Allgoewer, Carsten Kasprzak, Joachim Zweynert, Marburg: Metropolis-Verlag 2014, S. 28), lässt sich relativieren, wenn man einen entscheidenden Schritt qualitativer Aufwertung desselben darin sieht, dass in den Theorien von Angebot und Nachfrage der Wertbegriff definitorisch auf ein Gleichgewichtsverhältnis zurückgeführt wird und damit das essentialistische Wesen früherer Zeiten ablegt.

²²⁵ Darunter auch solche, die teilweise schon mit explizitem Bezug auf ökonomische Fragestellungen verbunden waren wie vor allem die *Recherches sur les principes mathématiques de la théorie de la richesse social* von Cournot, in denen die Infinitesimalrechnung bereits Anwendung findet. Vgl. Antoine-Auguste Cournot, *Untersuchungen über die mathematischen Grundlagen der Theorie des Reichtums*, Jena: Fischer-Verlag 1924.

²²⁶ William Stanley Jevons, *The Theory of Political Economy*, herausgegeben von Augustus M. Kelley, New York: Macmillan and Co. 1965, S. XX. Zitiert nach: Bert Mosselmans, *William Stanley Jevons and the Cutting Edge of Economics*, New York: Routledge 2007, S. 6.

²²⁷ William Stanley Jevons, *The Theory of Political Economy*, S. 3.

Im Falle Carl Mengers, des dritten Pioniers der Grenznutzenschule, muss der Zugang zum subjektiven Wertbegriff anders erklärt werden. Menger befand sich – nicht zuletzt durch die teils heftige Auseinandersetzung mit der historischen Schule Schmollers und Friedrich Lists – im deutschsprachigen Raum zwangsläufig einem anderen Selbstverständnis des Faches ausgesetzt und hatte daher mehr Anbindung an Neukantianismus und Wertphilosophie. Der subjektive Wertbegriff in Österreich entstammt also einem grundsätzlich anderen intellektuellen Klima als im frankophonen Raum und in England. Der Umgang mit der Materie hat hier eine stärker traditionell philosophische Prägung.

Um zu der schlichten Evidenz zu gelangen, wie sie die Ökonomik schließlich in der graphischen Darstellung des Gleichgewichtspreises, als *Marshallsches Kreuz*, als Schnittpunkt von Angebot- und Nachfragekurve erreicht, bedurfte es dagegen vor allem einer Homogenisierung derjenigen Korrespondenzgröße, die im Gleichgewichtszustand als ‚identisch‘ mit derjenigen der Produktionskosten aufgefasst wird. Die Prämisse, dass schließlich im *allgemeinen* Marktgleichgewicht die aggregierte gesellschaftliche Produktion gleich dem aggregierten gesellschaftlichen Konsum sei, muss eine überzeugende Antwort auf die Frage geben können, in welchem Medium – wenn nicht bloß monetär – hier Identität zwischen zwei nicht natürlicher Weise wesensgleichen Größen behauptet wird.

Das numerisch benennbare Identitätsverhältnis zweier oder mehrerer Größen eines wissenschaftlichen Vokabulars kann als Bedingung dafür gelten kann, dass sich so etwas wie *normaler* Forschungsbetrieb entwickelt. So waren die beiden im klassischen Wertparadox einander widerstrebenden Intuitionen ökonomischer Wertigkeit durchaus bekannt. Die Blockadewirkung des Paradoxons lag darin, dass sie vor dem vermittelnden Konzept des Grenznutzens in kein bestimmtes – das heißt quantitativ bestimmtes – Verhältnis zueinander gesetzt werden konnten. Für die Wirtschaftswissenschaft liegt daher fraglos in der Quantifizierung des Begriffs *Nutzen* mindestens ein theoretischer Katalysator, wenn nicht sogar der entscheidende Grund dafür, dass sich die Ökonomik von einem Kampfplatz der Meinungen zu einer Disziplin mit relativ einheitlichem Forschungsprogramm und der entsprechenden Schulliteratur wandelte.²²⁸ Nun erst schließt sich das begriffliche

²²⁸ Als die ersten ökonomischen Schulbücher, die sich ihrem Duktus nach eher an Studenten des Faches als an Kollegen der Disziplin wandten, und die somit auch so etwas wie einen Kanon der Disziplin abzubilden beanspruchten können die der Cambridger Schule zugehörigen *“Principles of Political Economy”* von John Stuart Mill und *“Principles of Economics”* von Alfred Marshall gelten. Ersterer ist dabei noch stärker in der klassischen Tradition zu verorten.

Instrumentarium; zum Beispiel zu einer Theorie des allgemeinen Gleichgewichts, von der János Kornai (in kritischer Absicht) behauptet:

„Die Wirtschaftswissenschaft hat bis heute nur eine einzige abgeschlossene Theorie hervorgebracht, die die Funktionsweise der Wirtschaft aus systemtheoretischer Sicht, und zwar mit Hilfe eines formalisierten Modells beschreibt. Dieses reine Gedankengebäude ist die auf Walras zurückgehende allgemeine Gleichgewichtstheorie.“²²⁹

Jede Theorie des ökonomischen Gleichgewichts – partiell oder allgemein – setzt zunächst die sich nicht natürlich ergebende Angleichung einer Rubrizierung des Phänomens Konsum an die in den Produktionskosten bereits quantitativ vorhandene Angebotsseite voraus. Die semantische Prädisposition verdankt sich dem englischen Utilitarismus. Jeremy Bentham's *Hedonistisches Kalkül*²³⁰ war gewissermaßen die bereits seit 1789 im Prinzip verfügbare zweite Hälfte, die den Produktionskostentheorien der Klassik angefügt werden musste, um die theoretisch extrem potente *relationale Definition* des Wertproblems im Verhältnis von Angebot und Nachfrage zu erhalten.

Über die Bedeutung, die dem Utilitarismus für den ökonomischen Ansatz von Jevons zukommt, gibt es unterschiedliche Standpunkte. Margaret Schabas argumentiert für die These, dass der Utilitarismus als ethische Denkströmung Jevons verhältnismäßig schwach beeinflusst hat und seine Vorlieben für formale Strukturen dafür ausschlaggebend waren, die Mathematisierung der Ökonomik gewissermaßen in Absehung von der Beantwortung der Frage vorzunehmen, ob eine Quantifizierung der menschlichen Lust- und Unlustempfindungen sachlich angemessen ist:

„However attractive an explanation this might sound, it does not conform to the facts. To be sure, the utility theory of value played a significant role in Jevons's approach to economic theory and was in many respects the anchor point for his specific use of the calculus. But Jevons's decision to devise a mathematical treatment of economics preceded his commitment to the utility theory of value. (...) The

²²⁹ János Kornai, *Anti-Äquilibrium. Über die Theorien der Wirtschaftssysteme und die damit verbundenen Forschungsaufgaben*, Übersetzt von Lóránt Tarnóczy und Miklós Kenedi, Berlin/Heidelberg/New York: Springer-Verlag 1975, S. 3.

²³⁰ Jeremy Bentham, *Introduction to the Principles of Morals and Legislation*, in: Ders., *The Collected Works of Jeremy Bentham*, J. H. Burns/H.L.A. Hart (Hg.), 2. Aufl., Oxford/London 1996.

*primary factor which led Jevons to convert political economy into the 'science' of mathematical economics was independent of the subject matter.*²³¹

Jeremy Bentham hatte, obgleich nicht in der expliziten Absicht, eine ökonomische Theorie zu formulieren, selbst nahegelegt, Geld als bestmögliche Annäherung an eine Quantifizierung von ‚*pain*‘ und ‚*pleasure*‘ zu gebrauchen.

„Money is the instrument for measuring the quantity of pain or pleasure. Those who are not satisfied with the accuracy of this instrument must find out some other that shall be more accurate, or bid adieu to politics and morals.“²³²

Dies ist in eine eigentlich erstaunliche Aussage für einen – selbstbekundeten – Ethiker. Sie zeigt zudem, wie problematisch die Benthamsche quantifizierbare Variante des Utilitarismus hinsichtlich der praktischen ‚Operationalisierung‘ ihrer Grundbegriffe von Lust und Unlust seinem eigenen Empfinden nach gelagert war. Der direkte Durchgriff auf die Ökonomik als Quantifizierung einer ethischen Theorie scheint geradezu defätistisch übereilt und in der Gefahr zu stehen, Ethik mit Ökonomik gleichzusetzen. So scheint es, dass im Rahmen des Benthamschen Forschungsprogramms eine Wolke Moralphilosophie zu einem Tropfen Marktmechanik kondensiert.

Das der Größe des *Nutzens* auf der Angebotseite in den klassischen Theorien korrespondierende Maß der gesamtgesellschaftlich geleisteten Arbeit, messbar in Stunden, weist zwar eine ähnliche Kritikwürdigkeit bezüglich eines möglicherweise unzulässigen Grades der Vereinheitlichung auf wie der Begriff des *Nutzens*. Trotzdem liegt die Bildung eines Durchschnittsmaßes an Arbeitszeit natürlicher Weise etwas näher als die vergleichbare Messung eines sozusagen *durchschnittlichen gesellschaftlichen Konsumgenusses*. Und dementsprechend ist es auffällig, dass in der Arbeitswertlehre der Begriff Arbeit durchgehend als universell verallgemeinerbar gehandhabt wurde. Bei Marx ist dafür der Begriff der *durchschnittlichen gesellschaftlichen Arbeit* vorgesehen, bei Smith findet sich Reichtum definiert als *Verfügungsgewalt über Arbeit*:

²³¹ Margaret Schabas, *From Political Economy to Market Mechanics: The Jevonian Moment in the History of Economics*, in: I. Bernard Cohen (Hg.), *The Natural Sciences and the Social Sciences. Some Critical and Historical Perspectives*, Dordrecht/Boston/London: Kluwer Academic Publishers 1994, S. 235-256, hier S. 236.

²³² Jeremy Bentham, *Value of a Pain or Pleasure*, in: B. Parekh, *Benthams Political Thought*, London: Croom Helm 1973, S. 123, zitiert nach: Claudia Koch, *Die ökonomische Werttheorie aus philosophischer Perspektive*, Aachen: Verlag Shaker 1995, S. 291.

„The value of any commodity, therefore, to the person who possesses it, and who means not to use or consume it himself, but to exchange it for other commodities, is equal to the quantity of labour which it enables him to purchase or command. Labour therefore is the real measure of the exchangeable value of all commodities.“²³³

In den neoklassischen, um den Nutzenbegriff gravitierenden Theorien wird mit dem Nutzen von Anfang an grundsätzlich anders verfahren. Es finden sich wenige bis keine Ansätze einer objektiven Theorie des Nutzens als neuem Fundament der ökonomischen Forschung. Nutzen und Subjekt – das heißt: Nutzen und subjektive Verschiedenheit – gehen seit der ersten Stunde des Marginalismus Hand in Hand.

In gewisser Weise ist die Bewegung vom ‚Guten‘ zum ‚Nützlichen‘ also auch eine weitere Ausprägung der Verschiebung von einem Paradigma der Objektivität hin zu einem der Subjektivität, als dessen Korrelat auch die semantische Verschiebung vom ‚Wert‘ zum ‚Preis‘ betrachtet werden kann. Beide ermöglichen stärkere Freiheitsgrade in der Dynamik eines durch sie charakterisierten Systemzusammenhangs. Und beide sind zudem nicht unwichtig für eine Weiterentwicklung des Marktgedankens als Antipode zum Begriff politischer Herrschaft (im Ernstfall personalisierter Gewaltbefugnis), welche dezentrale Regulierung an die Stelle von Zentralgewalt setzt.

Gleichzeitig geht mit dieser Kehre eine Abschwächung der Bemühung um eine dem Faktischen vorgängige Erkundung und Bewertung des Wesens der zentralen Analysegröße einher. Subjektiver Nutzen, Preise und selbstregulierende Strukturen sind nur einer Ex-post-Bewertung zugänglich. Insofern stellt ihr faktisches empirisches Verhalten im Einzelfall gewissermaßen ihr einziges Gütekriterium dar. Diese Figur theoretisch affirmativ zu bedienen, heißt, *das Bestehende um seiner selbst Willen zu sanktionieren*, wie es in den einschlägigen Einwänden der *Kritischen Theorie* heißt; also von Seiten einer sich geradezu aus der entgegen gesetzten Intuition begreifenden Sozialphilosophie, die um ein Auffinden derjenigen theoretischen Werte bemüht ist, aus der das gesellschaftlich Faktische *trotz seiner Faktizität* noch kritisierbar wird.

Als derjenige Ökonom, dem sich diejenigen um die theoretische Stärkung einer irgend gearteten höheren Instanz gegenüber dem kopflosen Marktgeschehen bemühten gesellschaftstheoretischen Ansätze am ehesten verbunden fühlen, formuliert John Maynard Keynes angesichts der semantischen Verschiebung vom *Guten* zum *Nützlichen* interessanter Weise die Frage nach der Reversibilität derselben zugunsten einer begrifflichen Rückbindung

²³³ Adam Smith, *Wealth of Nations*, I, V.

des mittlerweile ausdifferenzierten ökonomischen Diskurses an sein sozialgeschichtliches Ursprungsvokabular:

„Ich sehe also für uns die Freiheit, zu einigen der sichersten und gewißesten Grundsätzen der Religion und herkömmlichen Tugend zurückzukehren: daß Geiz ein Laster ist, das Verlangen von Wucherzinsen ein Vergehen, die Liebe zum Geld verachtenswert, und daß diejenigen, die sich am wenigsten um das Morgen sorgen am wahrsten auf den Pfaden der Tugend und maßvoller Weisheit wandeln. Wir werden die Zwecke wieder höher werten als die Mittel und werden das Gute dem Nützlichen vorziehen.“²³⁴

Die Frage, wie eine solche Mäßigung der ökonomischen Sphäre praktisch implementierbar wäre, ist schwer zu beantworten. Der Ausblick, den Keynes formuliert, ist aus systemtheoretischer Perspektive im Prinzip nichts anderes als die Hoffnung auf den Rückbau der ökonomischen Semantik zugunsten einer Rückkehr zur schwächer differenzierten Semantik des Wertes; orientiert am Korrektiv des objektiv – sogar tugendhaft – Guten. Das Unwohlsein, das hier seinen Ausdruck findet, ist eines gegenüber einem Wertfundament – dem quantifizierbaren subjektiven Nutzen – dessen Reflexion sich innerhalb der ökonomischen Disziplin als relativ arm an Tiefenschärfe darstellt. Während die Begriffe *Physis* und *Arbeit* zu Zeiten, in denen sie jeweils das definatorische Fundament des ökonomischen Wertbegriffs bildeten, gleichzeitig im Zentrum der breiteren philosophischen Reflexion ihrer Zeit standen und diese wiederum auch noch in Kommunikation mit dem ökonomischen Fachdiskurs (ganz zu schweigen von den ethischen Abhandlungen der protoökonomischen und scholastischen Theorie), ist der Subjektbegriff der marginalistischen Schule theoriearchitektonisch eher eine Black Box. Der Zugriff auf dieselbe ist nur über die Verlegenheitslösung der *revealed preferences* gegeben.²³⁵ Eine nähere Qualifizierung des Begriffs ‚Subjekt‘ fällt nicht mehr in den Kompetenzbereich der akademischen Ökonomik.²³⁶ Jevons stellt die epistemologische Problematik einer subjektivierten Verortung des Wertphänomens so dar:

²³⁴ John Maynard Keynes, *Politik und Wirtschaft. Männer und Probleme*, in: Derselbe, *Ausgewählte Abhandlungen*, übersetzt von E. Rosenbaum, Zürich 1956, Polygraph Verlag, S. 270ff.

²³⁵ Siehe: Paul Samuelson, *A Note on the Pure Theory of Consumers' Behaviour*, in: *Economica*, Nr. 5 (17), 1938, S. 61-71.

²³⁶ Ausnahmen von der Regel vor allem zu späterer Zeit natürlich nicht ausgeschlossen. Siehe zum Beispiel: David P. Levine, *Subjectivity in Political Economy*, New York: Routledge 1998.

„Every mind is thus inscrutable to every other mind, and no common denominator of feeling seems to be possible. But even if we could compare the feelings of different minds, we should not need to do so; for one mind only affects another indirectly. Every event in the outward is represented in the mind by a corresponding motive, and it is by the balance of these that he will be swayed.“²³⁷

Mit dieser Formulierung liegt Jevons erstaunlich nahe an der systemtheoretischen Auffassung des Verhältnisses psychischer Systeme zueinander als immer nur vermittelt interagierend, wobei die Differenz von Ego und Alter beispielsweise durch symbolisch generalisierte Medien überbrückt wird aber niemals zur Einheit der ‚Intersubjektivität‘ verschmilzt.

Das Triumvirat des Marginalismus – Menger, Jevons²³⁸, Walras²³⁹ – entstammt also mindestens zwei unterschiedlichen ideengeschichtlichen Traditionen, in denen der Subjektbegriff eine sehr unterschiedliche Rolle spielt. Der sich relativ umfassend vollziehende *turn* der *marginalistischen Revolution* in der Ökonomik muss zumindest im Hinblick auf seine begrifflichen Prädispositionen als uneinheitlich betrachtet werden. Das Verständnis des ökonomischen Subjekts in der Österreichischen Schule bildet die Ausnahme gegenüber einem von der systemischen Gesamtmechanik her gedachten Subjektivismus, der eher als Lückenbüßer und Korrelat eines mathematisch-funktionalistisch reduzierten Wertbegriffs gelten kann. Die Österreichische Schule hat sich denn auch in abgrenzender Selbstbehauptung seither und traditionell um einen positiven Begriff des ökonomischen Subjekts bemüht, der gleichwohl das entscheidende einschränkende Kriterium der intersubjektiven Nichtübertragbarkeit mit sich trägt. Des Weiteren gehört seit Menger die betonte Ablehnung der mathematisierten Theorie des allgemeinen Gleichgewichts zur Identität der Österreichischen Tradition. So kann sie, was das Verhältnis von Subjekt und systemischem Kontext betrifft, im Verhältnis zur Lausanner und Cambridger Schulen als der umgekehrte Zugang zum Grenznutzen gelten. Ihre epistemologischen Wurzeln liegen

²³⁷ William Stanley Jevons, *The Theory of Political Economy*, New York: August M. Kelley 1957, S. 14.

²³⁸ Zum grundsätzlichen Selbstverständnis der ökonomischen Wissenschaft schreibt Jevons: “The main problem of economy may be reduced to a rigorous mathematical form, and it is only the absence of exact data for the inductive determination of the laws or functions which will always prevent it from becoming an exact science.” William Stanley Jevons, *Notice of a General Mathematical Theory of Political Economy*, in: *Report of the British Association for the Advancement of Science*, Cambridge 1963, zitiert nach: Yukihiko Ikeda; Kiichiro Yagi (Hg.), *Subjectivism and Objectivism in the History of Economic Thought*, New York: Routledge 2012, S.50.

²³⁹ Wenn man einer Formulierung Samuelsons glauben schenkt, ist aus diesem Dreigespann Walras nicht nur die prägendste Erscheinung für das Unterfangen einer allgemeinen Gleichgewichtstheorie, sondern hat insgesamt auf die nachfolgende Entwicklung des Faches den größten Einfluss ausgeübt: “(M)ost of the literary and the mathematical economic theory appearing in our professional journals is more an offspring of Walras than of anyone else.” Paul A. Samuelson, *Economists and the History of Ideas*, Rede gehalten 1961 auf dem jährlichen Treffen der American Economic Association, in: *American Economic Review*, 52, 1962, in: Derselbe, *The Collected Scientific Papers of Paul A. Samuelson*, Bd. 2, Cambridge/ MA: MIT Press 1966, S. 1501.

dementsprechend nicht im Utilitarismus sondern in einer eher Neukantianischen beziehungsweise phänomenologischen Reflexion über die Rolle des Subjekts in sozialen Zusammenhängen.²⁴⁰ Man hat es also im Marginalismus einmal mit einem positiven Verständnis von Subjektivität zu tun, das in der begrifflichen Fassung des Phänomens sein theoretisches Hauptanliegen hat, und einmal mit einem Verständnis von Subjektivität (als Fundament einer quantifizierbaren *Wertung*), das den Begriff eher negativ als Verminderung der Festigkeit einer Vorstellung von objektiver Wertigkeit verwendet. Damit konvergieren im Marginalismus zwei sehr unterschiedliche – in mancherlei Hinsicht entgegen gesetzte – wissenschaftstheoretische Strömungen in einem gemeinsamen Begriff des subjektiven Wertes. Das Narrativ der *marginalistischen Revolution* tendiert dazu, diese eher subkutanen Divergenzen, deren augenscheinlichere Gemeinsamkeit der operationalisierbare subjektive Wertbegriff darstellt, zu vernachlässigen. Referenzlogisch – um an dieser Stelle den Bezug zur Systemtheorie wieder herzustellen – hat man es mit einer begrifflichen Konstellation zu tun, in der zwischen das empirische Datum der Wertbeimessung (qua Konsum oder Präferenz-Auskunft) und das *Dahinter* des diese ursächlich konstituierenden Wertes der Dinge kein analytischer Blick mehr reicht; beziehungsweise die Vorstellung eines solchen *Dahinter* keinen Sinn mehr ergibt. Für das Selbstverständnis des Forschungsprogramms dieser neueren Ökonomik bedeutet ist dies gleichbedeutend mit einer *Identität von Wert und Wertung*.

Mit dem Charakteristikum der Freiheit im Handeln, der damit gegebenen Nicht-Prognostizierbarkeit des einzelnen Individuums und der intersubjektiven Nichtübertragbarkeit subjektiver Präferenzen, wird die Rationalitätsvermutung auf die emergente Ordnung des kollektiven unkoordinierten Prozesses verlegt. Die für den Fortschritt des Wirtschaftssystems insgesamt verantwortlichen Innovatoren auf der Produktionsseite müssen ihre Unternehmungen im Hinblick auf ein ungewisses Konsumverhalten potentieller Abnehmer entwerfen. Gelegentlich geschieht dies dem eigenen Selbstverständnis nach sogar in visionärer Ignoranz der von der Konsumentenseite geäußerten Präferenzen. Henry Ford wird mit dem Satz zitiert:

²⁴⁰ Zum Einfluss der Hermeneutik als genuin geisteswissenschaftliche Analyseverfahren auf das Denken Mengers siehe: Yuichi Shionoya, *Austrian subjectivism and hermeneutical economics*, in Yukihiro Ikeda; Kiichiro Yagi (Hg.), *Subjectivism and Objectivism in the History of Economic Thought*, New York: Routledge 2012, S. 73-90. Zur Beziehung des Freiburger Ordoliberalismus und der ebenfalls in Freiburg ihren Anfang nehmenden phänomenologischen Bewegung Edmund Husserls siehe: Hans-Helmuth Gander; Nils Goldschmidt; Uwe Dathe (Hg.), *Phänomenologie und die Ordnung der Wirtschaft*, Würzburg: Ergon-Verlag 2009.

„Wenn ich die Menschen gefragt hätte, was sie wollen, hätten sie gesagt: schnellere Pferde.“²⁴¹

Die generischen Eigenschaften der kollektiv agierenden Subjekte – die des ‚representative agent‘ (stabile Präferenzen, Nutzenmaximierung, etc) – sind dagegen Notwendigkeiten für die Formalisierung der Wirtschaftssubjekte im Kollektiv. Der ökonomische Subjektbegriff bewegt sich so zwischen den Extremen der theoretischen Uneinholbarkeit (in Bezug auf die je unterschiedlichen, nicht verallgemeinerbaren Präferenzen) und extremer Angleichung (in den allen ökonomisch Handelnden unterstellten Grundeigenschaften). Größere Binnendifferenzierungen, was die Gesamtmenge der ökonomischen Akteure angeht, fallen dagegen weg. So spielen in den Modellen der Neoklassik denn auch gesellschaftliche Stratifizierungen, denen nicht nur im Marxismus sondern durchaus auch in den klassischen Theorien einen gewisse Bedeutung zukam, keine Rolle mehr:

„In neoclassical economics, by contrast, economic laws emerge precisely because of the distinct calculations of different minds, different preference sets for goods and services, and different attitudes toward risk and toward time. Given the number of variables and the range of preferences, no two persons are the same, and, hence groups of individuals rarely figure in theoretical analysis.“²⁴²

Zeitgleich herrschte noch in der historischen Schule des deutschen Institutionalismus – die entgegen der Charakterisierung ihrer Vertreter als ‚Kathedersozialisten‘ durchaus einige Distanz zum Marxistischen Programm wahrte – ein für Fragen der ‚Socialpolitik‘ maßgeblicher Klassenbegriff vor:

„die Massen der mittleren und unteren Klassen (...) sind nur ein Resonanzboden, der ein Recht hat, seine Meinung gegenüber den leitenden Kreisen zu äußern und in gewissen Sphären des rein privaten Lebens eine ganz geschützte und individuelle Freiheit zu behaupten. So muß die Stellung der Arbeiter auch in unseren großen Unternehmungen aufgefaßt werden (...) Sie sollen über ihre Interessen und ihre Stellung nachdenken und beraten.“²⁴³

²⁴¹ Das Zitat ist nicht eindeutig durch Quellen belegt.

²⁴² Margaret Schabas, *The Natural Origins of Economics*, Chicago: University of Chicago Press 2005, S. 15.

²⁴³ Gustav Schmoller, *Über Wesen und Verfassung der großen Unternehmungen*, in: Ders., *Zur Social- und Gewerbepolitik der Gegenwart. Reden und Aufsätze*, Leipzig: 1890, S. 421. Zitiert nach: Dieter Schneider, *Geschichte und Methoden der Wirtschaftswissenschaft*, Berlin: DeGruyter 2000, S. 632.

Mit der Analogisierung des marginalistischen Ansatzes beim Subjekt und des systemtheoretischen Ansatzes bei der Kommunikation weiter soll allerdings nicht Identität zwischen diesen beiden Zugriffen auf das ökonomische Phänomen behauptet werden. Schließlich hat die Systemtheorie ausgiebige Auseinandersetzungen gerade über die ihr vorgeworfene Vernachlässigung des Subjektbegriffs zu führen gehabt. Im Verzicht darauf, Wert- beziehungsweise Nützlichkeitsurteile der am Marktgeschehen teilhabenden Subjekte im Vorgriff einschätzen zu können, also im Verzicht darauf, die Geschichte des Konsumverhaltens samt dem Aufkommen neuer und dem Abtreten alter Bedürfnisse von einem objektiven Wert her zu arretieren, wird aber einer ähnlichen Dynamisierung des Marktgeschehens theoretisch Rechnung getragen, wie im systemtheoretischen Ansatz, der die Autopoiesis der Wirtschaft gerade insofern als kontingent darstellt, als das System in jedem Akt die Alternativen von Zahlung und Nicht-Zahlung für jeden Akteur bereithalten muss. Die Variabilität, die ein nicht-verallgemeinbarer Subjektbegriff in die Marktdynamik einführt, ergibt sich aus kommunikationstheoretischer Perspektive aus der Verbindung der Notwendigkeit (sich angesichts der Alternativen ‚Zahlen‘ und Nicht-Zahlen‘ für eine der beiden zu entscheiden) und der Nicht-Notwendigkeit des Ausfallens der Entscheidung in einem bestimmten Sinne:

„Alle Operationen, die die Autopoiesis der Wirtschaft fortsetzen, werden somit durch eine Entscheidung zwischen Zahlung und Nichtzahlung bestimmt und erweisen sich dadurch als nicht notwendig. Für den Beobachter ergibt sich daraus eine weitere Version der Paradoxie des Systems: Das System besteht nur, wenn und soweit gezahlt und nicht gezahlt wird. Für das System sind Zahlungen notwendig. Zugleich ist aber keine einzige Zahlung notwendig, weil jede Zahlung erfolgen oder unterbleiben kann. Die Wirtschaft ist eine Menge notwendiger/nichtnotwendiger Zahlungen.“²⁴⁴

Der neoklassische Subjektbegriff funktioniert ähnlich. Das einzige intersubjektiv übertragbare Charakteristikum ist das Phänomen der Sättigung bezüglich eines einzelnen Guts sowie einige Postulate grundsätzlicher Rationalität. Darüber hinaus ist jeder Konsument frei, beliebigen Dingen in beliebigem Maße Wert beizumessen.

Ein Forschungsprogramm, das kein belastbares Maß an Objektivität mehr auf intersubjektiver Ebene erschließen zu können glaubt, muss auf andere Weise festen Boden unter die Füße bekommen. Es tut dies, indem der System-Gedanke eine stärkere Aufwertung erfährt und im

²⁴⁴ Niklas Luhmann, *Die Wirtschaft der Gesellschaft*, S. 243.

Marktgleichgewicht als objektiv postulierbarem Ideal der Relationalität einen normativen Rahmen erhält. Der Systemgedanke, der zu Zeiten der ökonomischen Klassik Anwendung fand, wird noch von einem objektivistischen Vokabular der Wertschöpfung flankiert und gestützt. Mit dem Wegfallen eines solchen ist der Systemgedanke gewissermaßen auf sich selbst gestellt und es bildet sich folgerichtig ein Vokabular der Selbststeuerung in der Ökonomik aus.

Philip Mirowski macht bezüglich dieser Entwicklung auf eine Art *roll back* aufmerksam, der den Gleichgewichtstheorien nach dem zweiten Weltkrieg widerfährt, indem das Bild des Kräfteausgleichs im ökonomischen Feld – die Mechanik von Angebot und Nachfrage – durch ein wieder eingeführtes Primat der Produktionsseite zeitweise ‚korrumpiert‘ wird.²⁴⁵ Gemeint sind Theorien, die zwar eine Gleichgewichtskonzeption als Zielpunkt der ökonomischen Dynamik vermuten, diese aber definitorisch – im Sayschen Sinne – an die Angebotsseite binden. ‚Korrumpierend‘ gegenüber den Theorien, die sich im Bild des reinen Kräfteausgleichs bewegen, ist daran der Umstand, dass eine der beiden Kräfte – die der Produktionsseite – tendenziell wieder absolut gesetzt wird. In Konflikt geraten hier die *feldmetaphorische* Erklärung der Preisbildung, die nur relativ gegeneinander wirksame Kräfte kennt, und eine *Substanztheorie* des Wertes, wie sie aus den Produktionstheorien der Klassik bekannt ist. Es handelt sich also um eine Dissonanz zwischen den beiden Operationalisierungen von Wert beziehungsweise Preis als objektiv geerdet oder rein relational:

*„(N)eoclassical theorists have attempted in vain to absorb the classical concept of production into the ambit of the physics metaphor, for the very straightforward reason that classical production is predicated upon a substance theory of value, whereas neoclassical price theory is predicated upon a field theory of value. The two theories of value can not be reconciled within any uniquely comprehensive or attractive synthesis.“*²⁴⁶

Die ausgesprochene Emanzipation der Theoretiker in marginalistischer Tradition von der Substanztheorie der Klassiker und die prononcierte Weigerung ein Primat der

²⁴⁵ Siehe das Kapitel ‘The corruption of the field metaphor, and the retrogression to substance theories of value: Neoclassical production theory’, in: Philip Mirowski, *More Heat than Light: Economics as Social Physics, Physics as Nature’s Economics*, S. 276-353.

²⁴⁶ Ebenda, S. 280.

Produktionsseite gegenüber der Konsumtionsseite für die Preisbildung anzuerkennen ist für die Lausanner, Cambridger und Österreichische Schule eindeutig:

Walras schreibt:

„The selling prices of products are determined in the market for products by reason of their utility and quantity. There are no other conditions to consider, for these are the necessary and sufficient conditions. It does not matter whether the products cost more or less to produce than their selling prices.“²⁴⁷

Jevons formuliert dieselbe Überzeugung so:

„(V)alue must be determined by the value of the produce, not the value of the produce by that of the labour.“²⁴⁸

Und bei Böhm-Bawerk ist zu lesen:

„Value is not produced at all, and cannot be produced. We never produce anything but forms, shapes of materials, combinations of material, that is to say, goods. These goods (...) only acquire value from the wants and satisfactions of the economic world (...) The most that production can do is create goods in the hope that, according to the anticipated relations of demand and supply, they will be of value.“²⁴⁹

Die starke Betonung der Nutzentheorie des ökonomischen Wertes gegenüber der Produktionskostentheorie steht in der gesamtheoretischen Konsequenz des Marginalismus im Dienste der Abgrenzung von den Klassikern. Semantisch übernimmt der Nutzenbegriff das Ruder, insofern als der Produktionsaspekt, dessen Reminiszenzen an eine letztinstanzlich auf landwirtschaftliche Parameter rekurrierende Theoriebildung es in der neuen Konzeption zu tilgen gilt, als *negativer Nutzen* in eine utilitaristische Sprache integrierbar gemacht wird;²⁵⁰

²⁴⁷ Léon Walras, *Elements of Pure Economics*, New York: Kelley 1969, S. 399f, zitiert nach: Philip Mirowski, *More Heat than Light: Economics as Social Physics, Physics as Nature's Economics*, Cambridge (UK): Cambridge University Press 1989, S. 282.

²⁴⁸ William Stanley Jevons, *The Theory of Political Economy*, S.187.

²⁴⁹ Eugen Böhm-Bawerk, *Capital and Interest*, South Holland: Libertarian Press 1959, S. 90, zitiert nach: Philipp Mirowski, *More Heat than Light*, S. 282

²⁵⁰ Philipp Mirowski, *More Heat than Light*, S. 285

ein nicht geringes Maß an Umdeutung des Produktionsbegriffs gegenüber den vorhergehenden Schulen wird in Kauf genommen. Insgesamt ist die Schlussfolgerung Mirowskis, dass der substantialistisch gedachte Wertbegriff der produktionsorientierten klassischen Theoriebildung mit relativer Gewalt aus den neuen marginalistischen Theorien herausgehalten werden musste, einleuchtend:

„The wringing of hands and the gnashing of teeth whenever the topic of production was broached was not a semantic tempest in a teapot, as was claimed by both Marshall and Schumpeter. On the contrary, it was the dybbuk of classical economics, and it had to be exorcised (...) Production, as conventionally understood, does not ‚fit‘ in neoclassical value theory.“²⁵¹

Was aber im Produktionsbegriff ‚exorziert‘ werden muss, um die einheitliche Vorstellung eines seine eigenen Fluktuationen zunehmend selbststeuernden systemischen Zusammenhangs zu erhalten, ist jede Reminiszenz an eine Blockierung desselben durch die Sperrigkeit physisch ‚objektiver‘ Größen. Sei dies die Natur selbst als Quelle eines nicht kulturell mehrbaren Wertes oder die Arbeit der Produktion als kulturelle Umformung natürlicher Materie.

²⁵¹ Ebenda, S. 284

I. 2. Alfred Marshall – Das Problem der Vereinbarkeit von Statik und Dynamik am Beginn der neoklassischen Schulbildung

Die begrifflichen Umstellungen, die mit dem Marginalismus auf breiter Front Einzug in die ökonomische Wissenschaft halten, bestimmen ein begriffliches Gerüst, das in gewisser Weise bis heute die Hauptverbindlichkeiten für den wirtschaftswissenschaftlichen Diskurs an den Universitäten vorgibt. Gleichzeitig bleiben bedeutsame Unterschiede auch zwischen denjenigen Positionen, die in den Axiomen des subjektiven Wertbegriffs sowie des Grenznutzens theoretische Errungenschaften sehen, hinter die man nicht mehr zurückfallen möchte. Für eine Ordnung des historischen Fortlaufs ökonomischer Theoriebildung wie die hiesige, die sich auf Veränderungen im Wertbegriff als ein Kriterium der Abgrenzung zu den Semantiken angrenzender Funktionssysteme kapriziert, stellt die Umstellung auf Grenznutzen und subjektiven Wertbegriff daher eine ideengeschichtliche Epochenschwelle dar, die sich auch über die darüber hinaus weiterhin strittigen Postulate der Rationalität wirtschaftlicher Akteure, eines einzigen, stabilen, allgemeinen Gleichgewichts oder ähnlichem durchhält. Eine wahrhaft ‚heterodoxe‘ Ökonomik, so könnte man vielleicht sagen, wäre heutzutage eine, die diese Postulate nicht anzuerkennen bereit ist – der Marxismus zum Beispiel.

Es wurde im letzten Abschnitt dafür argumentiert, dass ein von seiner objektiven Bestimmtheit in Produktion oder natürlichem Wachstum losgelöster Wertbegriff mit einer gewissen Zwangsläufigkeit die Stärkung einer Auffassung der Ökonomie als eines systemischen Zusammenhangs bedeutet und zudem im Postulat des Marktgleichgewichts einen diesem Zusammenhang angemessenen normativen theoretischen Fixpunkt nahelegt, der für die neue vollends relativierte Gestalt des ökonomischen Systems die entsprechende ‚Oikodizee‘²⁵² liefert.

Daneben hat die Abwendung vom Wert als Substanz und die Hinwendung zur Preisbildung als Prozess auch zu einer Schulbildung geführt, für die hier die theoretische Position Alfred Marshalls als emblematisch behandelt wird. In den adaptiven Theorien von Angebot und Nachfrage, wie Marshall sie für seine Analyse partialer Gleichgewichte entwickelt, spielt die Modellierung des zeitlichen Ablaufs der Preisbildung eine deutlich größere Rolle als in den an Walras anschließenden ‚mechanistischen‘ Theorien des allgemeinen Gleichgewichts, die

²⁵² Joseph Vogl, *Das Gespenst des Kapitals*, S. 60f.

als alle gegebenen Faktoren *instantan* miteinander versöhnend keine Zeit darauf verwenden, den konkreten Ablauf des *Tatonnement*-Prozesses unter Berücksichtigung von dessen Dezentralität zu modellieren.

Marshalls Rolle in der gängigen Historiographie ökonomischer Forschung ist nicht eindeutig geklärt. Einer gängigen Lesart zufolge stellt er so etwas wie die erste reife Erscheinung der unter anderem durch seine Lehrtätigkeit in England vereinheitlichten ‚neoklassischen‘ Schule dar. Für eine Rezeption in diesem Sinne mindestens zu seiner Zeit spricht, dass Thorstein Veblen den Begriff der ‚Neoklassik‘ mit Verweis auf die Marshallsche Theorie – und zum Zwecke der Abgrenzung seiner eigenen – erstmalig in systematischer Absicht verwendete. Demgegenüber steht eine Lesart, die Marshall weniger in seiner Rolle als prägend für das Projekt einer historisch invarianten ökonomischen Marktmechanik sieht und stattdessen sein Bemühen um eine theoretische Fassung der *Entwicklung* der Ökonomie in den Vordergrund stellt.²⁵³

Interessanter Weise taucht in der Einleitung zu Marshalls *Principles of Economics* die biologische Metaphorik wieder auf, die in den protoökonomischen Theorien vor allem zur Untermauerung des Axioms eines natürlich limitierten Mehrwerts und zur Charakterisierung der diesem gegenüber stehenden Sphäre der kulturellen Produktion als steril diente.

„*The Mecca of the economist lies in economic biology rather than in economic dynamics. But biological conceptions are more complex than those of mechanics; a volume on foundations must therefore give a relatively large place to mechanical analogies, and frequent use is made of the term ‚equilibrium‘ which suggests something of statical analogy (...) This fact, combined with the predominant attention paid in the present volume to the normal conditions of life in the modern age, has suggested the notion that its central idea is ‚statical‘ rather than ‚dynamical‘. But in fact it is concerned throughout with the forces that cause movement: and its key-note is that of dynamics, rather than statics.*“²⁵⁴

Neben den um das Wesen des Wert- beziehungsweise Preisbegriffs konkurrierenden Metaphoriken einer produktionsbasierten *Substanz* und einer sich aus der Interaktion der Kräfte ergebenden relationalen *Mechanik* gesellt sich gegen Ende des neunzehnten Jahrhunderts also ein weiteres Paradigma, das zunehmend Anspruch auf die Definition des ökonomischen Sachverhalts erhebt. Der Naturbegriff erlebt in der Ökonomie mit Marshall

²⁵³ Vgl. Zu dieser Lesart zum Beispiel: Richard Arena, Michel Quéré (Hg.), *The Economics of Alfred Marshall*, Basingstoke (Hampshire): Palgrave Macmillan 2003.

²⁵⁴ Alfred Marshall, *Principles of Economics*, London: Macmillan 1890, S. xiv.

eine Wiederentdeckung; allerdings auf grundsätzlich andere Art und Weise als in der Aristotelischen Tradition. Natur bedeutet um 1900 nicht *entelecheia* der *physis* sondern *Evolution* des Phänomens *Leben*. Die Annäherung an eine Paradigmatik der Biologie für ökonomische Sachverhalte in dieser Zeit ähnelt also eher Luhmann als Aristoteles.

Mit einer zugewandten Haltung der Biologie gegenüber steht Marshall nicht allein unter den Ökonomen seiner Zeit. Auch Thorstein Veblen sieht eine allgemeine Entwicklung in den Wissenschaften in Richtung Evolutionismus, welcher sich anzuschließen der Ökonomik gut täte. Veblen gilt zwar heute sehr viel eher als Marshall als ‚heterodoxer‘ Ökonom schon zu Lebzeiten, vom wissenschaftlichen Zeitgeist des biologisch inspirierten Evolutionismus wurden aber er und Marshall nahezu unterschiedslos erfasst. Veblen schreibt:

*„The process of change in the point of view, or in the terms of definitive formulation of knowledge, is a gradual one; and all the sciences have shared, though in an unequal degree, in the change that is going forward. Economics is not an exception to the rule, but it still shows too many reminiscences of the ‚natural‘ and the ‚normal‘, of ‚verities‘ and tendencies‘, of ‚controlling principles‘ and ‚disturbing causes‘ to be classed as an evolutionary science.“*²⁵⁵

Veblen scheint hier in gewisser Weise schon den Begriff der ‚normalen Wissenschaft‘, wie ihn Kuhn später für einen allgemein anerkannten Methodenkanon verwendet, der keine großen Variationen im zugrunde gelegten Vokabular vorsieht, vorwegzunehmen. Der Gleichgewichtsmetaphorik kommt in der Beschreibung ökonomischer Zusammenhänge bei Marshall derweil zunächst die Rolle einer didaktischen Reduktion zu.²⁵⁶ Ein statisches Vokabular stellt den Gesamtzusammenhang zunächst einmal als begrifflich bewältigbar dar, bevor in der genaueren, der eigentlichen ökonomischen Analyse andere Begrifflichkeiten zum tragen kommen, die eine Abrundung des Gesamtzusammenhangs im allgemeinen Gleichgewicht folgerichtig nicht mehr unbedingt nahelegen. Marshall ordnet seine

²⁵⁵ Thorstein Veblen, *Why is Economics Not an Evolutionary Science?*, *The Quarterly Journal of Economics*, Bd. 12, 1898, S 373-397, hier 381.

²⁵⁶ Auch heute noch findet sich regelmäßig in Texten, die eine Reform der wirtschaftswissenschaftlichen Disziplin anmahnen, die Auffassung, dass ohnehin ein Problem in der Diskrepanz bestehe zwischen den theoretischen Grundlagen, die auf dem ‚undergraduate level‘ vermittelt würden und den, diesen teils widersprechenden, theoretischen Positionen, die in den Graduate Schools der Universitäten – zudem oft mit verfeinertem mathematischen Instrumentarium – Anwendung fänden: “There is, admittedly, some degree of caricature involved when texts aimed at college sophomores and juniors are nominated to represent modern economic theory. Many of the strong simplifying assumptions commonly employed – perfect information, two commodities, static equilibrium, and so on – are emphasized in such texts for reasons having to do with the perceived limitations of the students, and not because the discipline has nothing better to offer.” Richard R. Nelson; Sidney G. Winter, *An Evolutionary Theory of Economic Change*, Cambridge (USA)/London (UK): Harvard University Press 1982, S. 7.

Neuorientierung in der ökonomischen Paradigmatik in einen generellen Trend der Zeit ein, den man als eine Ablösung der Leitwissenschaft Physik durch die Leitwissenschaft Biologie bezeichnen könnte:

„(O)ver and above all changes in detail and all improvements in scientific accuracy of reasoning, there is a fundamental change in treatment (...) This Change in the point of view of economics (...) has been promoted by a parallel change in other sciences. At the beginning of this century the mathematico-physical group of sciences were in the ascendant; and these sciences have this point in common, that their subject matter is constant and unchanged in all countries and all ages (...) As the century wore on the biological group of sciences were slowly making way, and people were getting clearer ideas as to the nature of organic growth. They were learning that if the subject matter of a science passes through different stages of development, the laws which apply to one stage will seldom apply without modification to others (...) At last the speculations of biology (...) fascinated the attention of the world as those of physics had done in earlier years; and (...) Economics has shared the general movement.“²⁵⁷

Diese Auffassung von den Wirtschaftswissenschaften als sich zunehmend dem evolutorischen Gedanken zuwendend und ihren Abschied von der physikalisch inspirierten Axiomatik nehmend hat sich zumindest was die weitere Entwicklung nach Marshall angeht als Fehleinschätzung erwiesen. Als beharrlich – besonders was die Vermittlung eines Basiswissens an ökonomischem Sachverstand im Curriculum des ökonomischen Grundstudiums angeht – haben sich gerade diejenigen flexibel handhabbaren und also von wirtschaftshistorischer Bildung abstrahierenden Theoreme herausgestellt, welche ökonomische Strukturen als wiedererkennbare Iterationen eines grundlegenden Formalismus darstellen.

Das wichtigste Charakteristikum der von Marshall als ‚biologisch‘ bezeichneten Gesamtauffassung von Ökonomie ist derweil das einer Irreversibilität ökonomischer Prozesse in der Zeit. Das ökonomische System ändert seinen Zustand mit jedem Ereignis und kehrt nicht mehr zu ihm zurück. Eine Beschreibung der Wirtschaft, die diesen Umstand in ihrem Vokabular abzubilden bestrebt ist, nennt sich berechtigter Weise evolutionistisch. Man könnte bei dieser Selbstbeschreibung meinen, es handele sich bei Marshall bereits um einen frühen Vorläufer des systemtheoretischen Blicks auf die Ökonomie.

²⁵⁷ Alfred Marshall, *Principles of Economics*, London: Macmillan 1890, S. 64f.

Mit dem Wegfallen des objektiven Wertbegriffs steht gegen Ende des neunzehnten Jahrhunderts auch die allgemeine Frage nach der Theoretisierbarkeit der Ökonomie auf der Agenda des Faches. Eine evolutionistische Perspektive auf das Phänomen Wirtschaft will auf diese Frage zumindest keine allzu voreilige Antwort geben. Dass Konzedieren eines evolutionären Aspekts als wesentlichem Teil des Forschungsgegenstandes Wirtschaft rückt die Ökonomik im schlechtesten Falle – was Verallgemeinerbarkeit und überzeitliche Geltung des analytischen Vokabulars angeht – in die Nähe der Geschichts- und Sozialwissenschaft, im besten Fall – und wie von Marshall selbst behauptet – in die Nähe der Evolutionsbiologie. Weder einer mit objektivem Wertbegriff noch einer mit einem allgemeinen Gleichgewicht als Axiom operierenden Theorie stellt sich das Problem einer grundsätzlichen Unüberschaubarkeit der Dynamik des Wirtschaftsprozesses auf eine Art und Weise, die geeignet ist, den Glauben an eine grundsätzlich gegebene Theoretisierbarkeit des Objektgegenstandes zu erschüttern.

Was die theoretische Belastbarkeit der Begriffe angeht, hat man es sowohl in den objektiven Werttheorien als auch in den Theorien des allgemeinen Gleichgewichts mit ‚statischen‘ Theorien zu tun. Man ist heute gewohnt, von den protoökonomischen Theorien jenseits der Zeiten eines kulturell mehrbaren Mehrwerts als auf ‚stationäre‘ Wirtschaftsformen angepasste Theorien zu sprechen. Dadurch sind sie für die Beschreibung von durch Arbeitsteilung und Technisierung wachsenden Ökonomien unterkomplex. Die eher ‚statisch‘, das heißt vor allem wenig Zeit-sensibel organisierten Theorien des allgemeinen Gleichgewichts weisen eine nicht unähnliche Unzulänglichkeit im Verhältnis zum Sachverhalt einer stetig evolvierenden Wirtschaftslandschaft auf. Sie können eine Verletzung ihrer Grundkonstante nur als exogene Störung, Fehler oder Abweichung von der Norm beschreiben, müssen also das ‚Dynamische‘ auf der negativen Seite der Theorie verorten. Die Frage stellt sich für Marshall und seine Zeitgenossen, inwieweit und wie lange die Theoriebildung eine dieser zunehmend ‚dynamisierten‘ ökonomischen Welt gegenüber kontrafaktische Idealität ihrer Begriffe mit guten Gründen aufrechterhalten kann. Dass eine Theoriebildung, die den Begriff ‚Dynamik‘ mit all seinen Assoziationen der Spontaneität und der geringen kausalen Determinierbarkeit ernst nimmt und in ihr Zentrum stellt, einen leichten Hang zum Anti-Theoretischen entwickeln kann, wird in einem folgenden Abschnitt mit Hinblick auf den wissenschaftlichen Diskurs Joseph Schumpeters erörtert. Eine Theorie wiederum, die der Dynamik und der Mechanik im ökonomischen Prozess gleichermaßen gerecht werden will, gerät mit ihren Begrifflichkeiten vielleicht notwendiger Weise in Konsistenz-Probleme. So wie Falle Marshalls:

„It was this unresolved struggle between mechanical notions of equilibrium and Marshall's system of 'evolutionary biology' that frustrated Marshall's ambition to construct a logically coherent theory of value that was not divorced from explanations of economic growth and development that accentuated the evolutionary nature of economic change.“²⁵⁸

Wie auch für die Theorie Adam Smiths gibt es also für Marshall ein Problem der ‚conciliation‘ zweier zunächst scheinbar inkommensurabler Perspektiven.²⁵⁹ Bestand diese (vermeintliche) Inkommensurabilität bei Smith noch zwischen zwei synchron operierenden, semantisch unterschiedlich codierten Funktionssystemen, dem der Moral und dem der Ökonomie, liegt das Problem der Vermittlung bei Marshall nun zwischen der Beschreibung des statischen Marktes im Gleichgewicht und der diachronen Entwicklung desselben. Dass Marshall dem Projekt einer ‚pure economic theory‘,²⁶⁰ wie sie durch die Schriften Walras‘ und Jevons‘ seinerzeit in der Luft lag, zunächst widerstand, hängt unter Umständen auch mit einer bei Marshall anders gelagerten Motivation für das Betreiben von ökonomischer Theorie zusammen, die sich weniger aus dem Ziel einer möglichst eleganten, allumfassenden Theorie versteht und stärker aus dem Streben, konkrete Probleme der damaligen Zeit zu verstehen und zu lösen. Genauer handelt es sich dabei um die zunehmende Verelendung der englischen Arbeiterschaft und die damit einhergehende Unmöglichkeit für breite Bevölkerungsschichten, dem humanistischen Bildungsideal der moralischen und ästhetischen Charakterformung, aus dem sich auch die viktorianische Oberschicht zum Großteil verstand, nachzustreben.²⁶¹

Die in der Nachfolgerschaft Marshalls stehende Cambridger Ökonomik hat den mechanistischen Aspekt der Marshallschen Theorie stärker in den Vordergrund gestellt als

²⁵⁸ Neil Hart, *Equilibrium and Evolution. Alfred Marshall and the Marshallians*, London: Macmillan 2012, S. 2.

²⁵⁹ Vgl. hierzu: Peter Groenewegen, *Competition and Evolution: The Marshall Conciliation Enterprise*, in Richard Arena, Michel Quéré (Hg.), *The Economics of Alfred Marshall*, Basingstoke (Hampshire): Palgrave Macmillan 2003, S. 113- 133.

²⁶⁰ Der Terminus erhielt durch Marshall seine Prägung, der sich allerdings später wieder von der Vorstellung einer strengen, zeitinvarianten, formalen Formulierung des ökonomischen Sachverhalts distanzierte. Über seine Wandlung vom Formalisten zum Empiriker schreibt Marshall: “So I gave myself for a time to the study of metaphysics; but soon passed to what seemed the more progressive study of Psychology. Its fascinating inquiries into the possibilities of the higher and more rapid development of human faculties brought me into touch with the question: how far do the conditions of life of the British (and other) working classes generally suffice for fullness of life? Older and wiser men told me that the resources of production do not suffice for affording to the great body of the people the leisure and the opportunity for study; and they told me that I needed to study Political Economy. I followed their advice, and regarded myself as a wanderer in the land of dry facts; looking for a speedy return to the luxuriance of pure thought.” John Maynard Keynes, *Alfred Marshall: 1842-1924*, in Arthur Cecil Pigou (Hg.), *Memorials of Alfred Marshall*, London: Macmillan 1925, S. 10.

²⁶¹ Siehe hierzu: Heinz Rieter, *Marshall und die viktorianische Kunst*, in: Bertam Schefold (Hg.), *Studien zur Entwicklung der ökonomischen Theorie*, Band XI, Schriften des Vereins für Sozialpolitik, 1992 S. 200f.

das Bemühen um eine (auch) evolutionäre Auffassung der Wirtschaft. Das *Marshallian Cross* verdeckt als Emblem sozusagen die Unruhe, die sein Autor hinter der statischen Darstellung eines Marktgleichgewichts vermutete. In der ‚schizoiden‘ Theoriebildung, die der Statik des Gleichgewichts ebenso wie der Dynamik ökonomischer Entwicklung verpflichtet ist, erkennt Mark Blaug in Marshall einen eher symptomatischen Vertreter der frühen ‚neoklassischen‘ Schule und einen der letzten, für den dieser Grundkonflikt noch als Problem des neuen auf Allokation abstellenden Forschungsvokabulars präsent war:

*„Es waren nicht wenige Kommentatoren, die sich über Marshalls ‚schizoide‘ Einstellung gegenüber der Partialanalyse den Kopf zerbrachen. Und trotzdem haftet ihr nichts Mysteriöses an, ist es doch die typische Haltung eines modernen Ökonomen. Der Wert des von der Neoklassik geleisteten Beitrags zur Ökonomie, die eine genaue Erklärung der Preisbildung im langfristigen, stationären Gleichgewicht lieferte, wird zwar selten geleugnet, doch wird mittlerweile der begrenzte Anwendungsbereich jener Art Theorie sowie deren letztliche Entferntheit von praktischen Problemen klar gesehen, und zwar nicht zuletzt von all jenen, die sich weiterhin für die Vervollständigung jener Theorie einsetzen. Marshalls hervorragende Bedeutung liegt somit darin, daß er jene Art von Weitblick in einer Epoche besaß, als die meisten seiner Zeitgenossen bereits vollständig die uralte ‚Untersuchung über die Ursachen des Reichtums der Nationen‘ aus den Augen verloren hatten.“*²⁶²

Für die Integration des Entwicklungsgedankens in die Ökonomik, die somit nicht darum umhinkommt, mit einem Begriff des qualitativ *Neuen* zu operieren, stellt sich aus theoretischer Sicht die Frage, wie diesem gegenüber das Kontinuum zu fassen ist, das sich trotz aller geschichtlichen Entwicklung durchhält.²⁶³

Ohne einen Begriff von Identität kann eine Abfolge von Differenzen dem verstehenden Geist nicht zugänglich gemacht werden. Zur Zeit Marshalls gab es für die Fassung eines theoretischen ‚Subjekts‘ der Entwicklungsfigur im Wesentlichen zwei Kandidaten: den Hegelschen *Geist* und das Darwinsche *Leben*. Auch im England des ausgehenden neunzehnten Jahrhunderts bestand der Zwiespalt zwischen einer naturalistischen Perspektive

²⁶² Mark Blaug, *Systematische Theoriegeschichte der Ökonomie*, Bd. 3, S. 217.

²⁶³ Das Problem zeitlicher Diskontinuitäten ähnelt, der Einschätzung Luhmanns gemäß, dem begrifflich nicht geklärten Verhältnis von Individuum und Gesellschaft in der soziologischen Theorie im weiteren Sinne: „Begriffe wie Sozialisation und Rolle markieren den Bedarf einer theoretischen Vermittlung von ‘Individuum’ und ‘Gesellschaft’. Neben der historischen Differenz übernimmt diese Unterscheidung von ‘Individuum’ und ‘Gesellschaft’ eine theortragende Funktion. Aber ebenso wie im Falle der Geschichte kann hier die Frage nach der Einheit der Unterscheidung gestellt werden. Die Frage, was denn die Geschichte sei, wird methodisch verboten, und das Problem, was denn die Einheit der Differenz von Individuum und Gesellschaft sei, wird nicht einmal als Problem erkannt, weil man mit der gesamten Tradition davon ausgeht, daß die Gesellschaft aus Individuen bestehe.“ Niklas Luhmann, *Die Gesellschaft der Gesellschaft*, S. 19.

auf die Kulturgeschichte, wie sie Herbert Spencer zu einer von einer zunehmenden Zahl von Anhängern vertretenen Theorie ausformuliert hatte, und einer dieser gegenüber das Reich eines immateriellen Entwicklungssubjekts – oft mit Hegel – verteidigenden philosophischen Grundeinstellung. Für den Vertreter einer Wissenschaft, die an der Schwelle dazu steht, ihre historische Reflexionsebene abzustoßen und sich entlang einer formalen und geschichtsinvarianten Paradigmatik als normale Wissenschaft zu formieren, ist die Faszination, welche die Philosophie Hegels auf Marshall ausübt, erstaunlich. Folgerichtig dazu wiederum stand Marshall auch der deutschen historischen Schule alles andere als grundsätzlich ablehnend gegenüber.²⁶⁴ Das Selbstverständnis Marshalls in Bezug auf seine ökonomische Theorie ist es also, den Entwicklungsgedanken – den biologischen wie den metaphysischen – mit der formalen Leistungsfähigkeit des Differentialkalküls zur Erklärung des wirtschaftlichen Sachverhalts zu versöhnen:

*„The notion of continuity with regard to development is common to all modern schools of economic thought, wether the chief influences acting on them are those of biology, as represented in the writings of Spencer; or of history and philosophy, as represented by Hegel’s Philosophy of History, and by more recent ethicological studies on the continent and elsewhere. These two kinds of influences have affected, more than any other, the substance of the views expressed in the present book; but their form has been most affected by the mathematical conceptions of continuity, as represented by Cournot’s Principes Mathématiques de la Théorie des Richesses.“*²⁶⁵

Dass Marshall die Spencerschen und Hegelianischen Entwicklungslehren mit der Infinitesimalrechnung unter dem Oberbegriff der ‚Kontinuität‘ gruppiert, bedeutet wohl nichts anderes, als dass alle drei einen Prozess intelligibel zu machen bestrebt sind, der vorher – wesentlich durch Diskontinuität gekennzeichnet – ein Problem in der theoretischen Beherrschung darstellte. *Das unvermittelte Aufeinanderfolgen der historischen Epochen erscheint in der Hegelschen Dialektik ebenso vermittelt wie die Kurvenform in ihrer mathematischen Beschreibung durch das Infinitesimalkalkül stetig bestimmt ist.* Natura non facit saltus; die Erschließung der natürlichen Welt durch den menschlichen Geist ist in den allgemeinen erkenntnistheoretischen Überzeugungen – bis zur Quantenmechanik – fest an den Gedanken der durchgängigen Bestimmbarkeit gebunden. Daran zeigt sich, dass der nüchterne

²⁶⁴ Vgl. Peter D. Groenewegen, *A Soaring Eagle: Alfred Marshall 1842-1924*, Aldershot: Edward Elgar 1995, S. 128f.

²⁶⁵ Alfred Marshall, *Principles of Economics*, S. xiv.

Gedanke der Modellbildung als die beste, wenn auch nicht im Detail akkurate Annäherung an den Forschungsgegenstand für Marshall noch keine große Bedeutung gehabt haben kann. Sein Denken scheint von der Vorstellung der genauen, stetigen Abbildung der Welt in den Begrifflichkeiten des Forschers geleitet.

Gleichzeitig kann ein sich aus dem Entwicklungsgedanken verstehendes Forschungsprogramm kein strikt empirisches sein, sondern sieht sich mit der Aufgabe konfrontiert, die Stoßrichtung eines vermuteten allgemeinen Entwicklungsgesetzes zu erfassen. Dieser *spekulative* Anteil eines solchen Wissenschaftsverständnisses ist vom Hegelschen Idealismus bekannt. Interessant ist, dass Marshall auch von den ‚*speculations of biology*‘ spricht. Was heute als Geschichtswissenschaft und Biologie auf unterschiedliche Seiten der Unterscheidung von Geistes- und Naturwissenschaft fällt, subsumiert Marshall entlang der Unterscheidung von *ahistorischen* und *historischen* Objektgegenständen gleichermaßen unter letzterer Kategorie.

Es konkurriert in der Wissenschaftsauffassung Marshalls also der Wille zur intellektuellen Redlichkeit gegenüber der empirischen Welt in ihrer Diversität mit dem Willen zur schlichten Reinheit des formalen Ausdrucks; gewissermaßen der sozialwissenschaftliche Empiriker mit dem Mathematiker und die idiographische Betrachtung partikularer ökonomischer Phänomene mit einer bündigen Beschreibung der Totalität der Ökonomie und deren Erfassung als zukunfts offenem Prozess. Ausdruck dieser doppelten Perspektive auf den Marktprozess als einerseits allgemein und generalisierbar andererseits von partikularen, lokalen Besonderheiten geprägt ist auch die Einführung der Unterscheidung von Märkten als ‚general‘ oder ‚particular‘, die Marshall vornimmt, um, so scheint es, einer Vorstellung des Marktprinzips als stark zu idealisierter Abstraktion – zum Beispiel im Sinne der allgemeinen Gleichgewichtstheorie – innerhalb seiner Theorie vorzubeugen:

*„Everyone buys, and nearly every producer sells to some extent in a ‚general‘ market, in which he is on about the same footing with others around him. But nearly everyone has also some ‚particular‘ markets; that is some people or groups of people with whom he is somewhat in close touch: mutual knowledge and trust lead him to approach them, and them to approach him in preference to strangers.“*²⁶⁶

Diese Unterscheidung scheint auf der lokalen Ebene eine Art moralische Einhegung des Marktprinzips durch so etwas wie private Vertrautheit unter Handelspartnern zu suggerieren.

²⁶⁶ Alfred Marshall, *Industry and Trade*, New York: Cosimo Classics 2006, S. 182.

Die ‚Äußerlichkeit‘ der Interaktion zwischen Vertretern der bürgerlichen Gesellschaft, in der die Teilnehmer ausschließlich unter instrumentalistischen Gesichtspunkten auf einander Bezug nehmen, will Marshall nicht ungetrübt für die gesamte ökonomische Kommunikation anerkennen.²⁶⁷ Er fährt fort:

*„A producer, a wholesale dealer or a shopkeeper, who has built up a strong connection among purchasers of his goods, has a valuable property. He does not generally expect to get better prices from his clients than from others. But he expects to sell easily to them, because they know and trust him; and he does not sell at low prices in order to call attention to his business as he often does in a market where he is little known.“*²⁶⁸

Hier finden in den Faktoren ‚Kenntnis der Persönlichkeit‘, ‚Vertrauen‘, ‚starke Verbindung‘ wieder Codierungen eher moralischer Natur Eingang in die Beschreibung wirtschaftlicher Agenten, die folgerichtig ihre Wirkung stärker auf lokaler Ebene entfalten, wo die Abstraktion von der Person, die Adressat der Kommunikation ist, schwerer fällt. Der Passus wirkt wie eine theoretische Brandmauer gegen eine empirisch nicht gerechtfertigte Ausweitung des Marktparadigmas als bloße Kommunikation über Preise. In eine ähnliche Richtung weist die Unterscheidung von *internal* und *external economies*. Erstere bezeichnen eine Konstellation, in der mehrere Unternehmen einen gewissen Grad der Integration durch komplementäres Organisationsverhalten untereinander erreichen. Dadurch werden beidseitig Effizienzgewinne erzielt, gleichzeitig bildet sich für externe Unternehmen eine Eintrittsschwelle.²⁶⁹ Eine Theoriebildung, die nicht auf Gedeih und Verderb das Ziel einer maximal integrativen und begrifflich auf das Minimalste herunterkondensierten Modellbildung für das Gesamtphänomen Wirtschaft verfolgt, muss partikuläre Idiosynkrasien nicht als Reibungsverluste gegenüber einem globalen Marktprozess verstehen:

²⁶⁷ Die Art der gehandelten Waren spielt für die Klassifikation der ‚general‘ und ‚particular‘ markets ebenfalls eine Rolle: “Three major elements underlie this differentiation because ‘general’ (...) or ‘highly organized’ (...) markets satisfy in an exceptional way these conditions of being in general demand, cognizable and portable (...). The reference to ‘general demand’ corresponds to the notion of free entry. Put differently, it ensures that nobody is a priori excluded from the market. Therefore, the number of buyers is large and they are all anonymous. The case of some primary commodities (such as wool, cotton, wheat) or securities are particularly relevant in an international context because these goods are requested in ‘every part of the globe’.” Richard Arena, *Marshall and Richardson on Markets*, in: Tiziano Raffaelli, Tamotsu Nishizawa, Simon Cook (Hg.), *Marshall, Marshallians and Industrial Economics*, London/New York: Routledge 2011, S. 272-285, hier S. 277.

²⁶⁸ Alfred Marshall, *Industry and Trade*, S. 182.

²⁶⁹ Vgl. Alfred Marshall, *Principles of Economics*, London: Macmillan 1890, S 221ff.

„In the Marshall construction ‚market imperfections‘ are no longer frictions that have to be limited or perhaps eradicated. Far from being frictions that reveal the gap between the theory of pure and perfect competition and the reality of market functioning, market imperfections express the empirical diversity of the organizational arrangements of markets and firms‘ relations.“²⁷⁰

Für eine solche Auffassung suggeriert eigentlich schon der Begriff ‚market imperfections‘ eine unzulässige Unterstellung der ‚Perfektibilität‘, also: der Vollendbarkeit, lokaler wirtschaftlicher Prozesse im Hinblick auf eine widerstandslose Integration in das von allem außer von Preisen abstrahierende Funktionieren des *einen einzigen* Marktes; ein Beleg dafür, wie stark die Sprache des idealen Markts auch in die theoretische Darstellung der Gegenposition hinein diffundiert.

Besteht also ein systematischer Zusammenhang zwischen dem Evolutionismus Marshalls und seiner Ablehnung, die theoretische Behandlung der Wirtschaft mit den idealisierenden ahistorischen Begrifflichkeiten des allgemeinen oder auch nur des über die Zeit stabilen partialen Gleichgewichts zu beginnen? Der methodische Anti-Physikalismus Marshalls, der seiner theoretischen Aufmerksamkeit auf die Fassung nicht-reversibler Entwicklungsdynamiken geschuldet ist, findet auch heutzutage Anwendung in kritischen Bezugnahmen auf die Deus-ex-machina-Gestalt der allgemeinen Gleichgewichtstheorie, die Marktprozesse von ihrem Resultat her denkt und damit den faktischen Prozess der dezentralen Koordinierung der einzelnen Marktelemente ungenügend beschreibt.

„In the end-state conception of equilibrium it is assumed that the economy miraculously jumps to this position and no attention is paid to the question how equilibrium comes about. The process conception does pose this question. The economists working in this tradition do not take for granted that competition or other forces move an economic system closer to a position of full coordination as an end-state. They aim to investigate why this should be the case and it is this aim which distinguishes them from their colleagues in the general equilibrium department.“²⁷¹

²⁷⁰ Richard Arena, Michel Quéré (Hg.), *The Economics of Alfred Marshall*, Basingstoke (Hampshire): Palgrave Macmillan 2003, S. 7.

²⁷¹ Bert Tieben, *The Concept of Equilibrium in Different Economic Traditions*, Cheltenham (UK)/Northampton (MA,USA): Edward Elgar Publishing 2012, S. 29. Tieben argumentiert in seiner Monographie zum Gleichgewichtsbegriff in der Ökonomik für die These, dass eine ‚Prozess-Auffassung‘ des Gleichgewichtsgedankens seit langer Zeit einen Platz in der ökonomischen Theorie hat, dass aber der rein formale Ansatz der mathematischen Gleichgewichtstheorien seit Walras so gut wie keine theoretischen Vorläufer besitzt und damit eine qualitative Umdeutung der ökonomischen Terminologie des Gleichgewichts bedeutet: „This book shall demonstrate that the process approach to equilibrium has a long tradition in economics. It played a role in the early formulations of the quantity theory of money (...), classical price theory (the notion of competition as a process) and the growth theories of Smith, Ricardo, J.S. Mill and other members

Dabei ist die Vernachlässigung der Zeitdimension in der Interrelation der einzelnen von nicht koordinierten Agenten getroffenen Entscheidungen zumeist ein Kritikpunkt:

*„In Arrow-Debreu models, as everyone knows, there is no such order in which decisions are made. They are all made at the origin of time, presumably in the wake of some sort of recursive tatonnement to find the equilibrium prices for all markets, present and future.“*²⁷²

Neben dem Vorbehalt, ob die mathematische Gleichgewichtstheorie eine zu starke Idealisierung der Konvergenz zum Marktgleichgewicht ohne hinreichende kausale Erklärung auf der Ebene der einzelnen konvergierenden Elemente darstellt, knüpft sich letztlich an die Frage, ob das Wirtschaftssystem theoretisch als *im wesentlichen* in der Zeit reversibel oder irreversibel betrachtet werden kann, das Schicksal der allgemeinen Gleichgewichtstheorie als Leitbild der Wissenschaft. Es findet sich beispielsweise bei Marshall schon gegen Ende des neunzehnten Jahrhunderts – und in etwa parallel zur nichtlinearen mathematischen Beschreibung der Himmelsmechanik durch Poincaré – der Hinweis auf mögliche dem Schmetterlings-Effekt ähnelnde Dynamiken in der Ökonomie.²⁷³ So wird die Möglichkeit erwogen, dass geringe Unterschiede in der anfänglichen Wettbewerbssituation mehrerer Unternehmen zu einer Manifestation oder pfadabhängigen Selbstverstärkung dieser scheinbar zunächst vernachlässigbar kleinen Asymmetrie führen und es schließlich zu nicht-reversibler Monopolbildung kommen kann; steigende Skalenerträge unter der Randbedingung der Erhöhung des prozentualen Anteils des Unternehmens an der Gesamtproduktion vorausgesetzt. Eine Theorie, die solche Tendenzen als wirksam für die Breite ökonomischer Prozesse erkennt, wäre mit einer Theorie des allgemeinen Gleichgewichts inkompatibel.

Die ‚Systemhaftigkeit‘ der ökonomischen Sphäre gilt bei Marshall als ausgemacht, ein funktional ausdifferenzierter Objektbereich der Analyse wird angenommen, die historisch gleichförmige, um ein Gravitationszentrum kreisende Beschaffenheit desselben jedoch nicht. Die Frage, als was für eine Art *System* die Ökonomie also zu behandeln sei – offen oder

of the classical school which aimed to investigate the tendency of the economy towards a statical state seen as a process. (...) However the rise of mathematical economics gave economists the tools to investigate the analytical properties of the equilibrium end-state in far greater detail. The result was a drastic change in the economic landscape. The economics profession became so obsessed with existence proofs of equilibrium states that anyone interested in the process question was automatically pushed to the fringe of economic science.” Ebenda.

²⁷² Axel Leijonhufvud, *Mr Keynes and the Moderns*, in: *The European Journal of the History of Economic Thought*, 5:1, 1998, S. 169-188, hier S. 182.

²⁷³ Siehe hierzu: Klaus Mainzer (Hg.), *Komplexe Systeme und Nichtlineare Dynamik in Natur und Gesellschaft. Komplexitätsforschung in Deutschland auf dem Weg ins nächste Jahrhundert*, Berlin u. A.: Springer 1999, S. 25.

geschlossen, statisch oder dynamisch, mechanistisch oder organistisch – fordert in gewisser Weise eine Entscheidung für die eine oder die andere Perspektive. Der Gang der Forschung hier erfährt eine schwer wiedervereinbare Bifurkation. Möglicherweise entwickeln sich sogar zwei analytische Vokabulare, zwischen denen nur im Sinne eines ‚Gestalt-Switch‘ zu vermitteln ist, die also begrifflich inkommensurabel sind. Auffällig ist zumindest, dass sich ab diesem Zeitpunkt einzelne theoretische Ansätze meist nur in den Dienst einer dieser zwei Grundeinsichten über die Ökonomie zu stellen beginnen.

I. 3. Zeit, Geld und Irrationalität als theoretische Korrektive der mechanistischen Ökonomik am Beispiel von Schumpeter und Keynes

I. 3.1. Joseph Schumpeter

Alfred Marshall ist also, abgesehen davon, dass ihm in seiner Funktion als Ordinarius in Cambridge und Verfasser einschlägiger Einführungsliteratur eine gewisse Rolle in der Ausformung des ‚neoklassischen‘ Kanons zukommt, auch als ein Theoretiker einzuordnen, der den stark zur Formalisierung neigenden Stil der Gründungsdokumente des Lausanner und Cambridger Marginalismus mit Blick auf die Vielgestaltigkeit der Empirie versucht in ein angemessenes Verhältnis zu dieser zu setzen. Nachdem der große Wurf eines neuen Paradigmas aus der Taufe gehoben wurde, beginnen nach und nach die Feinjustierungen, inklusive leichter Revisionen seiner ungebrochenen Anwendbarkeit.

Die Gleichgewichtstheorien, die in der ‚marginalistischen Revolution‘ die Bühne der Ökonomik betreten, als der objektive Wertbegriff von dieser abtritt, sind im obigen als ein formales Ideal interpretiert worden, das gewissermaßen den Fixpunkt einer metaphysischen Essenz (des Wertes), auf die wirtschaftliches Handeln referentiell verweist, unter neuen Gegebenheiten durch die Idealität einer harmonischen Relation eines (Preis-)Mechanismus ablöst,²⁷⁴ und gleichzeitig eine Repräsentationsfigur des Phänomens der Ökonomie in seiner Ganzheit darstellt, also an eine Auffassung der Wirtschaft als *System* gekoppelt ist. Der Terminus *Nutzen*, der in gewisser Weise die Stellung des alten Wertbegriffs einnimmt, ist kein Begriff, der den wirtschaftlichen *Kosmos* als *gute Ordnung* in diesem Sinne rechtfertigen könnte, weil seine Erklärungskraft nur für das individuelle Handeln von Einzelgliedern Geltung besitzt und keine kommensurable Perspektive der Forschung ermöglicht, wie sie zum Beispiel durch den Begriff Arbeit angestrebt wurde. Im Durchgang durch die Stadien der definitiven Erdung des Wertbegriffs bis hin zu dessen subjektivistischer Entreferentialisierung hat man es, wie im Bild des Gleichgewichts, mit Begrifflichkeiten zu

²⁷⁴ Man könnte hier von einer pythagoreischen Idealität sprechen, in der die relationale Sprache der Mathematik den geeigneten Decodierungsschlüssel für eine sich dem unmittelbaren Sinneseindruck zunächst nicht offenbarende Wohlgeordnetheit der Welt erweist. Werner Heisenberg beschreibt diese, in der modernen Wissenschaftstheorie zum Beispiel von Rudolf Carnap vertretene (Vgl. Rudolf Carnap, *Der logische Aufbau der Welt*, Hamburg: Meiner 1998), Auffassung, die aus der idealen Korrespondenz zwischen der empirischen und der abstrakt-begrifflichen Sphäre formalsprachlicher Strukturen eine „sinngabende Kraft mathematischer Strukturen“ gewinnt, als einen „Grundgedanken, den die exakte Naturwissenschaft unserer Zeit aus der Antike entnommen hat.“ Werner Heisenberg, *Wandlungen in den Grundlagen der Naturwissenschaft*, Stuttgart: S. Hirzel 1949, S. 50.

tun, die vom Einzelindividuum und seinen Wertschätzungen unabhängige Instanzen bilden. Am analytisch eher grob gestrickten Nutzenbegriff als begrifflicher Operationalisierung von menschlichem Verhalten und Handeln schlechthin in der ökonomischen Theorie zeigt sich, dass eine Selbstständigkeit der Ökonomik gegenüber Philosophie, Geschichte, Sozialwissenschaft, Anthropologie, Theologie und Ethik zu einem gewissen Grade in dem Maße entsteht, in dem es gelingt, die Frage, was den Menschen, beziehungsweise menschliches Handeln insgesamt, wesentlich ausmache, als für die Methodologie der Ökonomik von nachgeordneter Bedeutung zurückzuweisen. Die Ökonomik richtet sich im Nutzenbegriff zwar erstmalig auf eine explizit menschliche Größe aus, die Opportunität der Wahl des Catch-All-Begriffs ‚Nutzen‘ ist vor dem Hintergrund von dessen besonderer Eignung für die quantifizierende Operationalisierung allerdings wiederum deutlich als von den Erfordernissen der Formulierung eines systemischen Zusammenhangs geprägt erkennbar. Man könnte die These formulieren: Die Ökonomik stellt nicht aus Interesse am Menschen auf ein ‚menschliches‘ Vokabular um, sondern um die Variabilität des Systems modellieren zu können, wie es mit den sperrigen, noch im Materialen verankerten Begriffen der Klassik nicht möglich gewesen wäre. Im Nutzen entsteht ein Begriff, der gerade genug Rationalität und intersubjektive Vergleichbarkeit – durch das als allgemein gültig vermutete Gesetz des abnehmenden Grenznutzens – mit einem hinreichenden Maß an Freiheitsgraden – durch das Black-Box-Prinzip auf der Ebene der konkreten Individuen – verbindet. In dieser abgerundeten theoretischen Erfassung menschlicher Praxis setzt sich die Ökonomik eher zu den angrenzenden Sozial- und Humanwissenschaften in Distanz, als sich dialogisch auf sie zu bewegen.

Gleichwohl scheint es in der Geschichte der Wirtschaftswissenschaft nie ganz gelungen zu sein, dem theoretisch ‚weichen‘ Problem der Frage des zugrunde gelegten ‚Menschenbildes‘ zu entkommen. Am bereits erwähnten Adam-Smith-Problem ist gut abzulesen, inwieweit die systematisierte Reflexion über das Ökonomische als eigenem Sachverhalt eine Art Auslagern des Problems menschlicher Praxis insgesamt notwendig macht. Man könnte sogar vermuten, dass die Thematisierung des Menschen *in explizit ökonomischem Kontext* in den Wirtschaftswissenschaften die Funktion erfüllt, *dem Menschen insgesamt* in wirtschaftswissenschaftlichen Theorien aus dem Weg gehen zu können. Das theoretische Konstrukt des *homo oeconomicus*, das für die externe Kritik der neoklassischen Ökonomik das bei weitem beliebteste Angriffsziel bildet, wäre dann als eine Art Abwehrkonstruktion aufzufassen, die eine anthropologische Gestalt annehmen muss, um einer anthropologischen Kritik an der Wirtschaftstheorie insgesamt den Wind aus den Segeln zu nehmen; ähnlich wie

der subjektive Wertbegriff die materialen Objektivismen in der Werttheorie erfolgreich aus dem Feld geschlagen hat, ohne so etwas wie eine Theorie des Subjekts anzubieten.

Dazu wurde bereits die These angesprochen, dass es sich bei den das Menschenbild betreffenden Annahmen einer im Zeichen der Gleichgewichtstheorie stehenden Ökonomik sozusagen um eine Extrapolation des Rationalitätspostulats, welches sich zunächst nur auf der Systemebene einer mechanischen Harmonik findet, auch auf ein scheinbar zugrundeliegendes, aber eigentlich deriviertes Menschenbild handelt. Bei den vorklassischen proto-ökonomischen, einer allgemeineren Ethik gegenüber subalternen Konzeptionen dagegen hat man es mit einer in eine Sollens-Ordnung eingegliederten Vorstellung des Menschen insgesamt (nicht lediglich mit einer Vorstellung des Menschen im Hinblick auf die Tätigkeit des *Wirtschaftens*) zu tun. Unter dem Aspekt der Entwicklung eines sozusagen auf eine bestimmte soziale Praxis bezogenen *partiellen Menschenbildes* sind die zwei Hauptwerke des Moralphilosophen Adam Smith (*The Theory of Moral Sentiments* und *An Inquiry into the Nature and Causes of the Wealth of Nations*) vielleicht der konkreteste Niederschlag der damit notwendig werdenden diskursiven Trennung.

Wenngleich man also den Weg der ökonomischen Theorie auch als die tendenzielle Entfernung von einer Reflexion über das Phänomen des Sozialen im umfassenden Sinne verstehen kann, so hat es einer anthropologischen Unterfütterung des Kerngerüsts der Ökonomik doch immer bedurft; oder hat es eine solche mindestens immer gegeben. Die begriffliche Fassung einer zur Randbedingung degradierten *Embeddedness*²⁷⁵ wirtschaftlichen Handelns im gesamtsozialen Kontext nimmt dabei beobachtbar desto eher eine Nebenrolle in der ökonomischen Theoriebildung ein, je mehr eine analytisch isolierbare Sphäre rein ökonomischer Tatsachen und Sachverhalte angenommen wird.

Dass eine stärkere Autonomie anthropologischer Erwägungen auch in der Ökonomik vor allem von den heterodoxen Vertretern des Faches reklamiert wird, liegt in gewisser Weise nahe. Interessant ist es, dass Positionierungen gegen die geltende Lehre in der Wirtschaftswissenschaft selten ohne die Anmahnung einer Revision derjenigen der herrschenden Ökonomik zugrunde gelegten Urteile über menschliches Verhalten im Allgemeinen stattfinden. Oder anders formuliert: Die Rückversicherung über das

²⁷⁵ Zur aktuellen Diskussion des von Karl Polanyi geprägten Begriff der *Embeddedness* (vgl. Karl Polanyi, *a.a.O.*) vgl. Jens Beckert, *Ökonomische Rationalität und die Einbettung wirtschaftlichen Handelns*, in: Axel T. Paul (Hrsg.), *Ökonomie und Anthropologie*, Berlin: Verlag Arno Spitz 1999, S. 89-101. Niklas Luhmann spricht in explizitem Bezug auf Polanyi von der Ausdifferenzierung des Wirtschaftssystems als 'disembedding'. Siehe: Niklas Luhmann, *Die Moral der Gesellschaft*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2008, S. 196.

anthropologische Fundament der ökonomischen Theorie läuft tendenziell der weiteren Ausformulierung einer formalisierten ‚normalen‘ Wissenschaft entgegen.

Die Zwischenkriegszeit stellt in der wirtschaftswissenschaftlichen Ideengeschichte in gewisser Weise eine Periode dar, in der eine eher ‚wilde‘ Theoriebildung, die sich auch wieder zurück auf das Feld der Anthropologie wagt, um ökonomische Phänomene zu beschreiben, für eine Weile wieder salonfähig wird. Die Erfahrungen des ersten Weltkriegs und vor allem der Weltwirtschaftskrise von 1929 bilden hierfür die konkreten historischen Anlässe. Insgesamt gerät mit einer wieder zunehmend anthropologischen Reflexion die Unangefochtenheit der Vorstellung von *Systematizität* als Hauptkennzeichen des Phänomens Wirtschaft zwischenzeitlich wieder ins Schwanken. Dabei korrespondiert ein Diskurs der Irrationalität in Bezug auf den Menschen einem Diskurs der Irrationalität des Systems als ganzem. Wie bei dem Phänomen einer Übertragung des Rationalitätscharakters der gesetzesmäßig geordneten Strukturen einer in den Begriffen der Thermodynamik beschriebenen Wirtschaft auf deren Elemente – die einzelnen Individuen –, so wird nun auch auf der Basis der Irrationalität oder Irregularität des Systems ein gewisser Grad an Irrationalität der Akteure extrapoliert. Sowohl das eher allgemeine Phänomen der Konjunkturschwankung als auch besondere Irregularitätsdynamiken – wie die Abwärtsspirale der Schulden-Deflation als kennzeichnendes Phänomen der Weltwirtschaftskrise – rücken in den Fokus der Theoriebildung. Man darf annehmen, dass das Fehlen eines Begriff wie dem der ‚*bounded rationality*‘, der gewissermaßen individuelle (wenn auch eingeschränkte) Rationalität mit eher irrationalen – oder zumindest irregulären – Dynamiken auf der Makro-Ebene vermittelt, der Theoriebildung dieser Zeit gelegentlich anzumerken ist.

Zwei markante Beispiele für relevante Umformungen des neoklassischen Theoriegebäudes nach dessen allmählicher kanonischen Etablierung an den Universitäten, die sich auf nicht unwesentliche Weise einer Berücksichtigung bis dato vernachlässigter Facetten der *conditio humana* verdanken, sind das anti-statische Denken Joseph Schumpeters sowie John Maynard Keynes‘ Rehabilitierung der politischen Steuerung des Wirtschaftsgeschehens. Letztere wird wesentlich aus einer theoretischen Sonderbehandlung der Ware Geld, die sich nicht zuletzt aus dem psychologisch begründeten Phänomen der *Vorsichtskasse* ergibt, abgeleitet. Zudem werden Irrationalismen, die sich angesichts einer grundsätzlich unsicheren Zukunft als relevant für ökonomische Prozesse ergeben, in den ökonomischen Diskurs eingeführt.

In der Hochphase des Keynesianismus, das heißt bevor die ‚Stagflation‘ der Siebziger Jahre die Theorie vor ernsthafte Schwierigkeiten zu stellen begann, galt das Keynesche Werk

seinen Befürwortern zuweilen als endgültiger Sargnagel für das Gleichgewichts-Paradigma als *realistische* Abbildung des Marktgeschehens auf makro-ökonomischer Ebene.

„Gerade die Bemühungen um die Erfassung des Konjunkturphänomens haben den Glauben an Gleichgewicht, Gleichgewichtstendenz und die fundamentale Bedeutung der statisch-stationären Gleichgewichtstheorie am nachhaltigsten erschüttert (...) und seit Keynes seine neuen Lehren vorgetragen hat, gibt es auch im Lager der reinen Theorie kaum mehr einen Versuch das Konjunkturphänomen von der Walrasianischen Gleichgewichtstheorie her anzugehen (...) Allgemein herrscht die Auffassung vor, daß der neue Ansatz von lästigen Fesseln befreit habe.“²⁷⁶

Im Folgenden soll gezeigt werden, dass sich sowohl bei Schumpeter als auch bei Keynes der Einspruch gegen eine sich um die Begriffe der Systematizität und deren idealisierter Figur des Marktgleichgewichts zur normalen Wissenschaft ausformenden wirtschaftswissenschaftlichen Praxis zu einem wesentlichen Teil aus einer ausführlicheren Betrachtung der anthropologischen Komponente als in den utilitaristisch und mathematisch angeleiteten Vorgängertheorien üblich erklärt.

Die dabei in vielerlei Hinsicht diametral entgegen gesetzten theoretischen (und vor allem praktischen, das heißt: wirtschaftspolitischen) Überzeugungen der beiden Zeitgenossen – die im gleichen Jahr geboren wurden und mit nur vier Jahren Abstand voneinander starben – lassen sich in ihrer Unversöhnlichkeit mitunter dadurch erklären, dass die in ihnen systematisierten Intuitionen den Fundus der für die neoklassischen Modelle bis dato vorgesehenen Grundannahmen weit in Richtung auf schwer formalisierbare Größen überschreiten. Gleichwohl entstammen beide ihrer wissenschaftlichen Sozialisation nach der neoklassischen Lehre; Keynes als Schüler Marshalls, Schumpeter als Schüler Friedrich von Wiesers und Eugen Böhm-Bawerks sowie zudem als großer Bewunderer des Oeuvres von Leon Walras.²⁷⁷

Im Falle Schumpeters besteht der theoretische Konflikt zwischen den sich widersprechenden Vorlieben für das in der allgemeinen Gleichgewichtstheorie in der Tradition Walras' ausformulierte naturwissenschaftlich-mathematische Exaktheits- und Objektivitätsideal

²⁷⁶ Felix Lehnis, *Der Beitrag des späten Schumpeter zur Konjunkturforschung*, Stuttgart: Gustav-Fischer-Verlag 1960, S. 5.

²⁷⁷ Keynes kann also als durch die partielle Gleichgewichtstheorie Marshalls geprägt betrachtet werden und damit als dem allumfassenden Anspruch der allgemeinen Gleichgewichtstheorie von Hause aus skeptisch gegenüberstehend. "Keynes price Theory was Marshallian (...) not Walrasian (...) so the Classical economics from which Keynes waged his 'struggle to escape' was Marshallian not Walrasian." Axel Leijonhufvud, *Mr Keynes and the Moderns*, in: *The European Journal of the History of Economic Thought*, 5:1, 1998, S. 169-188, S. 175ff.

einerseits und einem vitalistischen Ideal auf der Ebene des einzelnen Individuums andererseits. Letzteres lässt er durch die Figur des Unternehmers in die volkswirtschaftliche Theorie ein, der in seinen Charaktereigenschaften zuweilen einer Art ökonomisiertem Raskolnikoff ähnelt. In gewisser Weise ist es gestattet, im Hinblick auf diese nicht kompatiblen theoretischen Perspektiven auf das wirtschaftliche Geschehen auch hier in Anlehnung an Adam Smith insofern von einem *Joseph-Schumpeter-Problem* zu sprechen, als sich dessen theoretische Wertschätzung für die transformative Kraft individueller Spontaneität einerseits und für die erhabene Komposition des zur mathematischen Abrundung gelangten Gebäudes der allgemeinen Gleichgewichtstheorie andererseits nur schwer vereinen lassen.

Das in seinen Bedürfnissen passivisch affizierbare Konsumenten-Subjekt des Marginalismus erfährt bei Schumpeter eine Wendung ins Aktivistische. Die Nicht-Vermittelbarkeit der Einzelperspektive, sein Nicht-Aufgehen in einem objektiven Ganzen bleibt dabei immer der theoretische Stachel im Fleische und stört die objektive Ordnung des Theoriegebäudes. Zudem handelt es sich in dieser Sphäre, die nicht durch die Gesetze der Statik, der pythagoreischen Harmonie einer in Mathematik zur Auflösung kommenden ökonomischen Welt bestimmt ist, in der das Disruptive und das Dynamische zur Geltung kommt, um die Sphäre des distinkt Menschlichen. Schumpeter kann also fast als eine Art ökonomischer Existentialist bezeichnet werden. Bei ihm bildet der Mensch als der zu *diskontinuierlichem* Handeln fähige Akteur einen Störfaktor für jede Statik. Während die Gleichgewichtstheorie, dies scheint Schumpeters Unzufriedenheit auszumachen, dafür, dass sie es mit menschlicher Praxis zu tun hat, ein zu blutleeres Bild von derselben übriglässt:

„Welche Jammergestalt ist doch unser das Gleichgewicht ängstlich suchendes Wirtschaftssubjekt, ohne Ehrgeiz, ohne Unternehmungsgest, kurz ohne Kraft und Leben! Und wo sind alle die Wollungen und Handlungen, welche auch den Alltag aus dem Staube erheben?“²⁷⁸

Der Widerspruch lässt sich auflösen, wenn man die Unterteilung des wirtschaftlichen Geschehens in Statik und Dynamik als eine interpretiert, in der zwei in unterschiedlichem Maße der Theorie zugängliche Perspektiven auf die Ökonomie unterschieden werden. Schumpeters Zwei-Welten-Lehre ist dann zu verstehen als eine, die das gewissermaßen seinem Wesen nach theoretisch schwer Bewältigbare am ökonomischen Prozess als solches

²⁷⁸ Joseph Schumpeter, *Das Wesen und der Hauptinhalt der theoretischen Nationalökonomie*, Leipzig: Duncker & Humblot 1908, S. 567.

mit in die theoretische Bearbeitung des Feldes zieht, es aber gleichzeitig mit einem Kautel bezüglich der *Normalisierbarkeit* des so entstehenden wissenschaftlichen Vokabulars versieht. Er muss sich daher jedenfalls nicht den Vorwurf gefallen lassen, die Aspekte des ökonomischen Geschehens, welche die Erfordernisse der Mathematisierbarkeit erfüllen, *mit dem Ganzen der Ökonomie zu verwechseln*. So heißt es denn auch bei Schumpeter:

„Nur die Statik ist bisher einigermaßen befriedigend bearbeitet worden und nur mit ihr beschäftigen wir uns im wesentlichen in diesem Buch. Die Dynamik steht noch in ihren Anfängen, ist ein ‚Land der Zukunft.‘“²⁷⁹

Hier schlagen sich also in der Betrachtung des Phänomens Wirtschaft unter dem Vorzeichen der Synchronizität einerseits und der Diachronizität andererseits zwei in gewisser Weise inkommensurable Perspektiven in der Publikation zweier Bücher nieder. Schumpeters *Das Wesen und der Hauptinhalt der theoretischen Nationalökonomie*, für das die obige Einschränkung des betrachteten Sachverhalts gilt, folgt 1911 die theoretische Inangriffnahme jenes ‚Landes der Zukunft‘ in der *Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung*.

Die Sympathie für den Entwicklungsgedanken, die Schumpeter Zeit seines theoretischen Schaffens große Sympathien für die universalistische Gesellschaftstheorie von Marx äußern lässt, deren noch wenig verengte Perspektive auf das Ganze der Ökonomie er schätzt, nimmt ihren Ausgang in der Unzufriedenheit mit dem statischen Vokabular der marginalistischen Gleichgewichtstheorien. Ideengeschichtlich hat man es bei der Theorie Schumpeters also auch mit einer Wiederbelebung des dynamischen Moments des Wirtschaftsprozesses zu tun, das in den zukunftsschwangeren Verständnissen der Ökonomik der Klassik – teils mit katastrophenhaften, teils mit ultramodernistischen politischen Konnotationen – gepflegt wurde und begrifflich durch die Einhegung des Wertbegriffs von der Konsumentenseite in der Grenznutzenschule eine Abkühlung fand.

Schumpeter geht in seiner Vermutung über die Unvereinbarkeit des statischen Vokabulars der Gleichgewichtsökonomik so weit, zu behaupten, diese sei für stationäre Wirtschaftsformen zutreffend, nicht aber für eine Volkswirtschaft, in der die Mehrheit der Produktion gewinnmaximierend und Kapital akkumulierend vonstatten geht. Er folgt damit der Wende zur mikroökonomischen Perspektive des Marginalismus, welche die Klammer des objektiven Wertbegriffs als makroökonomisch akkumulierbare Größe ersetzt und eine Wende in Richtung einer dynamischen Auffassung der Wirtschaft vollzieht, die beginnt die Zukunft als

²⁷⁹ Ebenda, S. 183.

in der Gegenwart wirksame Größe ins theoretisch Kalkül zu ziehen. Die erstmalige gründliche Ausformulierung einer Konjunkturtheorie ist die Folge. Eine Zäsur bedeutet dies vor allem gegenüber der Sayschen Tradition eines von der Angebotsseite her gedachten Gleichgewichts und deren implizitem aber systematischem Zusammenhang mit einer noch materialen Theorie des Wertes.

In der Schumpeterschen Auffassung ergibt sich die Dynamik der Volkswirtschaft nun nicht mehr aus in großen Bahnen verlaufenden Notwendigkeiten, durch die – wie in den verschiedenen theoretischen Formulierungen einer der Tendenz nach fallenden Profitrate in der Klassik – eine Transformation des Ganzen ihren gesetzmäßigen Gang geht. Stattdessen spielt die disruptive Aktion auf der Ebene der Einzelindividuen die erklärende Rolle für ein diachrones Verständnis von Wirtschaft. Es handelt sich bei diesem wesentlich diskontinuierlichen Begriff von Entwicklung also um einen anderen als denjenigen, der in der durch die gleichsam mechanische *und* teleologische Vorstellung eines ‚Entwicklungsgesetzes‘ treffend zusammengefassten Entwicklungsmetaphorik der Klassik zur Geltung kommt. Die wirksame Ausprägung von *Subjektivität* ist darüber hinaus nicht die eines Konsumierenden, sondern die eines Unternehmenden, während der vermeintlich souveräne Konsument unter dieser Perspektive als Sklave einer in sein Verhalten inkorporierten Kosten-Nutzen-Mechanik erschient.

„(...) aber das Unentbehrliche und Entscheidende ist die Tat und die Kraft zur Tat. Es ist jener Typus, der hedonisches Gleichgewicht verachtet und nicht ängstlich auf ein Risiko blickt.“²⁸⁰

Man kann davon sprechen, dass der sozialphilosophische Topos des Kampfes samt seiner normativen Unterfütterung durch ein vitalistisches oder – so zum Beispiel bei Carl Schmitt²⁸¹

²⁸⁰ Joseph Schumpeter, *Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung*, Leipzig: Duncker & Humblot 1912, S. 163. Dem die wirtschaftliche Entwicklung in Schüben vorantreibenden kreativen Akt der Innovation entspricht dabei auf monetärer Ebene bei Schumpeter eine Schöpfungstheorie des Giralgeldes durch die Geschäftsbanken, die in der österreichischen Schule (und auch heute in der Geldtheorie) zunehmend keine Minderheitsposition mehr darstellt. Vgl. Joseph A. Schumpeter, *Konjunkturzyklen*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2008, S. 119ff.

²⁸¹ In gewisser Weise lässt sich die Figur des *Souveräns* in der Schmittschen Staatsrechtslehre analog zu der des Unternehmers in der Ökonomie verstehen. Bei beiden handelt es sich um Agenten, die für die Formung einer Ordnung ursächlich sind, deren objektiver Gesetzmäßigkeit sie sich selbst entziehen. Kennzeichen ist jeweils ein Höchstmaß an Spontaneität in der Handelskompetenz, das jede Unterwerfung unter eine Gesetzeslogik (des Ökonomischen oder einer positiven Rechtsordnung) verneint. Vgl. hierzu auch die Lesart der Figur des Unternehmers als gewissermaßen fremd in der eigenen Gesellschaft: “Sowohl Schumpeter – aber auch Weber – konzipieren Unternehmertum aber als Fremdkultur (...) Dies gilt für die puritanischen Sekten, deren Ethos traditionellen Gesellschaften geheimnisvoll und verborgen blieb genauso wie der Schumpetersche Unternehmer, der als Fremder in seiner Radikalität eben nicht dem sozial Eigenen zugerechnet wird.” Lars Immerthal, *Der Unternehmer: Zum Wandel von Ethos und Strategie des Unternehmertums im Ausgang der Moderne*, München: Fink-Verlag 2007, S. 90. Und analog dazu Schmitts Definition des politischen Souveräns: „Er steht außerhalb

– ein existentialistisches Vokabular innerhalb der Ökonomik eine Eigenheit der Schumpeterschen Theorie geblieben ist. Weder zuvor noch im Anschluss ist derart ‚thymotischen‘²⁸² Gefühlsregungen systematischer Einlass in das psychologische Umfeld ökonomischer Theoriebildung gewährt worden. Ökonomie wird historisch mit der Ausnahme Schumpeters durchgehend als kooperative Praxis und damit in Differenz zum *agonalen* Prinzip²⁸³ als gesellschaftlichem Interaktionstypus begriffen. Auch im Luhmannschen Ansatz fungiert das Marktprinzip der *Konkurrenz* als eine Art vermittelte Auseinandersetzung, die damit gerade keine unmittelbare Konfrontation ist. Damit steht die Systemtheorie in der Tradition der soziologischen Betrachtungsweisen, welche die Ökonomie tendenziell als kulturelle Leistung gesellschaftlicher Befriedung ausweisen.²⁸⁴

„Soziologisch wird am Prinzip der Konkurrenz vor allem auffallen, daß es von Interaktion unter den Konkurrenten absehen kann und gerade in der Wirtschaft weitestgehend interaktionsfrei, also friedlich funktioniert. Konkurrenz ist also kein Konflikt, auch kein limitierter oder regulierter Konflikt, denn die Beteiligten haben überhaupt nichts miteinander zu tun. Konkurrenz erspart (nicht: regelt!) Konflikte, die anderenfalls auftreten würden. Sie gibt die Möglichkeit, das Einwirken anderer auf das Erreichen eigener Ziele angesichts knapper Ressourcen einzuschätzen, ohne daß dazu Kontakt aufgenommen werden muss. (...) Man rechnet zwar mit dem Konkurrenten, hat aber wenig Anlaß, sich ihm zuzuwenden und mit ihm zu kommunizieren. (...) Die durch Konkurrenz strukturierte Sozialdimension presst geradezu eine Ziel- und Sachorientierung heraus. Simmel hat dies als ‚unabgelenkte Richtung auf die Sache‘ bezeichnet.“²⁸⁵

der normal geltenden Rechtsordnung und gehört doch zu ihr.“ Carl Schmitt, *Politische Theologie. Vier Kapitel zur Lehre von der Souveränität*, Berlin: Duncker & Humblot 2004, S. 14.

Herbert Marcuse betont in seiner Analyse des politischen Existentialismus auch mit explizitem Bezug auf Schmitt die wesentliche Unvereinbarkeit desselben mit dem ökonomischen Paradigma des Kosten-Nutzen-Kalküls: “Die existenzielle Anthropologie glaubt, daß das Wissen um das Wofür der Entscheidung, um das Wozu des Einsatzes, durch das alles menschliche Handeln erst einen Sinn und Wert bekommt, sekundär ist.” Herbert Marcuse, *Der Kampf gegen den Liberalismus in der totalitären Staatsauffassung*, in: Zeitschrift für Sozialforschung 3 (1934), S. 161-195, hier 184f. Zitiert nach: Michael Großheim, *Politischer Existentialismus – Subjektivität zwischen Entfremdung und Engagement*, Tübingen: Mohr-Siebeck 2002, S. 324.

²⁸² Vgl. Sloterdijk, *Zorn und Zeit*.

²⁸³ Zur Schöpfung und Verwendung des Begriffs der *agonalen Kultur* bei Jakob Burckhardt, dessen aristokratischer Konnotation und expliziter Abgrenzung zum Wettbewerb aus extrinsischen Motiven – insbesondere Geld siehe: Christoph Ulf, *Wettbewerbskulturen zwischen Realität und Konstrukt*, in: Markus Tauschek (Hg.), *Kulturen des Wettbewerbs – Formationen kompetitiver Logiken*, Münster: Waxmann 2013, S. 80ff.

²⁸⁴ Dagegen erinnern Konzepte wie das der ‘ursprünglichen Akkumulation’ bei Marx tendenziell daran, dass auch jede kooperativistische Ordnung ihre Ausgangsbedingungen in einer noch durch unmittelbare Gewalt geformten asymmetrischen Situation der Teilnehmer gefunden haben muss, die eine Pfadabhängigkeit konstituiert, vor deren Hintergrund Kooperation auch als fortgesetzte, wenngleich sublimierte Gewaltausübung interpretiert werden kann.

²⁸⁵ Niklas Luhmann, *Die Wirtschaft der Gesellschaft*, S. 102.

Dagegen liest sich der berühmt gewordene Passus Schumpeters zum soziopsychologischen Typus des Unternehmers als die Beschreibung eines grundsätzlich antagonistischen Verständnisses ökonomischer Zusammenhänge; mindestens insofern ihre ‚dynamischen‘ Aspekte betroffen sind.

„Und was immer seine Lage ist, ob er weitem Erwerb sehr nötig braucht oder alle seine Bedürfnisse überreich befriedigen kann – es ist die Tat, die ihn lockt. So ist also die Energie das entscheidende Moment und nicht die ‚Einsicht‘ allein. Letztere ist viel häufiger, ohne daß sie zur einfachsten Tat führt. Auf die Disposition zum Handeln kommt es an. Die Fähigkeit, andre sich zu unterwerfen und seinen Zwecken dienstbar zu machen, zu befehlen und zu überwinden ist es, die – auch ohne besonders glänzende Intelligenz – zu erfolgreichem Tun führt.“²⁸⁶

Wie weiter oben bereits erwähnt kann die Geschichte des ökonomischen Denkens in gewisser Weise auch als eine Geschichte der Lernbereitschaft über die Möglichkeiten des Einbeziehens vormals außerökonomischer Intuitionen ins Innere der ökonomischen Theorie und deren so veränderte Selbstbeschreibung erzählt werden.²⁸⁷ Was Schumpeter hier in den Bereich ökonomischer Theoriebildung inkorporiert ist aber in gewisser Weise mehr als eine bisher nur entfernt mit dem Ökonomischen assoziierte Organisationslogik des Sozialen. Vielmehr scheint das Ökonomische hier sozusagen wieder mit seiner gegenteiligen sozialen Interaktionsform wiedervereinigt zu werden. Damit steht eine von der ökonomischen Theorietradition etablierte Abgrenzungsleistung auf dem Spiel. Eine scheinbar endgültig geregelte ‚Frage der Grenzbetreuung‘²⁸⁸ wird reaktualisiert.

Für einen Standpunkt, der die zunehmende begriffliche Ausdifferenzierung und Binnenkomplexität eines theoretischen Feldes als Hauptkriterium für dessen Fortschreiten

²⁸⁶ Joseph A. Schumpeter, *Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung*, Leipzig: Duncker & Humblot 1912, S. 164.

²⁸⁷ Eine systematische Analyse des diskursiven Vollzugs eines solchen einzelnen ‚Lernvorgangs‘, der Inkorporierung der Figur des *Spiels* in die Selbstbeschreibung der Ökonomie, welche durch die zunehmende Relevanz der Finanzwirtschaft zwingend wurde und der zunächst das Bild der *Produktion* als geradezu gleichbedeutend mit ökonomischer Praxis insgesamt entgegenstand, führt Urs Stäheli durch. Vgl. Urs Stäheli, *Spektakuläre Spekulation. Das Populäre der Ökonomie*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2007. Die Abwehrbeziehungsweise Inklusionsdiskurse, die sich nicht nur in der Ökonomie als expliziter Reflexionstheorie der ökonomischen Praxis, sondern auch in anderen gesellschaftlichen Fremdbeschreibungen der Wirtschaft abspielen, werden hier als das Verhandeln der ‚Ökonomizität der Ökonomie‘ interpretiert und damit als Deutungskampf um einen Begriff von Ökonomie, der sich in gewisser Weise nicht damit zufrieden gibt, dasjenige, womit faktischer Weise zu einem beliebigen Zeitpunkt Geld verdient wird, *schon allein dadurch* als ökonomische Praxis gelten zu lassen.

²⁸⁸ Vgl. Volker Kaube, Jürgen Kaube, *Wechselwirkungslosigkeit. Anmerkungen zum Verhältnis von Systemtheorie und Wirtschaftswissenschaft*, in: Henk De Berg; Johannes Schmidt (Hg.), *Rezeption und Reflexion. Zur Resonanz der Systemtheorie Niklas Luhmanns außerhalb der Soziologie*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2000, S. 257ff.

begreift, hätte man es bei dem Rückgriff auf solcherart universalistische Kategorien mit einem Atavismus zu tun. Es zeigt sich an diesem Fall also auch einmal mehr, dass ein Verständnis linearen Fortschritts des theoretischen Wissens in der Ökonomik an Grenzen stößt. Schumpeters Bewunderung des Marxschen Opus rührt denn auch von dessen Weigerung her, den ökonomischen Sachverhalt begrifflich aus dem sozialen insgesamt zu lösen und diese Abgrenzung methodologisch auf Dauer zu stellen.

„Während aber sonst Wirtschafts- und Gesellschaftslehre nach Inhalt und Methode verschiedene Dinge sind, deren Resultate sich nur gelegentlich berühren, so sind sie bei Marx in Eins verschmolzen. Seine Wirtschaftslehre ist Teil seiner Gesellschaftslehre, und seine Gesellschaftslehre begleitet jeden Schritt seiner Untersuchung der wirtschaftlichen Vorgänge. So wurde sein Werk nicht das, was Bücher über solche Fragen sonst sind, nämlich eine Analyse mehr oder weniger wichtiger Seiten des sozialen Lebens, sondern eine Gesamtheorie alles sozialen Seins und Werdens.“²⁸⁹

In gewisser Weise steht Schumpeter damit stellvertretend für die methodologische Situiertheit der österreichischen Ökonomik – bei all seiner Nichtrepräsentativität für dieselbe in vielerlei anderer Hinsicht. Die Österreichische Schule hatte sich die Reklamation eines analytisch isolierbaren und historisch relativ invarianten Sachverhalts Ökonomie durch die Person ihres Gründungsvaters, Carl Menger, mühsam gegen den Historismus Schmollers erstritten und war gleichzeitig nie bereit, den Betrachtungsrahmen so weit einzuengen, dass der systematischen Verbindung zwischen wirtschaftlicher und politischer oder moralphilosophischer Begriffsbildung die theoretische Grundlage entzogen würde.²⁹⁰

Die soziopsychologische Konstitution des Unternehmergeistes (im systemtheoretischen

²⁸⁹ Joseph A. Schumpeter, *Karl Marx der Denker*, in Ders., *Beiträge zur Sozialökonomik*, S. 90. Zitiert nach: Karl Bachinger, *Das Menschenbild bei Joseph A. Schumpeter*, in: Peter Berger; Peter Eigner; Andreas Resch (Hg.), *Die vielen Gesichter des wirtschaftlichen Wandels. Beiträge zur Innovationsgeschichte*, Berlin: Lit-Verlag 2011, S.24. Gleichwohl ist die Distanz Schumpeters zum Marxismus nicht zu vernachlässigen, den er in seiner Breitenwirksamkeit eher unter die Kategorie der Weltanschauungs- oder sogar Heilslehren fallen lässt: “Man beachte, mit welcher vollendeter Kunst es hier gelang, jene außerrationalen Sehnsüchte, die die Religion auf ihrem Rückzug wie herrenlose Hunde zurückgelassen hatte, mit den rationalistischen und materialistischen Strömungen der Zeit zu verknüpfen, die im Augenblick unausweichlich waren und doch keinen Glauben duldeten, der nicht einen wissenschaftlichen oder pseudowissenschaftlichen Anstrich hatte. Einfach das Ziel zu predigen, wäre wirkungslos geblieben; eine Analyse des sozialen Prozesses hätte nur ein paar hundert Spezialisten interessiert. Aber im Kleid des Analytikers zu predigen und mit einem Blick auf die Bedürfnisse des Herzens zu analysieren, dies schuf eine leidenschaftliche Anhängerschaft und gab dem Marxisten jenes große Geschenk, das in der Überzeugung steht, daß das, was man ist und wofür man einsteht, niemals unterliegen, sondern am Ende siegreich sein wird.” Joseph A. Schumpeter, *Kapitalismus, Sozialismus und Demokratie*, Bern: Francke-Verlag 1950, S. 27. Zitiert nach: Stephan Balling, *Sozialphilosophie und Geldpolitik*, Stuttgart: Lucius & Lucius 2013, S. 81.

²⁹⁰ Von Gustav Schmoller ist dagegen das nicht belegte Zitat überliefert: “Wer auf dem Boden der Erfahrung steht, der traut deduktiven Schlüssen nie ohne weiteres.“

Vokabular eine Größe der psychologischen Umwelt des Wirtschaftssystems) bildet im besonderen Fall Schumpeters dasjenige Phänomen, ohne dessen Berücksichtigung dem ökonomischen Gesamtansatz ein zu großes Maß an Erklärungskraft abginge, als dass sein Status als begrifflich *extern* eine hinreichende Begründung für die Ausschließung aus der theoretischen Betrachtung wäre. Dies würde Schumpeter wohl auch kritisch am systemtheoretischen Zugang zum Problem der Ökonomie anmerken, der deren selektive Kommunikation in Preisen *beim Wort* nimmt und aus ihr sein Begriffsarsenal schöpft, ohne sich um das psychosoziale *Dahinter* zu kümmern.

Zur Einordnung der Schumpeterschen Theorie und ihres für die Ökonomik untypischen, leicht exaltierten Stils ist es unter Umständen aufschlussreich, den Widerwillen gegen ein die Verkümmern des theoretischen Geistes unter arbeitsteiligen Verhältnissen als befördernd empfundenen intellektuelles Klima, wie er sich bei Schumpeters zeigt, mit Rücksicht auf denjenigen verbreiteten intellektuellen Gestus seiner Zeit zu interpretieren, der rückblickend unter dem etwas vagen Begriff der *konservativen Revolution* eine Sammelbezeichnung in der (deutschen) Ideengeschichte fand.²⁹¹

Der intellektuelle Habitus dieser Strömung ist unter anderem von Vorbehalten gegenüber der desinteressierten, analytischen Abstraktion des wissenschaftlichen Selbstverständnisses gekennzeichnet, dessen Ideal der objektiven Exaktheit als Zergliederung und Teilhaftigkeit und als das Auflösen einer ursprünglichen Einheit von Praxis und Theorie, von konkreter Existenz und abstrakter Begriffsbildung aufgefasst und negativ konnotiert wird. Das dem analytischen Weltbezug entgegen gestellte gelingende Ideal eines die Welt praktisch erfassenden Geistes erhält demgegenüber Eigenschaften des Momenthaften und des Ganzheitlich-Konkreten; kurz: des Genialischen. Es entsteht ein tendenziell wissenschaftsskeptisches bis wissenschaftsfeindliches Klima in der Bildungsschicht. Das Konzept des wissenschaftlichen ‚Forschungsbetriebs‘ als eines durch allgemeine Methodik bürokratisierten Erkenntnisstrebens, das sich in keine unmittelbare Verbindung zu ästhetischen oder existentiell-praktischen Zwecken mehr zu setzen in der Lage ist, gilt in diesem Klima als Dekandenz- und Degenerationsfigur, für die nicht zuletzt die Zwänge einer ökonomisierten arbeitsteiligen Gesellschaft als ursächlich ausgemacht werden.

²⁹¹ Es handelt sich wiederum um einen Begriff, der mehr Homogenität suggeriert, als dem Phänomen wohl tatsächlich zuerkannt werden kann. Vor allem die völkische Dimension, die oftmals als gemeinsames Kennzeichen angeführt wird, lässt sich für die nuancierteren Vertreter dieser ex post zu einer geistesgeschichtlichen Strömung zusammengefassten Gruppe, wie zum Beispiel Ernst Jünger, Friedrich Nietzsche, Martin Heidegger oder Stefan George, nicht oder nur sehr begrenzt ausmachen. Siehe hierzu: Stefan Breuer, *Anatomie der konservativen Revolution*, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1995. Für den Fall Martin Heideggers kommt Pierre Bourdieu zu einer etwas anderen Einschätzung. Siehe: Pierre Bourdieu, *Die politische Ontologie Martin Heideggers*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2005.

Gemein ist den Theoretikern, Künstlern und Literaten dieser geistesgeschichtlichen Strömung ein ausgesprochener Aristokratismus in Erkenntnisdingen. Der Erkenntnisakt kreist im so entstehenden Diskurs zuweilen um eine besonders geartete Gestalt des Forschergeistes, der das Phänomen in einem kurzen Moment in Gänze erfasst und eher spürt, als dass er dieses für dritte entzifferbar macht oder erschöpfend und objektiv ausbuchstabiert. Erkenntnis ist dabei mindestens ebenso sehr ein aktiver wie er ein rezeptiver Akt. Ein entsprechender Geniekult ist die wissenssoziologische Entsprechung dieser Auffassung und ein besonders befähigtes Individuum das Maß aller Dinge. Als generisches Beispiel kann hier ein Zitat Nietzsches gelten:

*“Denn ich halte es mit tiefen Problemen wie mit einem kalten Bade – schnell hinein, schnell hinaus... bleibt wirklich eine Sache dadurch allein schon schon unverstanden und unerkannt, daß sie nur im Flug berührt, angeblickt, angeblitzt wird? Muß man erst auf ihr festsitzen?”*²⁹²

Auf verschiedene Weise wird die wissenschaftliche Objektivität dagegen als Sphäre des Flachen, des kleinsten gemeinsamen Nenners in der Kommunikation durchschnittlicher Intellekte interpretiert. Dazu gehört auch eine bis Platon zurückreichende Kritik der Lichtmetaphorik der Aufklärung als Bildersprache eines auf die breite Masse zielenden Verständnisses von Evidenz, dem das Wesentliche – das Tiefe – mit einer gewissen Notwendigkeit verborgen bleiben muss.²⁹³ Die Intensität eines vermeintlich tieferen Denkens verschließt sich so auch dem Darstellungsmedium der theoretischen Abhandlung und dem demokratischen Diskurs.

Auch den Denker gibt es um die Wende zum 20. Jahrhundert also – wie den Staatsmann oder den Ökonomen – in prononcierter Art und Weise als Tatmenschen im Gegensatz zum bloß rezeptiven Geiste des modernen, formlos-akkumulativ gebildeten Philisters. Schumpeters Diskurs trägt recht eindeutig die Kennzeichen dieses Denkstils, zu dessen philosophischer Diktion auch eine Vorliebe für das Aphoristische und Poetische als einem *dichten* Sprechen

²⁹² Friedrich Nietzsche, *Die fröhliche Wissenschaft*, Aph. 381, in: Ders., KSA 3.

²⁹³ Vgl.: Walter Patt, *Formen des Anti-Platonismus bei Kant Nietzsche und Heidegger*, Frankfurt: Klostermann 1997. Die ursprüngliche idealistische Abstraktion von einer Fassung des *Realen*, wie sie Nietzsche vorschwebt, steht bei dessen Kritik an Plato am Anfang des Platonischen Idealismus und seiner Wirkmächtigkeit für die antike, christliche und insgesamt europäische Metaphysik: „...so gewiss es auch zugestanden werden muss, dass der schlimmste, langwierigste und gefährlichste aller Irrthümer bisher ein Dogmatiker-Irrthum gewesen ist, nämlich Platos Erfindung vom reinen Geiste und vom Guten an sich.“ Friedrich Nietzsche, *Jenseits von Gut und Böse*, in: Ders., KSA, Bd. 5, S. 12.

gehört, dessen Sinn durch die extensive Auswalgung seines sachlichen Gehalts nicht expliziert wird, sondern verloren geht. Unvollständigkeit ist nicht – wie in den Naturwissenschaften – eine vorläufige Defizienz der Theorie, sondern die angemessene Form eines zeitlich und perspektivisch situierten Denkakts. Schumpeter formuliert anlässlich seiner Abschlussrede in Bonn 1932:

„Ich wünsche nie Abschließendes zu sagen. Wenn ich eine Funktion habe, dann die, Türen nicht zu- sondern aufzumachen, und niemals habe ich das Bestreben gehabt, so etwas zustande zu bringen wie eine Schumpeterschule. Es gibt sie nicht und es soll sie nicht geben, sondern ich will nur, wie es mir die Stunde zuführt, Anregungen geben, gute, wenn es geht, und schlechte, wenn es nicht anders geht.“²⁹⁴

Ein Bekenntnis zur Vorläufigkeit der eigenen wissenschaftlichen Erkenntnis ist natürlich auch Teil des wissenschaftlichen Selbstverständnisses im Sinne eines kritischen Rationalismus, welcher der Versuchung widersteht, seine eigene Lehre ideologisch durch Absolutheits-Postulate gegen Kritik zu immunisieren. Es ist aber die Frage, ob es sich bei der obigen Formulierung Schumpeters um die vornehme Zurückhaltung des Forschers, der als Arbeiter im Weinberg der Wissenschaft geduldig der Falsifikation seiner vorläufig gewonnenen Überzeugungen harrt, handelt oder um den Ausdruck eines Verständnisses von Wissenschaft, das angesichts eines radikalen Entwicklungsgedankens keine endgültige ‚Feststellung‘ der Wirklichkeit in analytischen Begriffen mehr anstrebt. Das Ideal der objektiven Feststellung gilt einem radikalen und vor allem anti-metaphysischen Vitalismus als Arretierung des Nicht-Arretierbaren; als eine theoretische Haltung also, die in den Wissenschaften vom Menschen, dem ‚nicht festgestellten Tier‘,²⁹⁵ so fehl am Platze ist, wie sonst nirgendwo. Noch einmal lässt sich Nietzsche hier mit einem ähnlichen Zitat anführen. In *Ecce Homo* schreibt dieser:

Ich will keine ‚Gläubigen‘, ich denke, ich bin zu boshaft dazu, um an mich selbst zu glauben, ich rede niemals zu Massen... Ich habe eine erschreckliche Angst davor, daß man mich eines Tags heilig spricht (...) Ich will kein Heiliger sein, lieber noch ein Hanswurst.“²⁹⁶

Obgleich Schumpeters expliziter Bezug auf Nietzsche in der *Geschichte der ökonomischen*

²⁹⁴ Joseph A. Schumpeter, *Bonner Abschiedsrede 1932*, zitiert nach: Eberhard Seifert, Einleitung zu: Joseph A. Schumpeter, *Kapitalismus, Sozialismus und Demokratie*, Tübingen: UTB 2005, S. 13.

²⁹⁵ Friedrich Nietzsche, *Jenseits von Gut und Böse*. In: Ders.: KSA, Bd. 5, S. 81.

²⁹⁶ Friedrich Nietzsche, *Ecce Homo – Warum ich ein Schicksal bin*, in: KSA 6, S. 365.

Analyse eher ein Problematisieren von dessen Einfluss auf einen ‚anti-intellektuellen‘ und ‚anti-liberalen‘ politischen Zeitgeist im Deutschland der Zwischenkriegszeit darstellt,²⁹⁷ sind die Verwandtschaften im Gestus und nicht zuletzt – anhand der Ähnlichkeit der obigen Zitate zu bemessen – im Selbstverständnis als Theoretiker auffällig.²⁹⁸

Im Hinblick auf die soziale Welt findet sich schließlich auch in der Luhmannschen Systemtheorie das Merkmal einer nicht abschließbaren Prozesshaftigkeit jedes Gegenstandes wissenschaftlicher Kommunikation sowie dieser Kommunikation selbst:

„Man kann nicht abschließen, man kann nur anschließen.“²⁹⁹

Auch hier ist entscheidend, dass nicht das methodische Ideal der Vorläufigkeit der These mit Blick auf deren künftige Verfestigung zu einer dann zeitinvarianten Gesetzmäßigkeit gilt, sondern der Grundsatz, dass einem konsequent als historisch gedachten Sachverhalt gegenüber das Ideal eines ein für allemal feststellbaren Begriffsrasters grundsätzlich unangemessen ist.

Ob sich der radikale Entwicklungsgedanke, den Nietzsche in die okzidentale Philosophie einführt, nur dem Gestus oder auch der Sache nach für das Denken Schumpeters behaupten lässt, ist nicht endgültig zu klären. Dass Schumpeter Nietzsche ausführlich rezipiert hat, ist bekannt. Aufschlussreich ist auch, dass Gottfried von Haberler, der 1950 die Trauerrede auf Schumpeter hielt, dessen radikale intellektuelle Unabhängigkeit mit einem Nietzsche-Zitat zum Ausdruck bringt, welches Nietzsche selbst seinerzeit auf Schopenhauer bezogen hatte, um dessen ausgesprochene Freigeistigkeit hervorzuheben:

„Seht ihn nur an – Niemandem war er Untertan.“³⁰⁰

Schumpeter teilt diese Eigenschaft zweifellos mit der von ihm selbst modellierten theoretischen Kunstfigur des Unternehmers. Die Ähnlichkeit der Formeln, denen für die

²⁹⁷ Joseph Schumpeter, *Geschichte der ökonomischen Analyse*, S. 946f.

²⁹⁸ Richard Swedberg kommt zu dem Schluss, dass Schumpeters Selbstverständnis stark von dem Nietzscheanischen Entwurf eines auf umfassende Weise Neues schaffenden Denker-Künstlers geprägt war. Und er konstatiert: “To some extent one can say that Schumpeter lived in a similar universe to that of the German philosopher (...) Nietzsche.” Richard Swedberg, *Joseph A. Schumpeter – his Life and Work*, Cambridge (UK): Polity Press 1991, S. 192. Zitiert nach: Yuichi Shionoya; Mark Perlman, *Schumpeter in the History of Ideas*, Ann Arbor: The University of Michigan Press 1994, S. 13.

²⁹⁹ Niklas Luhmann, *Das Recht der Gesellschaft*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1993, S. 93.

³⁰⁰ Gottfried von Haberler, *Joseph A. Schumpeter 1883-1950*, in: *Quarterly Journal of Economics*, LXIV 1950, S. 333ff, hier 344. Zitiert nach Yuichi Shionoya, Mark Perlman, *Schumpeter in the History of Ideas*.

Publikumswirksamkeit des jeweiligen Gesamtwerks nach wie vor eine große Bedeutung zukommt, der *Umwertung aller Werte* bei Nietzsche und der *kreativen Zerstörung* bei Schumpeter, ist eine weitere Auffälligkeit.³⁰¹ Gerade für eine vom Korsett des objektiven Wertbegriffs befreite und sich in Richtung einer Dynamisierung bewegende Ökonomik wird das Diktum Nietzsches eine gewisse Inspirationswirkung gehabt haben. Dass Schumpeter die Formel in gewisser Weise sehr wörtlich auf die ökonomischen Werte bezogen auslegt, stellt vielleicht eine kleine Verkürzung aber sicherlich keine grobe Fehlinterpretation dar.

Im feierlichen Heraufbeschwören des Niedergangs zentraler bis paradigmatischer Analysekatoren der Forschungspraxis drückt sich wiederum Schumpeters leicht anti-wissenschaftliche Haltung aus. Ein radikal transformatorisches Denken lässt auch keine zeitlos gültigen Kategorien der Erkenntnis bestehen. Mindestens besteht bei ihm so eine Tendenz, den theoretischen Diskurs in Richtung auf das theoretisch Nicht-Fassbare auszuweiten. Dass er mit einem in Teilen durchaus theoriefeindlichen Stil dennoch ohne wesentliche Einschränkungen damals wie heute zu den bedeutenderen Ökonomen seiner Zeit zählt, lässt wiederum Schlüsse auf die Freiheitsgrade zu, die seinerzeit in der ökonomischen Theoriebildung bestanden – oder vielleicht sogar grundsätzlich zu reklamieren sind.

Joseph Schumpeter ist also, was sein methodisches Verständnis angeht, der Extremfall einer in der Ökonomik durchaus sehr allgemeinen Problematik. In seinem Spätwerk rückt er weit von der Diagnose ab, die Disziplin der Ökonomik sei eine rein mathematische, da ihre „Urteile (...) den Charakter von Gleichungen“³⁰² hätten. Es lässt sich an dieser methodischen Spannweite Relevantes für die allgemeinere Frage ablesen, wie sich die Errichtung eines einheitlichen Theoriegebäudes auf dem Mischboden eines teils idiographisch-geisteswissenschaftlich, teils nomothetisch-naturwissenschaftlich auffassbaren Sachverhaltes vollzieht.³⁰³ Dass es keine Schumpeter-Schule in der Ökonomik gibt, hängt wohl auch wesentlich mit der Kehre im Schumpeterschen Denken in Richtung schwer methodisierbarer

³⁰¹ Der Topos der kreativen Zerstörung, der Zerstörung des Alten im Dienste des Neuen, kann als eine besonders in der deutschen Philosophie-, Kunst- und Wissenschaftslandschaft ab Anfang des neunzehnten Jahrhunderts zunehmend beliebte Figur aufgefasst werden. Hugo und Erik Reinert beschreiben dessen Wirkungsgeschichte als der deutschsprachigen Literatur entstammend (neben Nietzsche wird Goethe angeführt) und schließlich Eingang in die Sozialwissenschaften findend (Sombart und Schumpeter). Siehe: Hugo Reinert; Erik S. Reinert: *Creative Destruction in Economics: Nietzsche, Sombart, Schumpeter*, in: *The European Heritage in Economics and the Social Sciences*, Bd. 3: *Friedrich Nietzsche (1844-1900) – Economy and Society*, Jürgen Georg Backhaus, Wolfgang Drechsler (Hg.), New York u. a., Springer 2006, S. 55-85.

³⁰² Joseph Schumpeter, *Über die mathematische Methode der theoretischen Ökonomie*, in: *Zeitschrift für Volkswirtschaft, Sozialpolitik und Verwaltung*, 15, 1906, S. 30-49, Wiederabdruck in: Joseph A Schumpeter, *Aufsätze zur ökonomischen Theorie*, Tübingen: J.C.B. Mohr 1952, zitiert nach: Heinz D. Kurz, *Joseph Schumpeter. Ein Ökonom zwischen Marx und Walras*, Marburg: Metropolis 2005, S. 33.

³⁰³ Zu der von Wilhelm Windelband eingeführten Unterscheidung von *ideographischer* und *nomothetischer* Wissenschaft siehe: Wilhelm Windelband, *Geschichte und Naturwissenschaft*, Straßburg: Heitz 1904.

Inhalte zusammen; während die Konjunkturforschung, in der sich gewissermaßen das diskontinuierliche Moment selbstbeschleunigender, prozyklischer Entwicklungen sowie plötzlicher Umschläge mit dem kontinuierlichen Moment einer regelmäßigen Wiederkehr dieser Figur im Ganzen verbindet, wesentliche Anregungen von Schumpeter erhalten hat.

Im Forschungsprogramm einer auf objektive Gesetzmäßigkeiten abzielenden Konjunkturtheorie ist das Agens des disruptiven Individuums in allgemeineren Figuren wieder eingefangen. Kontinuität und Diskontinuität werden zur Synthese gebracht. Den Ausnahmefälle als Ausnahme von der – ökonomischen – Regel zum Zentrum einer Theorie zu machen heißt dagegen, die Ausformung einer *normalen* Theoriebildung in gewisser Weise von vornherein nicht zu beabsichtigen.

Systemtheoretisch gesprochen ist diese Erklärungsgröße des genialen Ausnahmefalles als Momentum der wirtschaftlichen Entwicklung *nicht anschlussfähig*. Sie erzeugt keine neuen Desiderate der Forschung, die sich konkretisierend auf die ausgängliche Begriffsbildung beziehen könnten. In der Wirtschaftspsychologie und der Verhaltensökonomik gibt es seit einiger Zeit Bestrebungen, bestimmte psychologische Profile bestimmten Typen innerhalb der ökonomischen Struktur einer Gesellschaft zuzuordnen. In der Regel befindet sich eine solche Herangehensweise aber unmittelbar auf dem Gebiet einer allgemeineren als der ökonomischen Problematik. Nicht selten treten so auch eher die Gemeinsamkeiten zwischen verschiedenen gesellschaftlichen Sphären unter einem einenden psychosozialen Aspekt hervor. Anders formuliert: Vor den psychosozialen Gemeinsamkeiten des ‚Entscheidungers‘ in Politik oder Wirtschaft verschwinden die Eigenheiten der jeweiligen gesellschaftlichen Subsysteme. Eine starke Psychologisierung des ökonomischen Sachverhalts ist dem Selbstverständnis von dessen Reflexionstheorie als methodologisch autonom so eher abträglich.

I. 3. 2. John Maynard Keynes

Die Problematik einer Revision der den ökonomischen Modellen zunehmend unreflektiert zugrunde gelegten psychologischen und anthropologischen Grundlagen, die zunächst eher eine destruiende als fortbildende Wirkung auf die ökonomische Kanonik ausübt, lässt sich, wenn auch auf äußerlich sehr andere Weise, ähnlich bei John Maynard Keynes ausmachen. Für die in der *Allgemeinen Theorie* dargelegte These einer bis dato übersehenen Ursächlichkeit der aggregierten Nachfrage für das Niveau der Beschäftigung spielt der

Begriff der *Liquiditätspräferenz* eine wesentliche Rolle. Trotz eines im Gegensatz zu sowohl den Österreichern als auch der Neoklassik stark makroökonomisch orientierten Ansatzes entwickelt die Keynesche Argumentation ihre besondere Bedeutung auch durch die Berücksichtigung der Modifikation, die sich in einer Geldwirtschaft im Gegensatz zur reinen Tauschwirtschaft durch den sich auf der Ebene des einzelnen Individuums psychologisch bemerkbar machenden Hang zur Hortung des akkumulierbaren Tauscherts ergibt. Keynes definiert folgendermaßen:

*“Der Begriff Horten kann am besten als eine Annäherung an den Begriff der Liquiditätspräferenz betrachtet werden. In der Tat, wenn wir ‘Horten’ durch ‘Hang zum Horten’ ersetzen würden, käme es im Grunde auf das Gleiche heraus.“*³⁰⁴

Damit ist dem Postulat der *Geldneutralität* als einer grundlegenden Annahme der neoklassischen (nach Keynescher Terminologie: ‚klassischen‘) Ökonomik widersprochen. Die eigene Wirksamkeit des Mediums Geld macht sich als der Unterschied in der psychologischen Neigung geltend, das Halten von Sichteinlagen beziehungsweise Bargeld anderen in Frage kommenden Vermögensgütern gegenüber vorzuziehen. Das aus der Marxistischen Argumentation bekannte Psychogramm des Kapitalisten als Mehrer des Tauscherts um seiner selbst Willen und nicht zum Zwecke des Konsums wird so – noch einmal differenziert – in der Figur des ‚funktionslosen Investors‘ wieder in die Theoriebildung eingeführt.

Einem bekannt gewordenen Keyneschen Diktum zufolge gleicht der für das so entstehende ‚Unterbeschäftigungsgleichgewicht‘ verantwortliche Charakter des Rentiers dem eines Menschen, der nicht seine Katze liebt, sondern stattdessen

*„die Kätzchen seiner Katze; und in Wirklichkeit nicht die Kätzchen, sondern die Kätzchen dieser Kätzchen und so fort bis zum Ende des Katzentums.“*³⁰⁵

Man kann also bei Keynes durchaus von einer Wiederbelebung der Marxistischen These eines

³⁰⁴ John Maynard Keynes, *Allgemeine Theorie*, S. 147. Ein weiterer Aspekt, in dem die Besonderheit der *Medialität* ökonomischer Kommunikation in Geld Eingang in die Keynesche Argumentation findet, ist die These, dass Arbeitnehmer sich Kürzungen der Nominallohne in der Regel durch Streik widersetzen, sinkende Reallöhne bei konstanten Nominallohnen aber tendenziell hinnehmen. Aus der Perspektive der ‘Geldschleier-Theorie’ wäre hier allein eine Orientierung an Reallöhnen zu erwarten.

³⁰⁵ John Maynard Keynes, *Politik und Wirtschaft. Männer und Probleme*, in: Derselbe, *Ausgewählte Abhandlungen*, S. 270f.

„Fetisch-Charakters“ des kulturellen Wertsymbols Geld sprechen, der sich zwischen das natürlich-unmittelbare Verhältnis des Menschen und der von ihm konsumierten Gebrauchswerte schiebt.

Jede Theorie, die dergleichen Unwuchten in der Nutzenallokation systematisch berücksichtigt, muss auf die eine oder andere Weise davon ausgehen, dass das Medium Geld kein bloßes Schmiermittel im Prozess des Gütertauses darstellt, sondern dessen Dynamik etwas hinzufügt. Die Problematik der Beeinträchtigung einer reibungslosen Ökonomie durch Irrationalitäten psychologischen Ursprungs stand seit dem Crash von 1929 im Raum. Ein Angst-induziertes Horten findet sich auch als eine der notwendigen Bedingung des Phänomens der Schulden-Deflation wieder, wie sie von Irving Fisher als Erklärung für die Weltwirtschaftskrise beschrieben wurde.³⁰⁶

Unter Nicht-Geltung der idealen Vermittlungsfunktion des Zinses zwischen dem die Ersparnisse am Konsum anbietenden Kapitalmarkt und der zu entsprechenden Konditionen investierenden und Beschäftigung schaffenden Produktion (also als Abbildung der Grenzleistungsfähigkeit des Kapitals³⁰⁷) in der Keynesianischen Konjunktur-Theorie ist der im obigen Zitat überzeichnete Charaktertypus nicht nur in Bezug auf seine eigene Glücksunfähigkeit ein problematischer, sondern fügt zusätzlich der gesamten Volkswirtschaft Schaden zu.

Keynes hierarchisiert in seiner Erklärung eines der Vollbeschäftigung im Wege stehenden dauerhaft zu hohen Zinses verschiedene Märkte nach ihren Anpassungsgeschwindigkeiten auf mittelfristiger, langfristiger oder Tages-Basis,³⁰⁸ von denen der allgemeine Zinssatz mit der langsamsten Geschwindigkeit reagiert:

*„Es wäre vielleicht genauer zu sagen, daß der Zinssatz eher eine höchst konventionelle als eine höchst psychologische Erscheinung ist; denn sein tatsächlicher Wert wird zum großen Teil durch die bestehende Anschauung über seinen erwarteten zukünftigen Wert beherrscht (...) Aber er kann für Jahrzehnte um ein Niveau schwanken, das chronisch zu hoch für Vollbeschäftigung ist.“*³⁰⁹

Die Investitionen finden sich in dieser Perspektive schwächer vom Zins bestimmt, als dies in neoklassischer Sicht vorgesehen wäre. Dem Verständnis des Verhältnisses von Produktion,

³⁰⁶ Vgl. Irving Fisher, *The Debt-Deflation Theory of Great Depressions*, in: *Econometrica*, Bd. 1, Nr 4, 1933, S. 337-357, hier S.342.

³⁰⁷ John Maynard Keynes, *Allgemeine Theorie*, S. 115.

³⁰⁸ Darin folgt Keynes seinem Lehrer Alfred Marshall.

³⁰⁹ John Maynard Keynes, *Allgemeine Theorie*, S. 172.

Konsum und Investition gemäß den Annahmen des Sayschen Gesetzes, das einen automatischen Ausgleich von Produktion und Konsumtion (Angebot und Nachfrage) postuliert, indem ein Nicht-Konsumieren des Erwirtschafteten den Zins auf dem Kapitalmarkt senkt und so die Investitionen befeuert, wird in Gestalt der *Liquiditätspräferenz* ein Faktor zwischengeschaltet, der Reibungsverluste im Ausgleichsprozess von Sparen und Investition über das Scharnier des Zinssatzes bewirkt und die Idealität der Mechanik trübt.

An Stelle der sich wechselseitig ausgleichenden Kräfte von Angebot und Nachfrage auf dem Kapitalmarkt wird ein sich selbst beschleunigender Prozess negativer Erwartungen (genauer: negativer Absatzerwartungen) wirksam. Der Terminus ‚Erwartung‘ wird dabei in bewusster Abgrenzung zum Postulat der vollständigen Information verwendet.³¹⁰ Eine die Ausgleichsmechanik überlagernde Tendenz zum allgemeinen Schrumpfen oder Wachsen der ökonomischen ‚Geschäftigkeit‘ (*business*) im Ganzen ist die Folge.³¹¹

Die Boom-and-Bust-Bewegung basiert definitiv auf den Wirkungskräften der Prozyklität und einer Art kritischen Masse des nicht Eintreffens von Erwartungen an den Scheitelpunkten der konjunkturellen Wellenbewegung, deren Erreichen die Vorzeichen des Aufschaukelungskreises umkehrt. In der Konsequenz muss die nicht mehr innerökonomisch geleistete Mäßigungsfunktion zu einem gewissen Grade an die Sphäre der Politik zurück delegiert werden. Keynes, von Hause aus zunächst Gleichgewichtstheoretiker und aus der Cambridger Schule Alfred Marshalls hervorgegangen, ergänzt zur Erklärung der in der Wirtschaftskrise der 1930er Jahre plötzlich scheinbar evident werdenden Nichtidealität des Marktgeschehens sein gewohntes Theoriegebäude also um einen Baustein psychologischer Irrationalität.

³¹⁰ Eine begriffliche Grundsatzentscheidung, die später zum Beispiel von G. L. S. Shackle zum theoretischen Ausgangspunkt seiner Theorie gemacht wird: “Investment is an irrational activity, or a non-rational one. Surmise and Assumption about what is happening or about to happen are themselves the sources of these happenings.” George Lennox Sharman Shackle, *The Years of High Theory: Invention and Tradition in Economic Thought 1926-1939*, Cambridge (UK): Cambridge University Press 1967, S. 130.

³¹¹ Im alten Testament findet sich der in Dingen von Konsum und Konsumaufschub eigentlich kontraintuitive Mechanismus einer negativ selbstbeschleunigenden Wirkung des Sparens, der in der Konjunkturtheorie als ‘Sparparadoxon’ bekannt ist, bereits auf rudimentäre Weise: “Einer teilt aus und hat immer mehr; ein anderer kargt, da er nicht soll, und wird doch ärmer.“ (Sprüche 11:24). Dass in Bezug auf das Gleichgewichtsphänomen in der Ökonomik häufig intuitiv von einer *Mechanik* gesprochen wird, während für die konjunkturellen Phänomene der kollektiven Euphorie beziehungsweise des kollektiven Pessimismus oftmals der Begriff der (zuweilen schwer beherrschbaren) *Dynamik* bemüht wird, geschieht mit einer gewissen Folgerichtigkeit. Während die Mechanik ihrem etymologischen Ursprung nach dem Werkzeug (*mechané*), also der kultürliehen Naturbeherrschung, nahesteht, trägt der Terminus ‚Dynamik‘ in der Aristotelischen Opposition von *energeia* und *dynamis* (Akt und Potenz) die Eigenschaft des Wirksamwerdens aus sich heraus; sprich: der Spontaneität. Damit ist sie in gewisser Weise souverän in ihrem Walten und unter Steuerungs- und Ordnungsaspekten ein problematisches Phänomen. Unter dieser Perspektive besteht in der Nicht-Einhegbarkeit der *Eigendynamik der Märkte* eine Parallele zum im ersten Abschnitt betrachteten Physis-Begriff bei Aristoteles als einer anderen Art, die Natur als ‚subjekthaft‘ aufzufassen. Der gemeinsame Nenner besteht hier in der Nicht-Beherrschbarkeit durch Steuerungsmechanismen.

Dazu bemüht er – ähnlich wie Schumpeter – die bis dato in der Wirtschaftswissenschaft vernachlässigte Dimension der *Zeitlichkeit* ökonomischer Vorgänge als Faktor, dem analytisch Rechnung getragen werden muss. Die im Verhältnis zu ihren wirtschaftswissenschaftlichen Zeitgenossen durchaus als Theoretiker der *Instabilität* zu bezeichnenden Schumpeter und Keynes zeichnen sich also unter anderem dadurch aus, dass sie die Zukunfts-, wie die psychologische Dimension systematisch in ihr Denken einbeziehen. So notiert Keynes in der *Allgemeinen Theorie*:

„Denn die Bedeutung des Geldes rührt im Wesentlichen daher, dass es ein Verbindungsglied zwischen Gegenwart und Zukunft ist.“³¹²

Vor dem Hintergrund der gängigen volkswirtschaftlicher Schulbuchliteratur wird auffallen, dass von den drei gemeinhin unterschiedenen Funktionen des Geldes – Wertmaßstab, Tauschmedium und Wertaufbewahrungsmittel zu sein – letztere bei Keynes in ihrer Bedeutung hervorgehoben wird. Und es ist auch das Medium des Geldes, in dem potentielle psychologische *biases* zur Abweichung vom Fließgleichgewicht des ökonomischen Wertes im Gang durch seine verschiedenen Manifestationen als Lohn, Konsumgut, Kapitalgut, Produktionsgut, etc. führen können. Keynes widmet sich also, wie Luhmann sagen würde, dem Medium des ökonomischen Prozesses als dem Junktim, das den Strukturen der Wirtschaftsordnung Geltung über die Zeit verleiht und durch das erst eine relative zeitliche Robustheit des Sachverhalts Ökonomie gewährleistet ist; sprich: das die Einheit des Systems sichtbar macht. Erinnerung sei in diesem Zusammenhang an das antike Ökonomieverständnis, das zwar ein immer mit Zeithorizonten beschäftigtes Sorge-Tragen für die Zukunft darstellt, dem aber durch eine weitgehende Nichtberücksichtigung des Tausches am Markt und einer darauf ausgerichteten Produktion, eine *mediale Codierung* für diese kollektive Zukunftsvorsorge fehlt.

Für die beiden Konjunkturtheoretiker Keynes und Schumpeter gilt also gleichermaßen, dass erstmalig Zukunftserwartungen als kausale Faktoren für die Entwicklung des wirtschaftlichen Prozesses eine systematische Berücksichtigung erfahren. Schumpeter stellt stärker auf das unternehmerische Streben ab, Keynes auf den im Medium Geld sich niederschlagenden Umgang mit einer ungewissen Zukunft. Bei Schumpeter steht die eine gestaltungsoffene Zukunft autonom prägende *Tat* im Vordergrund, bei Keynes das sich ebenfalls einer

³¹² John Maynard Keynes, *Allgemeine Theorie der Beschäftigung, des Zinses und des Geldes*, Berlin: Duncker & Humblot 2009, S. 248.

grundsätzlichen Ungewissheit der Zukunft verdankende Gefühl *Angst*. Wenn weiter oben von Schumpeter als einem ‚existentialistischen‘ Ökonomen die Rede war, so ist es auch bei Keynes auffällig, dass er seine Theorie stark von der Unsicherheit der Zukunft und den sich so ergebenden handlungstheoretischen Konsequenzen denkt.

Um noch einmal den Bogen zum theoretischen Leitfaden zu bemühen; eine Theorie, welche die Ökonomie wesentlich von der Erfahrung einer Art Dasein-in-der-Zeit denkt und so die Zukunft als kausalen Faktor ins ökonomische Kalkül zieht, ist nicht mit einem essentialistisch-substantialistisch gedachten Wertbegriff zu vereinen. Man könnte hier das popularisierte Credo des Existentialismus bemühen:

„Die Existenz geht der Essenz voraus.“³¹³

In Ansätzen findet sich auch die Dynamik, die systemtheoretisch als Erwartungserwartung unter Bedingungen *doppelter Kontingenz* ausgedrückt wird, schon in der Keyneschen Konzeption:

„Wir haben den dritten Grad erreicht, wo wir unsere Intelligenz der Vorwegnahme dessen widmen, was die durchschnittliche Meinung als das Ergebnis der durchschnittlichen Meinung erwartet. Und ich glaube, dass es sogar einige gibt, welche den vierten, fünften und noch höhere Grade ausüben.“³¹⁴

Schumpeter berücksichtigt diese Figur, die sich sozusagen als Abhängigkeit des Wirtschaftssystems von sich selbst in einem vermeintlichen zukünftigen Zustand ergibt, die also letztlich das ermöglicht, was man gemeinhin als *self-fulfilling prophecy* bezeichnet, ebenfalls. Er gibt aber gegenüber dem hochvolatilen Spiel der Meinungen und Erwartungen einer Fundamentalanalyse der wirtschaftlichen Sachverhalte als robustere Determinante der wirtschaftlichen Entwicklung den Vorzug:

„Eine Erwartung, die nicht durch die objektiven Tatsachen bedingt ist, hat nie mehr als kurzlebige Auftriebe und Rückschläge hervorgebracht.“³¹⁵

³¹³ Vgl. Jean-Paul Sartre, *Ist der Existentialismus ein Humanismus? Drei Essays*, Frankfurt a. M.: Ullstein 1989, S. 11ff.

³¹⁴ John Maynard Keynes, *Allgemeine Theorie*, S. 133.

³¹⁵ Joseph Schumpeter, *Konjunkturzyklen*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2008, S. 158.

Es ist also nicht leicht, zu einem endgültigen Urteil darüber zu gelangen, ob für Schumpeter das Wirtschaftsgeschehen vor allem durch die Vorstellungen und Erwartungen zukunftsbewusster Akteure determiniert ist, oder ob diesen ein eindeutiges, in Fundamentaldaten ausdrückbares Korrektiv entgegengestellt werden kann.

II. Ökonomie und Ökonomik aus kommunikationstheoretischer Perspektive

II. 1. Selbstreferentialität als Problem einer Paradigmatisierung der Ökonomik

Das Problem einer Selbstbeobachtung des Wirtschaftssystems, dessen Einheit auf unmittelbar operativer Ebene durch das Medium Geld reflexionslos hergestellt wird, findet sich in der Systemtheorie als das allgemeinere Problem der Reflexion autopoietischer Systeme behandelt. Die Schwierigkeit, dass eine Selbstbeobachtung des Wirtschaftssystem ein logisch zirkuläres Abhängigkeitsverhältnis konstituieren kann, in dem die Entwicklung der Wirtschaft kausal zu einem gewissen Grad von einer generell geteilten Meinung über diese abhängen würde, wird ab dem zwanzigsten Jahrhundert gelegentlich in der ökonomischen Forschung gestreift aber kaum systematisch ausgeführt.

Das Wiedererscheinen (der ‚*re-entry*‘) des Systems im System als seine Selbstbeobachtung findet sich vor allem mit der Schwierigkeit konfrontiert, dass eine eins zu eins Abbildung keinen informationellen Mehrwert erzeugen würde. Es muss selegiert werden. Indem das System sich selbst in den Blick nimmt, muss es sozusagen eine kürzere Fassung seiner eigenen Identität finden als eine Abbildung in allen Einzelteilen. Der Begriff der Reflexion als in der Erkenntnistheorie an die Vorstellung der *adaequatio intellectus ad rem* gebunden ist also ein wenig irreführend. Mindestens so wichtig wie die Reflexion ist die Selektion. Die Selbstbeobachtung eines Systems ist also eine selezierende Reflexion, bei der – und darin liegt die Verfänglichkeit – wie bei jeder Selektion gewisse Freiheitsgrade bestehen.

Die Notwendigkeit zur selektiven Verknappung ist in besonderem Maße geboten, wenn Wirtschaft definitiv auf ein quintessentielles Phänomen (oder einige wenige) zurückgeführt werden soll. In der Vielzahl der Antworten, die zu verschiedenen Zeiten auf die Frage gegeben wurden, was die Ökonomie *wesentlich* ausmacht, ergibt sich eine Ahnung für die relativen Freiheitsgrade, die in dieser selektivsten aller Selbstvergegenwärtigungen bestehen. Kandidaten waren zu verschiedenen Zeiten: Haushaltsführung, Daseinsvorsorge, Tausch, Produktion, Arbeitsteilung, Allokation, Knappheit, der Widerspruch von Arbeit und Kapital, mediale Codierung von Kommunikation durch Geld oder ein rationalistisch übertünchtes Machtgefälle zwischen tiefer liegenden symbolischen Hierarchiegefällen. Für das System der Wissenschaft, innerhalb dessen die Frage nach der Reflexion seiner selbst

besonders nah an der Paradoxie angesiedelt ist (Wie kann man wissen, ab wann etwas als Wissen qualifiziert werden kann?), schildert Luhmann die Funktionsweise der Reflexionstheorie folgendermaßen:

„So entstehen Reflexionstheorien, Erkenntnistheorien, Wissenschaftstheorien. Sie übernehmen die Aufgabe, die Selbstreferenz des Systems zu entfalten, die Zirkularität zu asymmetrisieren, das im System kursierende Symbol Wahrheit durch einen feststehenden Ausdruck (eben: Wahrheit!) zu bezeichnen und dessen Verwendung zu konditionieren. Die Anschlußfähigkeit im System bringt dann ersatzweise zum Ausdruck, was anders nicht gegeben werden kann: die Einheit des Systems im System. All dies wird durch eine Semantik geleistet, die mit dem Problem zu ringen hat, dass sie ihre Aufgabe ‚alogisch‘ erfüllen muß; daß sie nicht einfach das System im System duplizieren kann, sondern auswählen, verkürzen, simplifizieren muß (...) Jede Reflexionstheorie ist an die Form einer historischen Semantik gebunden.“³¹⁶

Auch bei der Betrachtung der ökonomischen Theoriegeschichte fällt auf, dass den verschiedenen begrifflichen Axiomen der Ökonomik seit der Antike ihre Situiertheit in der jeweiligen konkreten Verfassung der wirtschaftlichen Verhältnisse anzusehen ist. Dies zeigt sich in einem natürlich limitierten Wertbegriff in den proto-ökonomischen Theorien stationärer, agrarischer ökonomischer Verhältnisse, in den auf das faktische Vorhandensein industrialisierter Produktion und zunehmender Arbeitsteilung reagierenden Mehrwerttheorien sowie in einem zunehmend durch den Konsumenten regulierten Begriff des subjektiven Wertes zu Zeiten eines stärker zunehmenden Überflusses an Konsumgütern (in den Teilen der Welt, in denen die Fortentwicklung der ökonomischen Theoriebildung den entsprechenden Verlauf nahm).

Die Einsicht in die Determiniertheit vermeintlich rein theoretischer Erkenntnisse über den Sachverhalt des Ökonomischen durch die jeweils vorherrschenden konkreten ökonomischen Verhältnisse, die zunächst bekanntlich eine These des historischen Materialismus Marxistischer Bauart war, lässt sich auch über dessen Vokabular einer materialistischen Gesellschafts- und Wissenschaftsgeschichte hinaus verlängern. In einem eher grundsätzlichen Widerspruch steht sie dabei aber wohl nach wie zum Projekt einer ‚puren Ökonomik‘,³¹⁷ die

³¹⁶ Niklas Luhmann, *Die Wissenschaft der Gesellschaft*, S. 471.

³¹⁷ Dem naturwissenschaftlichen Objektivitätspostulat der *pure economics* gegenüber zeigt sich zum Beispiel Keynes skeptisch, indem er bemerkt, die Ökonomik sei *“essentially a moral science, not a natural science. That is to say, it employs introspection and judgements of value.”* Brief an Roy Harrod (4.7.1938). In: *The Collected Writings of J. M. Keynes*. Bd. XIV, London: Macmillan 1972, S. 296f.

das Phänomen Ökonomie als zeit- und geschichtsunabhängige Entität zu erschließen sucht und dies über die entsprechende Kontext-invariante Modellbildung anstrebt.

Zu einer Festlegung des ökonomischen Sachverhalts ein für allemal gehört es, dass sich eine entsprechende Reflexionstheorie ausbildet, die einen Begriff von der Selbstidentität ihres Sachverhalts, des Wirtschaftssystems, entwickelt und nicht mehr zur Verhandlung stellt:

„Diese Bezeichnung (Beobachtung, Beschreibung) des Systems durch das System selbst wollen wir Reflexion nennen, und um den Unterschied zu einer bloßen Erzeugung der Einheit (gesehen durch einen externen Beobachter) festzuhalten, sprechen wir im Falle von Reflexion nicht von Einheit, sondern von Identität. Solche Reflexionen sind zunächst keine anspruchsvollen Operationen, sie kommen aus vielerlei Anlässen vor. Die Griechen bezeichnen sich als Griechen, um sich von Barbaren unterscheiden zu können. Oft sind solche Bezeichnungen auch einfach Adressen, ‚Firmen‘, Absenderangaben (...) Auch wenn Reflexion in der einen oder anderen Weise kognitiv stilisiert wird, kann von Selbsterkenntnis im Vollsinn keine Rede sein. Wenn ein System sich überhaupt Reflexion leistet und seine Identität formuliert, ist es schon viel zu komplex, als dass es sich selbst im Wissen über sich selbst duplizieren könnte. Das System bleibt für sich weitestgehend intransparent.“³¹⁸

In puncto Diskrepanz zwischen Eigenkomplexität und Differenzierungsgrad der Selbstrepräsentation nehmen sich soziale und psychische Systeme also nicht viel. Auch das Selbstbild einer Person ist keine Vollständige Repräsentation seiner selbst. Ein Problem entsteht aus diesem Komplexitätsgefälle gemeinhin aber nur, wenn die Repräsentation in allzu krassen Widerspruch zum System gerät.

Aus diesem strukturellen Problem nicht vollends aufhebbarer Intransparenz ergibt sich zum Teil – so die systemtheoretische These – die Funktion der Modellbildung in der Ökonomik. Das System strebt nach einer Fassung seiner selbst als Ganzes. Die Diskrepanz zwischen Systemkomplexität und Komplexität seiner Beschreibung wird anerkannt und als Kautel für die Einschätzung der aus der Modellbildung folgenden Erkenntnisse formuliert. Die dazu üblichen Formulierungen sind bekannt und meist mit dem Hinweis versehen, dass die angebotene Theorie mindestens als die beste einer Reihe von nicht-idealen Möglichkeiten zur Annäherung an den von hoher Komplexität gekennzeichneten Sachverhalt gelten könne. Als Unterlassungsgrund wiegt diese Nicht-Idealität allerdings zu gering im Vergleich zur Notwendigkeit, sich überhaupt ein Bild zu machen.

³¹⁸ Niklas Luhmann, *Die Wissenschaft der Gesellschaft*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1992, S. 482f.

Die Beobachtung der Entwicklung des ökonomischen Elementarvokabulars lässt sich, wie im Vorangegangenen zu belegen versucht wurde, am naheliegendsten anhand der Behandlung des Wertproblems als des über lange Zeit zentralen ökonomischen Forschungsgegenstandes festmachen. Die Abfolge der hinter der Preisbildung vermuteten Größen *Natur*, *Arbeit*, *subjektiver (Grenz-)Nutzen* bringt für jede ihrer Kehren auch gesamtgesellschaftliche Implikationen mit sich. Die Definitorik des wirtschaftlichen Sachverhalts anhand einer bestimmten Größe ist also kein bloß akademisches Problem. So lässt sich die außerökonomische Bedeutung der Arbeitswertlehre der Klassik beispielsweise daran ablesen, wie stark das politische Selbstbewusstsein der Arbeiterbewegung seinerzeit aus der theoretischen Überzeugung gestärkt wurde, alleinige Quelle jeden Mehrwerts zu sein. Die Marxsche These, dass der Moment der *Bewusstwerdung* der Arbeiterklasse als ‚Subjekt‘ des geschichtlichen Entwicklungsgesetzes bereits das eigentlich historische Ereignis darstelle, drückt sich im Slogan aus:

„Mann der Arbeit, aufgewacht! Und erkenne deine Macht! Alle Räder stehen still, wenn dein starker Arm es will.“

Wenn also in der Geschichte der ökonomischen Theoriebildung die Wertdefinitorik in etwa die drei Hauptglieder des ökonomischen Prozesses (wenn man diesen einmal sehr rudimentär auf das Vorhandensein von mindestens Rohstoffen, deren Verarbeitung, Tausch und Konsum beschränkt) durchlaufen hat und dabei eine Art Bewegung von den Füßen (Rohstoffe, Natur) zum Kopf (subjektiver Wertbegriff) durchgemacht hat, ist damit die Wurzel dessen, was volkswirtschaftlich als Wert gilt, ideengeschichtlich vom Beginn der Produktionskette an deren Ende gewandert.

Man ist geneigt, von einer schleichenden Kopernikanischen Wende zu sprechen. Und tatsächlich lässt sich die Entwicklung hin zu einem subjektiven Wertbegriff in der Ökonomik dem Kantschen Unternehmen einer autonomen Fundierung menschlicher Erkenntnis jenseits von theologischen Vorprägungen analogisieren. André Kieserling fasst diese Ähnlichkeit in der Entwicklung verschiedener Reflexionstheorien gesellschaftlicher Subsysteme folgendermaßen zusammen:

„Erst eine wissenssoziologische Auswertung kann auf die Idee kommen, dass die Ablehnung des gerechten Preises in der Theorie der Wirtschaft und die Ablehnung der Semantik von Mimesis in der Theorie der Kunst oder die Ablehnung einer Determination der Urteile über die Gegenstände durch die Dinge an sich in der Theorie der wissenschaftlichen Erkenntnis vergleichbare Sachverhalte,

*nämlich Reflexionskorrelate für die Ausdifferenzierung und innergesellschaftliche Dekonditionierung von Teilsystemen sind.*³¹⁹

Dabei gilt für diesen Vorgang vor dem Hintergrund der systemtheoretischen These einer zunehmenden gesellschaftlichen Ent-Stratifizierung (sprich: zunehmender funktionaler Differenzierung):

*„Die Distanzierung von Religion und Moral ist dabei ein durchgängiger Zug – außer natürlich in der Theologie beziehungsweise in der Ethik als den nunmehr genau darauf sich spezialisierenden Reflexionstheorien.*³²⁰

Diese theoretische Situation, die außerdem eine saubere Trennung von Gegenstand und Begriff, von Untersuchungsgegenstand und Zugriffsvokabular; also von Ökonomie und Ökonomik nicht zu gestatten scheint, ist doppelt unübersichtlich, weil man es in ihr zudem mit Rückkopplungseffekten auch in die andere Richtung zu tun hat. Keynes beschreibt diesen Sachverhalt anlässlich der Publikation seiner *Allgemeinen Theorie* folgendermaßen:

*“Im gegenwärtigen Augenblick erwarten die Menschen mehr als sonst eine grundlegende Diagnose, sind sie ganz besonders bereit, sie aufzunehmen, begierig, sie auszuprobieren, wenn sie nur einigermaßen plausibel sein sollte. Von dieser zeitgenössischen Stimmung abgesehen, sind aber die Gedanken der Ökonomen und Staatsphilosophen, sowohl wenn sie im Recht, als auch wenn sie im Unrecht sind, einflußreicher, als gemeinhin angenommen wird. Die Welt wird in der Tat durch nicht viel anderes regiert. Praktiker, die sich ganz frei von intellektuellen Einflüssen glauben, sind gewöhnlich die Sklaven irgendeines verblichenen Ökonomen.”*³²¹

In einer Formulierung Luhmanns heißt es:

„Die Theorien wirken auf das System, das sie beschreiben, ein. Sie beeinflussen Wirtschaftspolitik, Investitionsverhalten etc. und dies sehr rasch (...) Zu der alten, mindestens seit dem 18. Jahrhundert geläufigen politischen Kritik des Einflusses der Wirtschaftstheorie kommt also ein

³¹⁹ André Kieserling, *Die Soziologie der Selbstbeschreibung. Über die Reflexionstheorien der Funktionssysteme und ihre Rezeption der soziologischen Theorie*, in: Henk De Berg; Johannes Schmidt (Hg.), *Rezeption und Reflexion. Zur Resonanz der Systemtheorie Niklas Luhmanns außerhalb der Soziologie*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2000, S. 48.

³²⁰ Ebenda, S. 48.

³²¹ John Maynard Keynes, *Allgemeine Theorie*, S. 323.

*erkenntnistheoretisches Problem hinzu: Die Wirtschaft selbst ändert sich infolge ihrer Beschreibungen.*³²²

Es wurde bereits das Zitat G.L.S. Shackles erwähnt:

„Investment is an irrational activity, or a non-rational one. Surmise and Assumption about what is happening or about to happen are themselves the sources of these happenings”.³²³

So verhält es sich mit geisteswissenschaftlicher Theoriebildung, also mit Theoriebildung, deren Objekte sich durch ihre Ergebnisse, indem sie diese zur Kenntnis nehmen, verändern – anders als dies zum Beispiel bei chemischen Gasen oder irrationalen Zahlen der Fall ist – im allgemeinen.³²⁴ Der Luhmannsche Ansatz zielt programmatisch auf die Etablierung einer ökonomischen Theoriebildung, die den Aspekt der Selbstbeobachtung systematisch einschließt:

*„Eine solche Theorie ist ein Desiderat, dessen Einlösung jedenfalls nicht auf der Linie liegt, die man mit einer Verbesserung, Verfeinerung, Komplexierung der Gleichgewichtsanalysen erreichen könnte. Man müsste, statt dessen, zu einem Komplexitätsbegriff übergehen, der definiert ist durch eine Mehrheit von Beschreibungen und Ansätzen für Reduktionen eben dieser Komplexität.*³²⁵

Das erkenntnistheoretische Problem der Selbstreferentialität kann in gewisser Weise als grundsätzliche Schwierigkeit für eine endgültige Paradigmatisierung der Geisteswissenschaften gelten. Vor diesem Hintergrund stellt der einigermaßen geradlinige Verlauf der Entwicklung in der Wirtschaftswissenschaft einen Sonderfall dar. Möglicherweise ist die nicht ganz auflösbare Restbindung der Ökonomik an die *natürliche* Welt (grundsätzliche menschliche Subsistenzbedürfnisse, Rohstoffe) ein Grund, weshalb die Wirtschaftswissenschaft nicht unter *allen* Schwierigkeiten der Begriffsbildung leidet, die in der Entwicklungsgeschichte der Geisteswissenschaften gelegentlich zum Eindruck eines modischen Auf und Abs verschiedener neuauftauchender, wiederkehrender und modifizierter

³²² Niklas Luhmann, *Die Wirtschaft der Gesellschaft*, S. 78ff.

³²³ G.L.S. Shackle, *The Years of High Theory: Invention and Tradition in Economic Thought 1926-1939*, S. 130.

³²⁴ Diesem Umstand trägt in der Soziologie neben dem systemtheoretischen Ansatz auch der Begriff der ‚reflexiven Moderne‘ von Anthony Giddens systematisch Rechnung. Vgl. Anthony Giddens, *Konsequenzen der Moderne*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1995.

³²⁵ Niklas Luhmann, *Die Wirtschaft der Gesellschaft*, S. 127.

Strömungen und Schulen führen.

Die Wirtschafts- beziehungsweise Wirtschaftstheorie-Geschichte stellt an den ökonomischen Fakultäten wiederum eine Art programmatisches Korrektiv gegen einen zu ungehemmt optimistischen Gang der ‚normalen‘ Forschung dar. Dazu gehört es, den Fokus gegenüber dem des wirtschaftswissenschaftlichen Mainstreams in Richtung des Problems der Möglichkeit pluraler Vokabulare zur Erfassung des Phänomens Ökonomie zu verschieben, also in gewisser Weise der umgekehrten regulativen Idee als derjenigen, die Schumpeter als ‚Konvergenz der Bemühungen‘³²⁶ für eine sich nicht mehr in Schulen gliedernde (beziehungsweise: sich verlierende) Ökonomik entwirft, zu folgen. Aus dem Anlass eines zirkulären Wirkungsverhältnisses zwischen Ökonomik und Ökonomie grundsätzlich gegen die Möglichkeit des theoretischen Fortschritts in der Ökonomik insgesamt zu argumentieren würde eine Überzeichnung dieses Aspekts darstellen. Mindestens mit Vorsicht zu betrachten ist aber auch die radikale Gegenposition, dass die neuere Ökonomik jedem nurmehr ‚historisch‘ rezipierten Ansatz in jederlei Hinsicht überlegen wäre.

In der Wirtschaftswissenschaft hat sich ab dem Zeitpunkt ihres endgültigen Emanzipationsschrittes um die Wende zum zwanzigsten Jahrhundert eher als in den angrenzenden Sozialwissenschaften immer die starke und nicht ganz unberechtigte Überzeugung gehalten, dass man es bei dem Sachverhalt Wirtschaft mit einem durchaus klar abgrenzbaren und über die Wandlungen geschichtlicher Turbulenzen und der Opazität der Subjekte, die sie formen, konstanten, methodisch formalisierbaren Untersuchungsgegenstand zu tun habe. So schreibt Carl Menger im Vorwort zu seinen *Grundsätzen der Volkswirtschaftslehre*:

*„Verwahren möchten wir uns nur gegen die Meinung Jener, welche die Gesetzmässigkeit der volkswirtschaftlichen Erscheinungen mit dem Hinweise auf die Willensfreiheit des Menschen läugnen, weil hierdurch die Volkswirtschaftslehre als exacte Wissenschaft überhaupt negirt wird.“*³²⁷

Argumentationen, die zur Kritik der wirtschaftswissenschaftlichen Gesetzmäßigkeit auf ‚Willensfreiheit‘ rekurren, sind mittlerweile selten geworden. Die Gefahr eines Rückkopplungsverhältnisses von Gegenstand und der allgemein geteilten Auffassung über denselben wiederum entwickelt nur dann eine reale Wirksamkeit, wenn es einen gewissen

³²⁶ Joseph A. Schumpeter, *Die Erklärung des Konjunkturzyklus*, in: Ders., *Beiträge zur Sozialökonomik*, S. 303. Zitiert nach: Friedrun Quaas; Georg Quaas, *Die Österreichische Schule der Nationalökonomie – Darstellung, Kritiken und Alternativen*, Marburg: Metropolis 2013, S. 15

³²⁷ Carl Menger, *Grundsätze der Volkswirtschaft*, Wien: Wilhelm Braumüller 1871, S. VIII

Spielraum in den möglicherweise zur Anwendung kommenden Begrifflichkeiten gibt. Historisch betrachtet beginnt das Bewusstsein über die Möglichkeit einer Methodenvielfalt oder -Konkurrenz innerhalb der Disziplin in akademischen Kreisen ab Ende des neunzehnten Jahrhunderts zu schwinden. Mit der Grenznutzenschule und ihrer Etablierung als gemeinhin akzeptierter Lehre vermindert sich Stück für Stück die Kommunikation der Wirtschaftswissenschaft mit den angrenzenden Fakultäten. Die theoretische Vorstellung eines Forschungsgegenstandes *pure economics* schafft vermehrt Fakten auf methodologischer Ebene. Jürgen Kaube kommt in seiner Bestandsaufnahme bestehender Kontakte zwischen akademischer Ökonomik und soziologischer Systemtheorie zu folgender Diagnose:

„Die Loslösung der Ökonomik aus der Kameralistik, der allgemeinen Staatswissenschaft, der Moralphilosophie und der Psychologie vollzog sich nicht von selbst und nicht ohne jenen Bezug auf anderes Wissen. Doch gerade im Fall der Wirtschaftswissenschaften beeindruckt die Fähigkeit, diese konstitutive Phase des Fachs, in der Fragen der Grenzbetreuung hochrangig waren, für abgeschlossen zu erklären und sich durch die Kombination eines nicht bestreitbaren Themas (der Wirtschaft) mit einer restriktiven Methode (der axiomatisch-analytischen Modellbildung im Rahmen einer Theorie repräsentativen Handelns) ganz auf das eigene Forschungsprogramm zu konzentrieren. (...) In dem Maße, in dem sich innerhalb der Wirtschaftswissenschaft mehr oder minder ein einziges theoretisches Paradigma herausgebildet hat, das allenfalls Ränder und undefinierte Zonen aufweist, aber keinen elaborierten Gegenentwurf kennt, finden Theoriedebatten nurmehr innerhalb dieses Paradigmas statt.“³²⁸

Ab dem Jahr 1870 erscheinen in kürzester Abfolge – so dass man von ideengeschichtlicher Gleichzeitigkeit sprechen kann – und relativ unabhängig voneinander die drei Hauptwerke Carl Mengers, Leon Walras’ und William Stanley Jevons’, die den Begriff des Grenznutzens

³²⁸ Jürgen Kaube, *Wechselwirkungslosigkeit. Anmerkungen zum Verhältnis von Systemtheorie und Wirtschaftswissenschaft*, in: Henk De Berg; Johannes Schmidt (Hg.), *Rezeption und Reflexion. Zur Resonanz der Systemtheorie Niklas Luhmanns außerhalb der Soziologie*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2000, S. 257f. Der Vollständigkeit halber muss angemerkt werden, dass das Nichtzustandekommen einer Vermittlung des systemtheoretischen mit dem wirtschaftswissenschaftlichen Schulvokabular, laut Kaube, kein einseitiges Verschulden der etablierten Ökonomik darstellt: „Aber Luhmann verzichtet im Großen und Ganzen auch auf die Verarbeitung wirtschaftswissenschaftlicher Überlegungen. Nicht selten wird dieser Verzicht von der Behauptung eingeleitet, zum anstehenden Thema existierten wirtschaftswissenschaftliche Beiträge nicht oder nur in unverständlichem Zustand (...) Doch die Erklärung, nicht fündig geworden zu sein, wird angesichts der Tatsache, dass insbesondere Preistheorie, Markttheorie, Kapitaltheorie und Geldtheorie seit fünfzig Jahren im Zentrum mikro- wie makroökonomischer Diskussionen stehen, zur Frage, wie gesucht wurde.“ Ebd., S. 259. Auch bezüglich der Ideengeschichtlichen Analyse des ökonomischen Theoriegebäudes orientiert sich Luhmann eher am eigenen Vokabular als an den üblichen Marksteinen. Der Name ‚Walras‘ findet sich in einer Fußnote erwähnt, der Begriff ‚Marginalismus‘ fällt gar nicht.

als Fundament der ökonomischen Analyse einführen.³²⁹ Es besteht also Anlass, den Prozess einer *Paradigmatisierung der Ökonomik*, der in einer relativen Einheitlichkeit der anschließend entstehenden volks- wie betriebswirtschaftlichen Schulliteratur mündet, hier anzusetzen.

Paradigmatisierung bedeutet indes nicht Dogmatisierung und also nicht, dass die Wirtschaftswissenschaft die gelegentlichen Unzulänglichkeiten der gängigen den empirischen Bezug regulierenden Modell-Annahmen nicht in den Fokus bekommt – als da wären Informationsasymmetrien, unvollständige Konkurrenz, etc. Vielmehr heißt es, dass auch dergleichen Diagnosen der Nicht-Idealität realer wirtschaftlicher Sachverhalte nur zu Erkenntnissen führen, die auch in ihrem negativen Bezug auf das ihre Fragestellung anleitende Vokabular noch durch dieses definiert bleiben. Das Paradigma macht nicht den Widerspruch unmöglich, sondern bindet ihn sozusagen noch an sich. So dass man zu der Einschätzung gelangen kann:

„Sogar die sogenannte Ungleichgewichtsökonomik (...) wirkt stärker aus ihrer Bezogenheit auf die attackierte etablierte Schwester, denn aus der Originalität der eigenen Gedankenlinien.“³³⁰

Praktisch ausgeschlossen scheint, wenn man dieser Einschätzung folgt, somit nicht die vermehrte Artikulation des Zweifels an der umfassenden Gültigkeit der gängigen Methodik, sondern die Etablierung einer gangbaren Alternative. Dass diese Position den Sachverhalt nicht abschließend klärt, wird im letzten Abschnitt, der die komplexitätstheoretischen Ansätze als eine Variante von ‚Ungleichgewichtsökonomik‘ behandelt, zu zeigen versucht.

Wenn man von der zwar stetigen aber nicht ununterbrochenen Tendenz zur allgemeinen Akzeptanz der in der Grenznutzenschule entwickelten methodischen Grundsätze als Paradigmatisierung der Ökonomik sprechen will, so verläuft diese in jedem Fall ohne eine Theorie von sich selbst als ‚Reflexionstheorie‘, das heißt, ohne das Verhältnis von Theorie und theoretisch beobachtetem Sachverhalt für systematisch berücksichtigenswert zu erachten. Auch darin grenzt sie sich endgültig von den benachbarten eher geisteswissenschaftlichen Strömungen ab, in denen das Miteinbeziehen der Reflexionsebene

³²⁹ Die von Gossen und Cournot vorgebrachten Pionierleistungen in dieselbe Richtung können deshalb für die wirtschaftswissenschaftliche Entwicklung nicht als im gleichen Maße zentral gelten, weil sie keine echte Breitenwirkung in der zeitgenössischen Ökonomik entwickelten. Wobei der Einfluss Cournots, dadurch dass Auguste Walras zu seinen Schülern zählte, immerhin ein vermittelter ist.

³³⁰ Georg Koblitz, Heinz Rieter, *Wirtschaftliches Gleichgewicht. Zum ‘Glanz-Verfall’ der zentralen Konzeption der ökonomischen Theorie*, in: Heinz Rieter, *Ökonomische Theoriegeschichte im zeithistorischen Kontext. Ausgewählte Aufsätze*, hrsg. Von Elisabeth Allgoewer, Carsten Kasprzok, Joachim Zweynert, Marburg: Metropolis-Verlag 2014, S. 32.

als Teil des Sachverhalts gelten kann. Die Literaturwissenschaft bildet eine Theorie des Autors aus, die Ethnologie eine des teilnehmenden oder nicht teilnehmenden Beobachters, die Soziologie eine Wissenssoziologie, die philosophische Gesellschaftstheorie eine des Intellektuellen, die Psychologie muss die Rolle des Therapeuten klären, die Geschichtswissenschaft bekennt sich dazu, an einen gewissen Grad von ‚narrativer‘ Linearisierung des Geschehenen gebunden zu sein, die Philosophie klärt die Bedingungen reiner Erkenntnis a priori, etc.

Die Ökonomik dagegen reflektiert üblicherweise nicht auf diejenige Ebene, auf der die Weichen ihrer Leitunterscheidungen gestellt werden. Sie beobachtet, systemtheoretisch ausgedrückt, nicht mehr, warum wie beobachtet wird. Stattdessen hat man sich in der Wirtschaftswissenschaft einem empiristischen Erkenntnisideal angenähert, das dem der Naturwissenschaften gleicht und für das strukturell keine Rückversicherung über die Begriffsentscheidungen auf der Reflexionsebene mehr notwendig scheint; die Welt der Dinge gibt dem Forscher hinreichende Eindeutigkeit vor. Ein selbstständiger, möglicherweise kontingenter Anteil des theoretischen Blicks an der *Ordnung der ökonomischen Dinge* wird nicht befürchtet. Zitate wie die obigen, die das Problem der Selbstreferentialität von ökonomischer Kommunikation thematisieren, tauchen gelegentlich am Rande der wirtschaftswissenschaftlichen Literatur auf, ohne sich aber als wirkliches Problem, das einer systematischen Einbeziehung in den Wissenschaftskanon bedürfte, aufzudrängen. Neben der Betonung der Eigendynamik des ökonomischen Mediums Geld für das wirtschaftliche Geschehen kann die theoretische Behandlung der Wirtschaft als selbstreferentielles Systems in der Luhmannschen Systemtheorie daher als der wichtigste Aspekt betrachtet werden, anhand dessen sich der systemtheoretische Entwurf in Distanz zum Paradigma des ökonomischen Mainstreams setzt; mit dem Ziel, so unreflektierte Charakteristika von Ökonomie und Ökonomik gleichermaßen in den Blick zu bekommen.

II. 2. Niklas Luhmanns Darstellung der Wirtschaft als autopoietisches System

Es ist, wie bereits erwähnt, ein unter wissenschaftstheoretischen Aspekten nicht uninteressanter Vorgang, dass die Ökonomik in der Gestalt, in der sie sich erstmalig als relativ einheitliches Schulwissen konstituiert und deren Begriffsarsenal auch heute noch am ehesten als Kandidat für die Position einer herrschenden Lehre des Faches in Frage kommt, dasjenige, was unter systemtheoretischer Optik als *Medium* der ökonomischen Kommunikation erscheint – das Geld – weitestgehend aus ihrer Betrachtung ausschließt. Worin man auch zu unterschiedlichen Zeiten den Nukleus des Phänomens Wirtschaft auszumachen suchte (in der Hauswirtschaft, im Tausch, in der Arbeitsteilung, in der Produktion, in der Daseinsvorsorge, in der Allokation knapper Güter), zu keiner Zeit wurde die Ökonomie von einem relevanten Teil des wissenschaftlichen Mainstreams als so etwas wie ‚derjenige gesellschaftliche Teilbereich, der mit Geld zu tun hat‘, betrachtet.

Die Ökonomik hat, wie jede Teilwissenschaft – wenn auch nicht in erster Linie, so doch gelegentlich zum Zwecke der Selbstvergewisserung des kollektiven Unternehmens, das sie darstellt – Fragen der eigenen Identität zu klären. Dabei ist für die Frage danach, wovon die Ökonomik handelt (was die Ökonomie *ist*), auch die Frage, wovon die Ökonomik nicht handelt (was *nicht* Ökonomie ist) relevant. Es leuchtet ein, dass die Systemtheorie als Differenztheorie die Frage nach dem Sein der Ökonomie über den Umweg des negativen Beweises, den Kriterien ihrer Abgrenzung gegenüber angrenzenden gesellschaftlichen Subsystemen, eher führen wird als eine unter differenztheoretischen Aspekten ‚naiv‘ vorgehende Wesensbestimmung des Faches. Flagrant erscheint die systematische Vernachlässigung des Phänomens Geld, wenn auch nicht so sehr im Hinblick auf die innerökonomischen Fragestellungen, so schon eher mit Blick auf die gelegentlich unternommenen Versuche der Selbstverortung dieses Teils der *scientific community*. Und erst recht dann, wenn man das systemtheoretische Kriterium für die autopoietische Schließung gesellschaftlicher Subsysteme ernst nimmt, dass nämlich eine Codierung, die ein eindeutig diskriminierendes Kennzeichen der Zugehörigkeit darstellt, gegeben sein muss:

„Alle Teilsysteme verwenden zwar Kommunikation als eigenen Modus der eigenen Operationen. Auch sie bestehen nur aus Kommunikationen und sind eben deswegen Teilsysteme der Gesellschaft, sind Mitvollzug der gesellschaftlichen Reproduktion. Aber sie können sich nicht durch Kommunikation

schließen, sich nicht als Kommunikationssystem von ihrer Umwelt unterscheiden. Sie benötigen, um sich als eigene autopoietische Systeme konstituieren zu können, ein eigenes, nur für sie geltendes Prinzip der Konstitution von Einheit, für das es in ihrer Umwelt keine Entsprechung gibt. Wenn Systeme der Wirtschaft mit Systemen in ihrer gesellschaftlichen Umwelt (niemals natürlich mit ‚der‘ gesellschaftlichen Umwelt) kommunizieren, müssen sie die normale Sprache verwenden, oder schlicht davon ausgehen, daß andere Systeme (das politische System, das Wissenschaftssystem, das Religionssystem, Familien usw. oder deren Organisationen) verstehen, daß sie im Kontext des Wirtschaftssystems, aber nach Maßgabe eigener Kriterien spezifizieren können.“³³¹

Die elementaren kommunikativen Operationen, die als Herstellung von Differenzen im ökonomischen Medium ein Gefälle von Davor und Danach konstituieren, als solche instantane Ereignisse ohne eigene zeitliche Dauer darstellen, sind im Medium Geld vollzogene Zahlungen. Zahlungsereignisse sorgen für Anschlussfähigkeit durch die Ermöglichung weiterer Zahlungsereignisse und gleichzeitig für symbolisch codierte Fremdreferenz (Befriedigung von Bedürfnissen, Leisten von Arbeit, etc.) bei gleichzeitiger immer mitlaufender Selbstreferenz auf das Wirtschaftssystem selbst.

„Der Zahlungsvorgang ist selbst nichts weiter als eine Kommunikation – aber eine Kommunikation, die zeitlich fixiert werden muß, weil sie Kommunikationsmöglichkeiten überträgt und weil man in einem Wirtschaftssystem wissen muss, wer in welchem Zeitpunkt über welche Kommunikationsmöglichkeiten verfügt.“³³²

Die Simultaneität von Fremdreferenz und Selbstreferenz bei jeder Operation des Systems ist dabei eine entscheidende Figur des systemtheoretischen Ansatzes. An ihr zeigt sich die ungewöhnlich weite, beinahe metaphorisch anmutende Verwendung des Luhmannschen Systembegriffs und seine Anwendbarkeit sowohl auf soziale Systeme als auch auf menschliches Selbstbewusstsein oder die biologische Zelle. Für alle Anwendungsfälle gilt gleichermaßen, dass sie nicht außerhalb ihrer selbst operieren können, ohne gleichzeitig sich selbst umzuformen und ebenso, dass sie nur in Interaktion mit ihrer Umwelt, sich selbst umformen können. Was unter diesem Aspekt die Kantsche *transzendente Apperzeption* für

³³¹ Niklas Luhmann, *Die Wirtschaft der Gesellschaft*, S. 50f.

³³² Ebenda, S. 20f. Und an anderer Stelle: “Die Wirtschaft gewinnt ihre Einheit als autopoietisches, sich selbst produzierendes und reproduzierendes System dadurch, dass sie eine eigene Typik von Elementen verwendet, die nur in der Wirtschaft vorkommen und nur in ihr, das heißt nur in rekursivem Bezug auf andere Elemente desselben Systems ihre Einheit gewinnen. Der ‘unit act’ der Wirtschaft ist die *Zahlung*. Zahlungen haben alle Eigenschaften eines autopoietischen Elements: Sie sind nur aufgrund von Zahlungen möglich und haben im rekursiven Zusammenhang der Wirtschaft keinen anderen Sinn, als Zahlungen zu ermöglichen.” Ebenda, S. 52.

Bewusstseinssysteme ist, stellt in der biologischen Welt der Stoffaustausch der Zelle über ihre Grenze hinweg und in der sozialen Dimension die Gleichzeitigkeit der Reproduktion des Codes und einer Interaktion mit der Umwelt dar.

„Andererseits ist diese Geschlossenheit des selbstreferentiellen Zirkels nie als ein Sachverhalt für sich möglich; sie kann nur als mitlaufende Selbstreferenz eingerichtet werden. Geschlossene Systeme sind nur als offene Systeme möglich. Selbstreferenz kommt nur in Kombination mit Fremdreferenz vor. Diese Umformung eines früher als Gegensatz formulierten Begriffsverhältnisses in einen Steigerungszusammenhang ist eine der wichtigsten Errungenschaften der neueren Systemtheorie.“³³³

Ein solcher Ansatz zwingt zu der Frage, welche Semantik *ausschließlich* in der Sphäre der Wirtschaft Verwendung findet. Und man sieht schnell, dass weder Tausch, noch Nutzen, noch Wert, noch Produktion, noch Arbeit, noch Konsum, noch Knappheit (wenngleich am ehesten) diesen Anspruch erheben können. Dagegen gilt für Geld als Medium wirtschaftlicher Kommunikation:

“Geld ist institutionalisierte Selbstreferenz. Geld hat keinen ‘Eigenwert’, es erschöpft seinen Sinn in der Verweisung auf das System, das die Geldverwendung ermöglicht und konditioniert. Da alle basalen Wirtschaftsvorgänge durch rechnerische bzw. zahlungsmäßige Geldtransfers parallelisiert sein müssen, heißt dies, daß alle Wirtschaftsvorgänge strukturell an Simultaneität von Selbstreferenz und Fremdreferenz gebunden werden. Selbstreferenz und Fremdreferenz werden zwangsweise (das heißt unter anderem: situationsunabhängig) gekoppelt. Sie bedingen sich wechselseitig. Und es ist dieser Bedingungs-zusammenhang, der die Ausdifferenzierung des Wirtschaftssystems trägt. Produktion ist nur Wirtschaft, Tausch ist nur Wirtschaft, wenn Kosten bzw. Gegenzahlungen anfallen. Dann realisiert der Vorgang einen Verweisungskontext, der auf Güter und Leistungen, auf Wünsche und Bedürfnisse, auf Folgen außerhalb des Systems Bezug nimmt; und zugleich einen anderen, in dem es nur um Neubestimmung der Eigentumsverhältnisse an Geld, also an Möglichkeiten der Kommunikation innerhalb des Systems geht. Diese mitlaufende Selbstreferenz ermöglicht durch ihre Geschlossenheit die Offenheit des Systems.“³³⁴

Für eine Auffassung der Wirtschaft als *“autopoietisches System, das die Elemente, aus denen es besteht, selbst reproduziert”*,³³⁵ ist es gerade entscheidend, dass die Leitunterscheidung

³³³ Niklas Luhmann, *Die Wirtschaft der Gesellschaft*, S. 15f.

³³⁴ Ebenda, S. 16

³³⁵ Ebenda, S. 17.

ökonomischer Kommunikation keine ist, welche die sachliche Welt, mit der sie umgeht, abbildet, sondern eine in der vor-kulturellen Welt nicht vorkommende Unterscheidung darstellt, die genau deshalb eine strukturierende Funktion für die Welt der natürlich vorhandenen Phänomene übernehmen kann.

“Auf der Ebene der eigenen Autopoiesis operiert das System als geschlossenes System, das heißt: es kann Geld weder an die Umwelt abgeben noch aus der Umwelt beziehen.”³³⁶

Soziale Systeme im Luhmannschen Sinne gravitieren um kulturelle Prinzipien und damit um Ordnungskonzepte, die außerhalb der Welt des menschlichen Geistes keine Bedeutung haben. Auch die Systemtheorie kann also an den ökonomischen Diskurs erst sinnvoller Weise anschließen, wenn dieser sich nicht mehr aus einer ‘material’ definierten Ordnung versteht, wie sie ein objektiver Wertbegriff vorgibt.

Gegen die Vorstellung einer für die Operationen des Wirtschaftssystems vorrangigen Bedeutung des Phänomens Geld steht die lange gepflegte Tradition der Geldschleier-Theorie in der Volkswirtschaft, die in der wirtschaftlichen Kommunikation über Preise kein *eigenes ökonomisches Phänomen* erkennt, mit dessen Wirksamkeit theoretisch zu rechnen ist, sondern lediglich ein den Gütertausch durch eine einheitliche Erscheinungsform moderierendes Element.

“Nicht mit Geld werden Güter in Wirklichkeit gekauft. Mit Ausnahme der Gold- und Silberminenbesitzer rührt niemandes Einkommen aus den edlen Metallen her. Nicht die Mark und Pfunde, die jemand wöchentlich oder jährlich empfängt, bilden sein Einkommen; sie sind eine Art Marken oder Anweisungen, die er in jedem Laden als Zahlung anbieten kann und durch die er einen bestimmten Wert anderer, von ihm ausgewählter Waren zu erhalten vermag. (...) Kurz, es kann, wenn man der Sache auf den Grund geht, in der Wirtschaft der Gesellschaft nichts Bedeutungsloseres geben als Geld.”³³⁷

Es liegt auf der Hand, dass ein soziologischer Ansatz auch in Bezug auf die Ökonomie stärker auf deren Differenzierung sowie Ankoppelung innerhalb der Gesamtheit gesellschaftlicher Interaktionsformen abzielen wird als ein wirtschaftswissenschaftlicher Ansatz, der das Phänomen Ökonomie gewissermaßen für sich und in relativer Unabhängigkeit von der Frage,

³³⁶ Ebenda, S. 131.

³³⁷ John Stuart Mill, *Grundsätze der politischen Ökonomie*, Jena: 1921, S. 7 f. Zitiert nach: Walter Rudolf Paede, *Das neutrale Geld - "Schleier" oder "ökonomisches Kraftfeld"?*, Berlin: Duncker & Humblot 1957, S. 13.

wie es sich in den Kosmos sozialer Koordinierung insgesamt einfügt, zu begreifen versucht. Gleichwohl würde der systemtheoretische Ansatz darauf bestehen, dass die Identität einer sozialen Praxis sich mindestens zu Teilen aus der Differenz zu angrenzenden Praktiken ergibt und anders kaum definierbar ist. Unabhängig von diesen möglicherweise bloß unterschiedlichen Erkenntnisinteressen ist allerdings die Frage zu beantworten, ob das Medium der ökonomischen Struktur dieser selbst etwas hinzufügt oder nicht; ob also sozusagen auch in der Ökonomie der Leitsatz Marshall McLuhans gilt: *The Medium is the message*.³³⁸ Luhmann selbst formuliert zur Ontologie des Medienbegriffs:

“Dieses Medium ist nichts, es entsteht nicht ohne Formen, an denen es sichtbar werden kann. Und es dient dann der Form, die sich im Medium unterscheiden kann, als Hintergrund anderer Möglichkeiten. Das Wirtschaftsmedium ist mithin für die eigene Ausdifferenzierung auf Formen angewiesen, die Zuordnung festlegen. Wir sprechen von *E i g e n t u m*.”³³⁹

Unter Umständen ist es möglich, dem Medium Geld zwar die Rolle eines allumfassenden Vermittlungselements des ökonomischen Kosmos zuzuerkennen, gleichzeitig aber seine Relevanz für die zu beschreibenden ökonomischen Entwicklungen und Probleme gegenüber Größen wie Nutzen, Bedürfnis, Produktion, Tausch, Konsum, Allokation geringer einzuschätzen (den Eigentumsbegriff als konventionelle Voraussetzung einer Geldordnung einmal ausgeklammert³⁴⁰). Die Frage ist also unter anderem diejenige, was zuallererst in die

³³⁸ Vgl. Marshall McLuhan, *Die magischen Kanäle – Understanding Media*, Dresden/Basel: Verlag der Kunst 1994.

³³⁹ Niklas Luhmann, *Die Wirtschaft der Gesellschaft*, S.187/8.

³⁴⁰ Der Eigentumsbegriff nimmt bei Luhmann die Rolle einer *conditio sine qua non* des wirtschaftlichen Systems ein, der sich aber auf mehr als die juristisch formulierte Sachdimension, also einer verbindlichen Festschreibung des Verhältnisses von Eigentum und Eigentümer, bezieht, nämlich zusätzlich wiederum eine Inklusion durch die anschlussfähige Differenz von Eigentum und Nicht-Eigentum leistet. Auch derjenige Eigentumslose, der sich als solcher begreift, die Eigentumsordnung also akzeptiert, wird von der Wirksamkeit des Eigentumsbegriffs erfasst. Der Begriff ist daher, wie auch in der üblichen wirtschaftswissenschaftlichen Theoriebildung, für den Verlauf wirtschaftlicher Prozesse nicht unmittelbar von Bedeutung. Seine Reflexion als ‘Kondensierung’ einer zunächst unwahrscheinlichen Codierung der Möglichkeit zum Zugriff auf Güter, seine Bedeutung für eine einsehbare Ordnung der Knappheit, gehört zur Vollständigkeit einer systemtheoretischen Theorie der Wirtschaft, insofern diese sich als eine erschöpfende Abbildung der sozialevolutionären Voraussetzung des Wirtschaftsprozesses versteht. “Daß und wie Eigentum als Code wirkt, läßt sich nicht zureichend begreifen, wenn man Eigentum im Sinne des traditionellen Begriffs als rechtlich gedeckte Sachherrschaft (*dominium*) auffaßt. Entscheidend ist vielmehr die *Differenz* von Eigentum und Nicht-Eigentum. Es wäre, mit anderen Worten, falsch, anzunehmen, daß nur die Eigentümer an der Wirtschaft (und durch sie: an der Gesellschaft) teilnehmen und die Nichteigentümer ausgeschlossen sind. (...) Der Eigentumscode besagt mithin, daß in bezug auf *alle* eigentumsfähigen Güter *jeder* Eigentümer oder Nicht-Eigentümer ist und daß jede dritte Möglichkeiten ausgeschlossen sind. Die *Inklusion* wird durch die *Differenz*, nicht durch den *positiven Codewert* bewirkt. Jedes Eigentum des einen ist das Nichteigentum aller anderen. Gerade das macht eine solche Codierung evolutionär gesehen extrem unwahrscheinlich, denn warum sollen alle (!) anderen ihren Ausschluss akzeptieren. Sie

Definition eines Faches gehört; die in ihm wirksamsten Kräfte oder die all diesen gemeinsame Erscheinungsform.

Die Theorie der *symbolisch generalisierten Medien*, wie sie Luhmann in die soziologische Analyse einführt, reklamiert derweil mehr zu leisten als das Sichtbarmachen der nicht-räumlichen Grenzen einzelner gesellschaftlicher Subsysteme. Die Medien der jeweiligen Funktionssysteme weisen eine je eigene Phänomenalität auf. Die Eigenwirksamkeit des Medienbegriffs in der Systemtheorie muss also deutlich von Medienkonzepten mit schwacher oder keiner eigenen ‚qualia‘ unterschieden werden.³⁴¹

Die *symbolisch generalisierten Medien* (Luhmann nennt ‚Geld‘, ‚Macht‘, ‚Wahrheit‘, ‚Liebe‘ – gelegentlich noch ‚Kunst‘) der Systemtheorie sind also gerade nicht so gelagert, dass die theoretische Vernachlässigung ihrer jeweiligen Eigenbeschaffenheit bei der Beobachtung des von ihnen markierten Raumes ohne weiteres möglich wäre. Sie sind – auch dies eine Konsequenz funktionaler Differenzierung – jeweils keine All-Medien. Das All-Medium ‚Kommunikation‘ wiederum bleibt für Luhmann unüberschreitbarer Horizont jeder Art von Sozialität.

Man hat es bei den Luhmannschen Medien, die den Raum des gesellschaftlichen Interagierens symbolisch strukturieren, in gewisser Weise immer mit in der Kommunikation positivierbaren (also: codierten) Werten von Phänomenen zu tun, die, wenn man sie auf ihre Wesenhaftigkeit befragt, einen schwer fassbaren Charakter aufweisen. Man könnte die Theorie Luhmanns in Bezug auf die geistesgeschichtlich hochbezugsreichen Topoi der Macht, der Liebe, der Wahrheit, der Kunst und des Geldes so als eine Art *Kommunikationspositivismus* bezeichnen, der verhindert, dass strittige Auffassungen darüber, was das *wirkliche Wesen* dieser Phänomene sei, mit seiner Begriffsbildung interferieren können. In diesem Sinne bleibt die Systemtheorie in erster Linie Soziologie, insofern sie die Phänomene unter dem Aspekt untersucht, der allen Gesellschaftsmitgliedern in gleicher Weise zugänglich ist – ihrem Gebrauch in der Kommunikation.

akzeptieren ihren Ausschluss von bestimmtem Eigentum, weil das ihre Inklusion in die Wirtschaft bewirkt.“ Niklas Luhmann, *Die Wirtschaft der Gesellschaft*, S.189.

³⁴¹ Ein solcher Fall wäre zum Beispiel die Vorstellung des Äthers in der älteren Physik der, bevor er als Erklärungskonzept verworfen wurde, zur Erklärung der räumlichen Ausbreitung sowohl des Lichts, als auch der Gravitations- und elektromagnetischen Kraft bemüht wurde, also als eine Art reiner, obgleich nicht leerer und dadurch von physikalischen Größen affizierbarer Raum fungierte. Luhmann übernimmt für seine Theoriebildung trotzdem das weit gefasste Verständnis von Medium und Form Fritz Heiders, das Assoziationen mit einer physikalischen Spielart des Begriffspaars explizit aufruft. Vgl. Fritz Heider, *Ding und Medium*, Berlin: Kadmos-Kulturverlag 2005.

Die Zumutung des sich ergebenden relativ hohen Abstraktionsgrades rechtfertigt sich aus der dadurch – so die Hoffnung des systemtheoretischen Projekts – sichtbar werdenden formalen Homologie der gesellschaftlichen Funktionssysteme untereinander:

“Gelänge ein solcher Gesamtversuch der Anwendung abstrakter Begriffe auf höchst verschiedene Sachbereiche wie Politik und Religion, Wissenschaft und Erziehung, Wirtschaft und (...) Recht, dann drängte sich die Vermutung auf, daß eine solche Übereinstimmung im Verschiedenen kein Zufall ist, sondern etwas über die Eigenart der modernen Gesellschaft aussagt; und dies gerade deshalb, weil ein solcher Befund nicht aus dem ‚Wesen‘ (...) gefolgert werden kann.“³⁴²

Die symbolisch generalisierten Medien Luhmanns haben deshalb die große – nämlich ‘weltgesellschaftsweite’ – Reichweite, weil sie maximal von den partikularen, realen Fällen ihrer Anwendung abstrahieren. Ein verbreitetes Missverständnis ist es daher, dass die Luhmannsche Theorie gewissermaßen mikrosoziologische Instanzen von Machtausübung oder Liebesbeziehungen auf das makrosoziologische Spektrum der jeweils zur Anwendung kommenden Medien zusammenstutzt und eine idiosynkratische Abwandlung schlechthin für unmöglich erklärt. Es ist also immer wieder vonnöten, sich deutlich zu machen, dass die Luhmannsche Theorie bei all ihrer weltformelhaften Gestalt doch zunächst eine soziologische ist, die über den Kommunikationsbegriff als Ort der Reproduktion allgemein anschlussfähiger Strukturen Abstraktion und Allgemeinheit herstellt. Symbolisch generalisierte Medien haben also sogar eine gewisse anti-realistische (positiv formuliert: konstruktivistische) Funktionsweise, die ihre Ordnungsfunktion mit sich bringt:

“Eine Kommunikation teilt die Welt nicht mit, sie teilt sie ein.“³⁴³

So verweist das Medium *Macht* innerhalb des politischen Systems auf das Phänomen Macht in dem Sinne, wie es sich in einer positiven Rechtsordnung und in gewissen impliziten Normen, die den Akteuren auf andere Art und Weise vermittelt werden, darstellt. Der Begriff steht dem der *Befugnis* und des *Rechts* näher³⁴⁴ als zum Beispiel dem der *Souveränität*, die sich jeglicher Kompetenzzuweisung und Kompetenzbeschränkung entzieht. Ebenfalls nicht gemeint ist etwa ein Machtbegriff in der Tradition Nietzsches, dessen ephemeres Wesen sich einer codierten Einhegung entzieht, auch nicht eine spontane, sich plötzlich konstituierende

³⁴² Niklas Luhmann, *Das Recht der Gesellschaft*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1995, S. 7f.

³⁴³ Niklas Luhmann; Peter Fuchs, *Reden und Schweigen*, S. 7.

³⁴⁴ Vgl. Niklas Luhmann, *Die Politik der Gesellschaft*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 2002, S. 18ff.

politische Macht wie die des französischen Bürgertums zu Beginn der Französischen Revolution oder eine Art *mana*, die es dem charismatischen Herrscher ermöglicht, jenseits denotierbarer Kompetenzen eines bestimmten Amtes seine Herrschaft gelten zu machen.³⁴⁵ Der Wahrheitsbegriff ist auf analoge Weise der einer nach geltenden und geteilten Maßstäben überprüfbarer Wahrheit. Nur so kann er das Prozessieren innerhalb des Wissenschaftssystems regeln und dieses gleichzeitig gegen einen zum Beispiel theologischen Wahrheitsbegriff, beispielsweise durch Offenbarung oder dergleichen ausgenommen *subjektive* Wahrheitserfahrungen, abgrenzen (mit dem Kierkegaardschen ‘Sprung in den Glauben’ existiert auch eine existentialistische Figur der vormalig durch eine metaphysische Instanz verbürgten Erfahrung einer praktischen Wahrheit). Schließlich ist mit dem Medium Kunst keinesfalls eine tatsächliche Erfahrung der Vereinnahmung des Betrachters bezeichnet (beispielsweise im Sinne der *auratischen* Wirkung des Kunstwerks,³⁴⁶ die bei Walter Benjamin völlig jenseits des Verdachts beschrieben wird, eine bloße gesellschaftliche Konvention darzustellen), sondern vielmehr die allgemein verstandene Form in der einer solchen Erfahrung durch einheitliche Kommunikation ein Möglichkeitsraum eingeräumt wird. Gleichzeitig nötigt der mediale Code aber immer auch zur Entscheidung, indem *tertium non datur* gilt:

“Wie die Wahrheitslogik ist auch die Geldlogik dem Grundsatz des ausgeschlossenen Dritten verpflichtet. Das Geld ist also symbolisches Medium auch insofern, als es als codiertes Medium positiven und negativen Wert zusammenhält. Und es ist diabolisches Medium insofern, als es alle anderen Werte auf der Ebene des Codes neutralisiert und in den inferioren Status der Gründe für Zahlungen bzw. Nichtzahlungen abschiebt.”³⁴⁷

³⁴⁵ Obwohl auch das schwer fassbare Phänomen der ‘informalen Macht’, die sich ex ante in der Regel nicht erkennen lässt, bei Luhmann eine theoretische Behandlung erfährt: “Im politischen Apparat geschieht dies (die Entzerrung des Verhältnisses von Macht und ‚Gegenmacht‘ als der Möglichkeit, sich der Machtausübung zu verweigern, m. A.) dadurch, daß man formale und informale Macht unterscheidet. Die eine kann sich im Konfliktfalle durchsetzen, die andere im Normalfalle. Die eine – die Macht der Wähler bei der Besetzung politischer Positionen, die Macht des Parlaments über die Regierung, die Macht der Regierung über die Bürokratie, die Macht der Bürokratie über die Entscheidungsempfänger im Publikum – tritt selbstgewiß, legitim und sichtbar auf. Die andere, die Gegenmacht in all diesen Beziehungen, setzt sich oft faktisch durch, überläßt es aber der offiziellen Macht, die Kastanien aus dem Feuer zu holen.” Niklas Luhmann, *Die Wirtschaft der Gesellschaft*, S. 141.

³⁴⁶ Vgl. Walter Benjamin, *Das Kunstwerk in Zeiten seiner technischen Reproduzierbarkeit*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2008.

³⁴⁷ Niklas Luhmann, *Die Wirtschaft der Gesellschaft*, S. 245.

Zudem lässt sich am Funktionieren des Wirtschaftssystems anhand der Rolle seines Mediums außerdem ein Primat der Autopoiesis gegenüber dem Umweltbezug in dessen Funktionieren ausmachen.

“Dennoch ist unsere Darstellung in bestimmter Weise unvollständig. Sie hat die Geschlossenheit, aber nicht die Offenheit des Wirtschaftssystems behandelt. Gerade in das Zahlen um des Zahlens willen ist offensichtlich ein Motivmangel hineinorganisiert. Man zahlt nicht (und spart auch nicht) – es sei denn aus bestimmten Gründen. Das System zwingt sich, Gründe zu finden; es zwingt sich durch seine Geschlossenheit zur Offenheit.”³⁴⁸

Über eine Hierarchie der ‘Bedürfnisse’ als unmittelbarste Wirksamkeit der Umwelt auf das System Wirtschaft ergibt sich eine Selbstabhängigkeit, die von basalen Bedürfnissen, welche das Vorhandensein eines bereits ausdifferenzierten Systems Wirtschaft nicht voraussetzen, über Luxusbedürfnisse, bis hin zum Bedürfnis an Produktionsfaktoren (Energie, Rohstoffe, Arbeit) führt, und an deren Ende schließlich die Aufrechterhaltung der ökonomischen Struktur auf einem gewissen Niveau als Selbstzweck steht. Mit dieser Diagnose ist zur Erklärung des ökonomischen Prozesses eine Deduktion der ökonomischen ‘Mittel’ aus den außerökonomischen ‘Zwecken’ problematisch; mit den entsprechenden Implikationen auch für das Tausch-‘Mittel’ des Geldes als dem systemeigenen Medium. Luhmann kommt so zu der Schlussfolgerung:

“Die Umweltabhängigkeit des Systems hängt in dem Maße vom System selbst ab, als dieses sich von der Befriedigung von Elementarbedürfnissen auf die Befriedigung von Luxusbedürfnissen und sodann auf die Befriedigung von Produktionsbedürfnissen umstellt. In all diesen Fällen ist das selbstreferentielle Reproduzieren von Zahlungen durch Zahlungen an Gründe dafür, also Geschlossenheit an Offenheit gebunden, so weit es überhaupt Geldwirtschaft gibt. Aber die Zwangskombination dieser beiden Aspekte verändert ihren Charakter in dem Maß, als die Offenheit ihrerseits von der Wirtschaft abhängig wird und damit auch die Reproduktion der Zahlungsfähigkeit abhängig wird von der Reproduktion von Zahlungsfähigkeit. (...) In einer so weit systemtheoretisch festgelegten Theorie kann die Frage nach der Funktion der Wirtschaft nicht mehr mit dem Hinweis auf die Befriedigung von Bedürfnissen (und sei es nur: ‘materiellen’ Bedürfnissen) beantwortet werden. So sehr Bedürfnisse eine Rolle spielen und so sehr sie die Offenheit des Systems und seine Leistungen

³⁴⁸ Niklas Luhmann, *Die Wirtschafts der Gesellschaft*, S. 59.

für die Umwelt strukturieren: sie sind zu sehr durch die Wirtschaft selbst bedingt, als daß man in ihrer Befriedigung die Funktion des Wirtschaftssystem sehen könnte.”³⁴⁹

Auch in der Anforderung an eine funktionierende Wirtschaft, eine hinreichende Nachfrage an Arbeit zu generieren – und zwar Arbeit im expliziten Unterschied zu Almosen – ließe sich eine gewisse Abhängigkeit ökonomischer Größen von ökonomischen Größen erkennen.

Die Problematisierung des *systemischen* Charakters der Wirtschaft als einer Vorstellung, die auch außerhalb des systemtheoretischen Vokabulars Assoziationen eines Funktionalismus hervorruft, dessen Drang zum Selbsterhalt einen gewissen Primat der Struktur gegenüber den in ihr organisierten Individuen darstellt, ist ein Aspekt, den die Luhmannsche Theorie mit der Schumpeterschen teilt. Auch Schumpeter zeichnet das Bild eines zunehmend *in sich stabilen* Wirtschaftssystems, das seine desintegrative Wirkungen auf die gesellschaftliche Umwelt auslagert, und nur über diesen Umweg wiederum selbst in Stabilitätsprobleme gerät. Luhmann systematisiert diese Intuition explizit anhand der Unterscheidung von System und Umwelt:

“Die derzeit wohl zentralen Probleme der modernen Gesellschaft liegen in den Rückwirkungen von Umweltveränderungen, die die Gesellschaft ausgelöst hat, auf die Gesellschaft selbst. Das gilt nicht nur für die physisch-chemisch-organische Umwelt; das gilt ebenso für die psychische Umwelt des Gesellschaftssystems. In einem Maße wie nie zuvor ändert unser Gesellschaftssystem die Lebensbedingungen auf dem Erdball. Wir können nicht voraussetzen, daß die Gesellschaft weiter mit der Umwelt, die sie schafft, existieren kann. Ebenso fraglich ist, ob die Gesellschaft die psychischen Mentalitäten, vor allem diejenigen Motive erzeugt, mit denen sie als Gesellschaft fortexistieren kann, oder ob es auch hier zu Diskrepanzen kommen kann, die historisch ohne jede Parallele sind.”³⁵⁰

Während Schumpeter den Sachverhalt in etwas knappere Worte fasst:

“Der Kapitalismus stirbt am Nervenzusammenbruch der Unternehmer.”³⁵¹

Der soziale Koordinierungsmechanismus der Geldzahlung ist, so die bei Luhmann zugrunde liegende These, in einem Maße unverzichtbar geworden, das sein Funktionieren zu einem

³⁴⁹ Ebenda, S.62f. Die Abhängigkeit der Preise für Güter ‘höherer Ordnung’ von denjenigen ‘niedrigerer Ordnung’ findet sich bereits in den *Grundsätzen* Carl Mengers.

³⁵⁰ Niklas Luhmann, *Die Wirtschaft der Gesellschaft*, S. 169.

³⁵¹ Das Zitat ist überliefert aber nicht eindeutig belegt.

gesamtgesellschaftlichen Selbstzweck werden lässt. Das aus tiefgreifenden Wirtschaftskrisen bekannte Phänomen einer Umstellung der Daseinsvorsorge auf familiale oder subsistenzwirtschaftliche Verhältnisse ist ein Beispiel für einen immer mit Effizienzverlusten verbundenen Rückbau eines bereits erreichten Differenzierungsgrades des Systems Wirtschaft. Das Medium Geld ist, so könnte man sagen, als Institution sozialer Koordinierung *too big to fail*; ein grundsätzliches Misstrauen in Geld als verlässliche Integrationsgröße – zum Beispiel in der Hyperinflation – ist eine gesamtgesellschaftliche Katastrophe. Das Zerfallen ökonomischer Strukturen kann nicht ad hoc und adäquat durch einen funktional äquivalenten Mechanismus aufgefangen werden. Luhmann formuliert dies als ein allgemeines Charakteristikum funktional differenzierter Gesellschaften:

“Denn mit den Möglichkeiten, die sich aus der funktionalen Spezifikation ergeben, sind auch die Leistungsansprüche und die darauf eingestellten strukturellen Kompatibilitäten ins Unwahrscheinliche gewachsen, und zugleich hat die Gesellschaft multifunktionale Absicherungen und Redundanzen in so hohem Maße abgebaut, daß die Funktion der Politik nur noch von der Politik, die Funktion der Wirtschaft nur noch von der Wirtschaft, die Funktion des Rechts nur noch vom Recht erfüllt werden kann und eine auch nur temporäre Auslagerung auf andere Träger, etwa auf Religion oder auf Familienverbände, ausgeschlossen ist.”³⁵²

Damit ist aus systemtheoretischer Sicht die Frage nach der eigenen Bedeutsamkeit des *Mediums* jenseits einer bloßen Markierungsfunktion ökonomischer im Unterschied zu anderer Kommunikation zunächst eindeutig beantwortet. Eine Theorie, die ökonomische Prozesse lediglich auf außerökonomische Phänomene zurückführt (beispielsweise auf den Begriff ‘Nutzen’), operiert, so das Urteil, unterkomplex.

Gleichzeitig benötigt eine Theorie der Wirtschaft, die in der Lage ist Forschungsergebnisse zu zeitigen, mehr als ein Verständnis des Leitmediums ihres Gegenstandsbereichs und dessen Relation zu sozialen Koordinierungsinstanzen anderer Art. Sie muss den Prozess, den das Medium Geld reguliert, zudem qualifizieren, und das in einer Art und Weise, die sowohl die Variation von Forschungsergebnissen in verschiedenen empirischen Kontexten erlaubt, als auch eine diese Variation einende theoretische Figur erkennen lässt. Hierin besteht das Mehr, welches ein dem Fachbereich selbst angemessenes und ihn von anderen Gegenstandsbereichen unterscheidendes Paradigma zusätzlich zur soziologischen Erkenntnis des theoretisch unterbelichteten Mediums leistet und leisten muss, wenn Ökonomik nicht in

³⁵² Ebenda, S. 11.

Soziologie, Wissenschaftstheorie, Systemtheorie, Psychologie oder Medienwissenschaft aufgehen will. Luhmann würde in diesem Kontext von Forschungsprogrammen sprechen,³⁵³ für deren Ausgestaltung dem Gleichgewichtsparadigma in der Ökonomik seit langem und nach wie vor eine besondere orientierungsgebende Funktion zukommt.

Die Systemtheorie kann sich derweil durch ihre soziologische Distanz zum Gang der Forschungsprogrammatisierung in der Ökonomik von der Notwendigkeit eines ‚Plausibilitätskontinuums‘³⁵⁴ im Verhältnis zum gesellschaftlichen Subsystem Wirtschaft freimachen. Inhaltliche Stellungnahmen zur Güte wirtschaftswissenschaftlicher Theoriebildung treten sozusagen hinter dem Erkenntnisinteresse zurück, das die ökonomische Praxis als eine symbolisch generalisierte Kommunikation interpretiert, die zunächst unwahrscheinliche Kommunikation wahrscheinlich macht, *dies aber immer auch auf andere Weise hätte tun können*. Der genetische Aspekt des Systems Wirtschaft und dessen Verhältnis zu den angrenzenden Funktionslogiken bilden vor dem Hintergrund des übergeordneten Forschungsgegenstandes *Gesellschaft* den Fokus der Theoriebildung und nötigen geradezu zu einer gewissen ironischen Distanz gegenüber einem zu großen theoretischen Ernst angesichts ökonomischer Sachverhalte in isolierter Perspektive.

Die Systemtheorie, die keineswegs als Gegenentwurf zur Gleichgewichtstheorie die schiere Irrationalität als Kennzeichen wirtschaftlichen Handelns anbietet, zeichnet sich allerdings in der von ihr beschriebenen Systemhaftigkeit durch eine Untauglichkeit zumindest für eine zugleich normativ erbauliche Analyse des sozialen Prozesses im Allgemeinen und des wirtschaftlichen Prozesses im Besonderen aus. Die Selbstzweckhaftigkeit des Operierens um des Operierens Willen – das funktionalistische Axiom des theoretischen Ansatzes – ist ein durch mehr oder weniger beliebige Fremdreferenz spärlich verhüllter Fall von *schlechter Unendlichkeit*.

Betrachtet man die Allgemeine Gleichgewichtstheorie (die Luhmann gern als das theoretische Narrativ der Ökonomik schlechthin anführt) als prominentestes Beispiel einer *Grand Unified*

³⁵³ Der Begriff des Forschungsprogramms wurde von Imre Lakatos in Anklang an den (aber mit weniger hermetischen Implikationen als der) Paradigma-Begriff Kuhns konzipiert. Siehe: Imre Lakatos, *The Methodology of Scientific Research Programmes*, Cambridge (UK): Cambridge University Press Cambridge 1977.

³⁵⁴ André Kieserling vermutet, dass sich das Verhältnis von gesellschaftlichen Subsystemen und den sich ihnen im Wissenschaftssystem widmenden Reflexionstheorien insofern durch eine Art ‚Plausibilitätskontinuum‘ gekennzeichnet ist, als die jeweilige Reflexionstheorie den Code des Funktionssystems, auf das sie reflektiert, zu einem Mindestmaß anerkennen muss. Siehe: André Kieserling, *Die Soziologie der Selbstbeschreibung. Über die Reflexionstheorien der Funktionssysteme und ihre Rezeption der soziologischen Theorie*, in: Henk De Berg; Johannes Schmidt (Hg.), *Rezeption und Reflexion. Zur Resonanz der Systemtheorie Niklas Luhmanns außerhalb der Soziologie*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2000

Theory in der Ökonomik, so lassen sich in etwa drei Funktionen unterscheiden, die diese für das Theoriegebäude der Disziplin leistet: (1) Homogenisierung der Forschungsprogramme unter einem Paradigma, (2) umfassende Selbstreflexion der Identität des Phänomenbereichs *Ökonomie* und (3) normative Codierung der Ordnung des ökonomischen Prozesses.

Hier fällt eine gewisse Ähnlichkeit zur systemtheoretischen Auffassung von der Bildung und Organisation gesellschaftlicher Funktionssysteme im weiteren Sinne ins Auge. Auch die Systemtheorie begreift das Phänomen Wirtschaft zunächst ausgehend von einer Ausbildung und Stabilisierung gewisser rekursiver Strukturen. Ebenfalls wird der Aspekt der Grenzziehung in der Funktion einer systemischen Identitätsstiftung als charakteristische Eigenschaft der Systemkonstitution erkannt. Lediglich die dritte Funktion einer normativen metaphorischen Unterlegung ist dem systemtheoretischen Vokabular fremd. Vor dem Hintergrund der Gemeinsamkeiten des systemtheoretischen und des um das Gleichgewichtspostulat kreisenden Systembegriffs tritt also um so schärfer auch die Differenz bezüglich eines *intrinsic*en Zwecks der Systemorganisation hervor. Aus systemtheoretischer Sicht beginnt hier bereits eine idealisierende Aufbereitung des Sachverhalts, für die empirisch nicht unbedingt ein Anlass besteht.

Konsequenter Weise wahrt der systemtheoretische Ansatz – ähnlich wie zum in Normativitätsverdacht stehenden Bild eines gesamtwirtschaftlichen Gleichgewichts – auch zur diesem gegenüber kritischen Tradition der Leitunterscheidung von Arbeit und Kapital als Fundament der ökonomischen sowie gesellschaftstheoretischen Analyse Distanz:

“Niemand wird bestreiten, daß es Kapital und Arbeit ‘gibt’. Niemand wird bestreiten, daß die Haupterrungenschaft des ‘Kapitalismus’, daß auch Kapitalinvestitionen (und nicht nur Produktion, Tausch und Konsum) w i r t s c h a f t l i c h kalkuliert werden können, ebenso erfolgreich wie in ihren Auswirkungen problematisch ist. Niemand wird fortbestehende Verteilungsprobleme bestreiten. Niemand wird bestreiten, daß Arbeiter eine organisierte Vertretung ihrer Interessen benötigen. Nur die relative Prominenz dieses Problembereichs in der Beschreibung unseres Gesellschaftssystems steht zur Diskussion. (...) Schon die Probleme der modernen geldorientierten Wirtschaft werden so nicht adäquat erfaßt. Schon die wichtige Frage, ob Preise und preisbezogene Daten uns überhaupt zutreffende Informationen über Wirtschaft und Gesellschaft liefern, wird verdrängt, wenn es nur um die Verteilung von Geld geht.”³⁵⁵

Mit die originellste These Luhmanns und zugleich für die systemtheoretische Einordnung der

³⁵⁵ Niklas Luhmann, *Die Wirtschaft der Gesellschaft*, S. 171

allgemeinen Gleichgewichtstheorie als *Theory of Everything* in der Ökonomik am ertragreichsten ist die einer in der Geldwirtschaft im Unterschied zur bloßen Eigentumswirtschaft wirksamen ‚dynamischen‘ (anstelle einer ‚statischen‘) Stabilisierung des Systems Wirtschaft:

„Die folgenden Überlegungen gehen von der These aus, daß Geld, verglichen mit Eigentum, eine ganz andersartige Behandlung der Paradoxie von Knappheit vorsieht. Dies wird verdeckt dadurch, daß Geld Eigentum als wirtschaftlichen Code ebenso wie als Rechtsform voraussetzt und zunächst wie eine Abart von Eigentum erscheinen könnte. Achtet man jedoch auf die Art und Weise, wie Geld Knappheit entparadoxiert, dann erkennt man ein ganz neuartiges Prinzip. Der Übergang von Eigentumswirtschaft zu Geldwirtschaft erscheint dann, rückblickend gesehen, als eine ‚Katastrophe‘ im Sinne der Katastrophentheorie: Das Prinzip der Stabilität verlagert sich, die Wirtschaft wird nicht mehr statisch, sondern dynamisch stabilisiert, und das ist nur durch Ausdifferenzierung, durch Unterbrechung sozialer Synchronisationen möglich. Kein Wunder also, daß diese Katastrophe von Zeitgenossen nicht adäquat begriffen werden konnte, sondern als Sündenanstieg oder als Verfall erlebt wurde. Und nur sehr versteckt findet man in semantischen Umstellungen Hinweise, die einer adäquaten Darstellung des Geschehens nahekommen – vor allem in der Aufwertung der Vorstellung vom ‚Gleichgewicht‘ als einem zunächst labilen, leicht derangierbaren, wenn nicht korrupten Zustand in ein Prinzip der Stabilität.“³⁵⁶

Entscheidend ist also die Einsicht in eine zunächst sozial destabilisierende Wirkung des Geldes als universalem Medium ökonomischer Integration. Der Begriff des Gleichgewichts muss dann vor dem Hintergrund dieser Entwicklung gesehen werden, in der die stationäre Wirtschaftsform aufgesprengt wird und somit ein normativer Druck zur Regulierung auf einer nicht mehr lokalen oder familialen Ebene entsteht. Das gesamtgesellschaftliche Gleichgewicht muss auf höherer Stufe kicken, was das Geldmedium im Aufbrechen der stationären substistenzwirtschaftlichen oder feudalen Erwerbsordnung zerbrochen hat. Der Begriff ‚Katastrophe‘ bezeichnet hier in Anlehnung an die mathematische Katastrophentheorie eine Diskontinuität in ansonsten durch Stetigkeit gekennzeichneten dynamischen Systemen. Der Passus ist wohl nicht grob fehlinterpretiert, wenn man den Begriff in etwa als einen qualitativen Sprung – eine Art von Emergenz also – versteht.

Ein entscheidender Vorgang, um den es Luhmann für den folgereichen Schritt einer vollständig durch das Medium des Geldes integrierten Wirtschaft geht, ist dabei zudem derjenige einer Duplikation der Wertsphäre. Die Welt der Güter spiegelt sich in der Sphäre

³⁵⁶ Niklas Luhmann, *Die Wirtschaft der Gesellschaft*, S. 196.

des Geldes (vollständig!) wider. Obwohl Luhmann den expliziten Bezug auf die Linguistik vermeidet, scheint die Verfänglichkeit der neuen Konfiguration in der Wertsphäre im problematischen Bezug zweier nun in gewissem Maße autonomer (das heißt zumindest einer teilweisen Eigengesetzlichkeit unterliegender) Zirkulationssphären zu liegen, von denen eine in der Dingwelt, die andere in der Welt der Zeichen zu verorten ist. Natürlich sind Geld- und Gütermarkt damit nicht voneinander losgekoppelt, sie treten aber in ihrer Eigengesetzlichkeit stärker in Vordergrund.³⁵⁷ Das Problem ist also eines der Fassung des Verhältnisses von Signifikat und Signifikant in der Sphäre der Wertzeichen:

„Die Innovation besteht in einer Duplikation von Knappheit. Neben die Knappheit der Güter wird eine ganz andersartige Knappheit des Geldes gesetzt. Das heißt, Knappheit selbst wird codiert. Sie erhält neben der ursprünglichen (natürlichen) eine zweite (artifizielle) Form, so wie neben die Sprache die Schrift tritt. Das ermöglicht es, die Operationen der Wirtschaft mehr und mehr in diesem zweiten Medium abzuwickeln und das Eigentum dann schließlich, soweit ökonomisch relevant, als einen Aggregatzustand von Geld, als eine festgelegte Geldsumme, als Investition oder als Ware anzusehen. Im Ergebnis kontrolliert dann nicht mehr das Eigentum den Tausch (indem man überflüssiges Eigentum wegtauscht und erwünschtes eintauscht), sondern der Tausch, der in der Form von Zahlungen abgewickelt wird, das Eigentum.“³⁵⁸

Man kann zusammenfassen: Die Selbstverortungen und Selbstbeschreibungen des Systems finden zunehmend auf der Ebene der artifiziellen Knappheit, also der monetären Daten statt.

³⁵⁷ Für das im Anschluss an die Keynesische Lehre konzipierte IS-LM-Modell zum Beispiel ist genau dieser Umstand von Bedeutung, dass nämlich etwaige Gleichgewichtszustände entweder auf dem Güter- oder dem Geldmarkt *nicht* notwendigerweise ein gesamtwirtschaftliches Gleichgewicht implizieren.

³⁵⁸ Ebenda, S. 197. Dieser Vorgang ist es auch, den Luhmann bei Marx als das Problem der Warenform als neue dominante Größe in der kapitalistischen – also: monetär integrierten – Ökonomie ausmacht: “An die Stelle der Übertragung von durch Eigentum gesicherten Vorteilen (Gütern) und Hilfsleistungen tritt ein Doppelvorgang: Was vordem geschah, geschieht weiterhin: Es werden nach wie vor Güter übertragen und Leistungen erbracht. Hinzu kommt eine neue evolutionäre Erfindung. Jede Übertragung erfordert eine Gegenübertragung in Geld, und nur beides zusammen kann die alte Ordnung substituieren. Das heißt aber, daß auch das, was kontinuiert, nicht dasselbe bleibt: Güter und Dienstleistungen werden zur Ware, die für Geld (und zumeist nur für Geld) zu bekommen ist. Die Änderung der Tauschform, die Marx für ausschlaggebend hielt, ist nur eine Folge dieses Substitutionsvorgangs. Das, was vorher die Einheit war und als Einheit durch soziale Bindungen kontrolliert wurde, nämlich die Vorteilsgewinnung, wird jetzt durch die Bindung der Transaktion an die Geldübertragung durch Geld repräsentiert (...) An die Stelle der Relation Sacheigentum → Geld → Sacheigentum tritt die Relation Geld → Sacheigentum → Geld.” Die verschiedenartige Selbstdefinition eines ökonomischen Ansatzes als mikro- beziehungsweise makroökonomisch fundiert (also entweder von einer Beschreibung der Elemente des Systems auf dieses als Ganzheit schließend oder von der Geartetheit des Systems als Ganzem deduzierend und entsprechende Handlungszwänge seiner Elemente ableitend) wiederholt in gewisser Weise das alte Dilemma der Sozialwissenschaften zwischen Holismus und Subjektivismus (Individuum und Gesellschaft) oder auch eines entweder als ‘bottom up’ oder ‘top down’ zu qualifizierendem Wirkungsmechanismus der Kräfte sozialer Organisation. Es entsteht fast immer eine Inkommensurabilität der Perspektiven. Das systemtheoretische Vokabular ist auch als Versuch zu verstehen, diesen theoretischen Knoten zu lösen, indem auf den Begriff der Kommunikation umgestellt wird.

Diese ist quantitativ verfasst und dadurch leicht handhabbar in Bezug auf Vergleichbarkeit früherer und zukünftiger (Ziel-)Zustände. Daraus ergibt sich zudem der Vorteil, dass der schlecht intersubjektivierbare und daher theoretisch wenig anschussfähige Begriff des Gebrauchswerts für die ökonomische Theorie weitestgehend keine Rolle mehr spielt (es sei an Bentham's Vorschlag erinnert, Geld als non plus ultra für eine Bemessung von Glück zu betrachten). Dies gilt zumindest auf makroökonomischer Ebene, also dort, wo das Ganze der Wirtschaft von dieser in den Blick genommen wird. Auf mikroökonomischer Ebene leistet die Ordnung von Präferenzen – der quantifizierte Nutzen – die Basis für eine mathematische Integration des Nutzenbegriffs, der – wie weiter oben beschrieben – in gewisser Weise an die Stelle des Begriffs des Gebrauchswerts tritt (mit der nicht unbedeutenden Einschränkung, dass er nicht mehr als eine von zwei Erscheinungen – Gebrauchs-/Tauschwert – des Wertphänomens betrachtet wird). Die Entwicklung von einer sich über den Begriff des Wertes zu einer sich über den des Preises verständigen Wirtschaft ist somit in gewisser Weise ein notwendiges Korrelat der monetär vollständig integrierten Ökonomie. Als symbolisch generalisiertes Medium weist Geld die folgenden Eigenschaften auf, die erlauben, es als Angelpunkt einer vermuteten Autopoiesis des Wirtschaftssystems zu betrachten:

„lediglich systeminterne Konstitution (was unter anderem heißt: Nichtkonsumierbarkeit), Zirkulation, Möglichkeit der Externalisierung zur Herstellung von Beziehungen zur Umwelt und Fähigkeit zur Vermehrung und Verbesserung (...) also keine Beschränkung durch Summenkonstanz oder vorgegebene Knappheiten. Geld ist demnach ein Fall (und für Theoriebildung zugleich der prototypische Fall) von symbolisch generalisierter Sinnbildung schlechthin, und diese Ebene kann nochmals überboten werden durch einen Begriff des Mediums, der schließlich nichts anderes mehr besagt als Einheit der Differenz.“³⁵⁹

Der Analyseansatz beim Medium Geld rechtfertigt sich wiederum durch dessen formale Vergleichbarkeit mit anderen medial codierten sozialen Interaktionsformen auf einem höheren Abstraktionsgrad:

„Wir halten an dem Gedanken fest, daß Geld als ein Medium begriffen werden kann und daß in der funktionalen Abstraktheit dieses Begriffs Vergleichsmöglichkeiten stecken; daß es also für verschiedene Konstellationen verschiedene Medien gibt. Wichtig bleibt auch das Merkmal der Generalisierung. Als generalisiertes Medium kann Geld die Verschiedenheit des Verschiedenen

³⁵⁹ Niklas Luhmann, *Die Wirtschaft der Gesellschaft*, S. 232.

*überbrücken, und zwar ohne dies Verschiedene als etwas anderes, Medienfremdes auszuschließen. Das Medium bleibt dem Vermittelten inhärent.*³⁶⁰

Das Medium Geld, in welches unter Bedingungen doppelter Kontingenz Zahlungsentscheidungen eingetragen werden können, die Anschlussfähigkeit herstellen und über den Preismechanismus koordiniert werden, ist also zunächst nichts weiter als ein symbolisch generalisierter Kommunikationsraum, in dem Zustandsänderungen unter bestimmten Konditionierungen – Regeln des Gebrauchs, die ihrem Ursprung nach ebenfalls symbolischer Natur sind – stattfinden.

Um in der theoretischen Beobachtung dieses Raumes der Preisbildungen auf der makroökonomischen Perspektive mehr als chaotisches Kaufen und Verkaufen konstatieren zu können, liegt ein die Beobachtung leitender Referenzpunkt des Gesamtgeschehens nahe. Der Begriff der ‚dynamischen Stabilisierung‘, der eine Vorstellung von Gleichgewicht impliziert und unter Aspekten der ‚Fixierung‘ des theoretischen Diskurses in gewisser Weise als Nachfolger des objektiven Wertbegriffs gelten kann, verdankt sich also dem Doppelcharakter des ‚Symbolischen‘ als Vereinigung und Trennung, Identität und Differenz ermöglichend.

Die Symbolsphäre des Mediums Geld überbrückt zunächst die Distanz zwischen Ego und Alter hinsichtlich des Problems der Akkumulation und Vergleichbarkeit des diffusen Wertphänomens, insofern ist sie synthetisierend tätig. Gleichzeitig ist der so entstehende Möglichkeitsraum so konstituiert, dass er dazu Anlass gibt, Unterscheidungen in ihn einzutragen.³⁶¹ Dieser differenztheoretische Ansatz ist es auch, der die Luhmannsche Theorie recht deutlich von der Marxistischen Theorietradition abgrenzt, in der ein ökonomischer Ansatz mit dem Versprechen eines (auf Hegel zurückgehenden) Synthesezustandes der Gesamtgesellschaft verbunden wird. Die Besonderheit der systemtheoretischen Analyse ermöglicht ein Hinausgehen über die Auffassung von Geld als ‚Zeichen‘, das heißt: als Referenzträger. Als *Symbol* muss Geld stattdessen als eine Überbrückung der Ego-Alter-Differenz gedacht werden, die sich selbst in der Kommunikation absolut setzt und Trennung sowie Vereinigung in ihrem eigenen Namen leistet, ohne Verweisen zu müssen. Die Einheit der Wirtschaft ist damit letztinstanzlich eine künstliche, keine natürliche. Das Medium Geld als erste Erscheinung dieser Einheit ist aus systemtheoretischer Sicht auch das letzte einer

³⁶⁰ Ebenda, S. 233.

³⁶¹ „Wir schließen kurz: Symbolisch generalisierte Kommunikationsmedien sind diabolisch generalisierte Kommunikationsmedien. Das, was verbindet, und das, was trennt, wird aneinander bewußt. Zunächst bilden Symbolik und Diabolik eine unlösbare Einheit, das eine ist ohne das andere nicht möglich. Jeder Versuch, zwischen diesen Prinzipien des Miteinander und des Auseinander zu unterscheiden, zieht das jeweils andere wie einen Schatten mit sich.“ Niklas Luhmann, *Die Wirtschaft der Gesellschaft*, S. 258f.

Analyse zugängliche Phänomen.

Es wurde bereits die These formuliert, dass es des Vorhandenseins von Bargeld als Alltagsphänomen bedurfte, um einen Sachverhalt *oikonomia* aus dem politischen Gefüge insgesamt begrifflich hervortreten zu lassen. Ein naheliegender Reflex der Theoriebildung, der zunächst die Stoßrichtung für die proto-ökonomische Theoriebildung vorgab, war es, die verborgenen natürlichen Phänomene zu erschließen, die als kausal für die oberflächliche Bewegung der menschlichen Geldverwendung vermutet wurden. Sämtliche objektiven Werttheorien seitdem – die natürlichen wie die kulturellen – zielten darauf, der Identität *der Erscheinung* des ökonomischen Sachverhalts eine Identität *seines Wesens* erklärend zur Seite zu stellen.

Eine Theorie, die Geld als symbolisch generalisiertes Medium begreift und damit als sich in der Sphäre der Kommunikation bildende *Form*, kann (oder vielmehr: muss) die Frage seines Dahinter zugunsten einer Analyse der kommunikativen Eigenschaften desselben zurückstellen. In den hier interessierenden Begrifflichkeiten bedeutet dies, dass die Wert/Preis-Differenz für die Theoriebildung keine Rolle mehr spielt. Es lässt sich dann eine strukturelle Verwandtschaft zwischen Systemtheorie und den jenseits eines objektiven Wertbegriffs operierenden Theorien von Angebot und Nachfrage feststellen, die jeweils eine Spielart der Differenz von Schein/Sein zur Beschreibung ihres Erkenntnisinteresses und damit ihres Selbstverständnisses fallen lassen. In beiden Fällen lässt sich vermuten, dass Lerneffekte aus vorherigen Revisionen des analytischen Begriffsapparates eine nicht unwesentliche Rolle bei dieser recht grundsätzlichen Änderung des jeweiligen Selbstverständnisses gespielt haben.

II. 3. Fiat-Geld als Metazeichen

Der speziell systemtheoretischen Interpretation von Geld als symbolisch generalisiertem Medium, das Referenz – die Bepreisung von Dingen – ermöglicht, aber gleichzeitig als anschlussfähige kommunikative Struktur eine Unabhängigkeit und Souveränität gegenüber der Ding-Sphäre gewinnt, lässt sich eine verwandte Lesart des Phänomens Geld (genauer: des Phänomens Fiatgeld) zur Seite stellen. Brian Rotman formuliert in *Die Null und das Nichts*³⁶² eine Auffassung von Geld als *Meta-Zeichen*, definiert als ein Zeichen, das eine referentielle Ordnung, deren Teil es ist, organisiert, ohne selbst referentiell begreifbar zu sein. Die Interpretation setzt die Einführung des ‚Null-Zeichens‘ in die europäische Mathematik in Analogie zu Vorgängen aus anderen kulturellen Bereichen, die formal ähnlich funktionieren, darunter auch die zunehmende Verbreitung von Papiergeld. Wenn man also anhand der Luhmannschen Analyse zu dem Schluss gelangen kann, dass die Bildung des *symbolisch generalisierten Mediums* Geld als Errungenschaft gesellschaftlicher Evolution das Tauschverhalten, wie es den unter der Prämisse der Geldschleier-These verfahrenen ökonomischen Theorien zugrunde liegt, grundsätzlich verändert – eine These, die sich auch bei Marx und Keynes bereits in Ansätzen findet – , stellt sich die Frage, wie die spezifische *Eigenart* dieser Mittlergröße zu fassen ist.

Rotman führt die Behauptung an, dass mit der Renaissance eine Wendung in der europäischen Kultur eintritt, in der bestimmte ‚isomorphe‘ Zeichensysteme anfangen bewusst in ihrer Ordnungsfunktion wahrgenommen zu werden. Und dass dieser Vorgang anhand der Beispiele kenntlich wird, in denen eine Zeichenordnung um ein Zeichen, das die Abwesenheit des von ihm Bezeichneten – des Signifikats – bezeichnet, kreist. Die gefolgerte These ist – ebenso schlicht wie bedeutungsvoll – diejenige, dass es sich beim Epochenbruch von der mittelalterlichen zur neuzeitlichen *Ordnung der Dinge* um einen Wandel vom Prinzip der *bloßen Referenz* – der unorganisierten Abbildung – hin zu einer symbolischen Ordnung handelt, in der die referentielle Organisation von Zeichensystemen durch eine Art Null-Zeichen organisiert wird; ein Zeichen, dem in der Ding-Sphäre nichts entspricht; einen *leeren Signifikanten* also.

Für die hiesige These einer Abnahme an Fremdreferenz im Wertbegriff im Verlauf der Geschichte ökonomischen Denkens und damit hin zu einem Verständnis von Ökonomie, das

³⁶² Brian Rotman, *Die Null und das Nichts. Eine Semiotik des Nullpunkts*, Berlin: Kadmos-Verlag 2000

sich von einer natürlichen Ordnung hin zu einer stärker kommunikativen, sozialen Ordnung bewegt, ist diese Auffassung interessant, weil sie eine weitere Abstufung innerhalb des ‚Referenzgrades‘ vornimmt, den man für Geld als Wertzeichen konstatieren kann. Rotman formuliert die These seiner Studie folgendermaßen:

„Ich möchte ausdrücklich behaupten, daß bestimmte wesentliche Änderungen in den Codes der Zahlen, der visuellen Darstellung und des monetären Tausches, die als Teil der Diskontinuität in der als Renaissance bekannten westlichen Kultur auftraten – die Einführung der Null in die Praxis der Arithmetik, des Fluchtpunkts in die Perspektiv-Kunst und des imaginären Geldes in den ökonomischen Tauschhandel –, drei isomorphe Manifestationen unterschiedlicher, jedoch in einem formalen semiologischen Sinn äquivalenter Modelle derselben bezeichnenden Figur darstellen. Die Null verhält sich gegenüber den Zahlzeichen wie der Fluchtpunkt gegenüber den perspektivischen Abbildungen und das imaginäre Geld gegenüber den Geldzeichen.“³⁶³

Die Ähnlichkeit zur Luhmannschen Medientheorie ist auffällig. Auch Rotman diagnostiziert für recht weit auseinander liegende gesellschaftliche Praktiken eine Homologie auf der Abstraktionsebene ihrer formalen Organisation. Die vorgebrachte These ist für ihre hohe angewandte Bereichsinvarianz recht augenfällig: Man hat es in allen drei Beispielen mit einer Sphäre der semiotischen Welterfassung zu tun, deren Normalfall die Referenz ist; eine Zahl bedeutet eine bestimmte Menge an empirisch vorhandenen Dingen, in der bildlichen Darstellung entspricht jeder Teil auf der Leinwand einem Teil der Realität, ein Geldbetrag bemisst den Gebrauchswert eines Gutes. Das spezifische Ordnungsprinzip verdankt sich aber jeweils einem Fall von Nicht-Referenz, ohne den die jeweilige Ordnung nicht zustande käme³⁶⁴: Die Operationen der modernen Arithmetik sind auf den Zahlenwert ‚Null‘ angewiesen, um die Welt des empirisch Vorhandenen formal erfassen zu können. Der Fluchtpunkt der Zentralperspektive verläuft ins Nichts, bildet nichts ab, gleichzeitig ist jeder andere (abbildende) Punkt auf der Leinwand in seiner Position durch sein Verhältnis zu ihm definiert. Und schließlich geht im Fiat-Geld – also jedwedem Geld, das nicht mehr selbst aus den allgemein als intrinsisch wertvoll angenommenen Edelmetallen besteht – die Prägung von symbolischer Wertsubstanz dem Vorhandensein empirisch vorhandener Güter voraus und organisiert deren kommensurable Interpretation im Geldwert, während die papiernen Geldscheine selbst keinerlei Gebrauchswert haben.

³⁶³ Brian Rotman, *Die Null und das Nichts. Eine Semiotik des Nullpunkts*, Berlin: Kadmos-Verlag 2000, S. 23.

³⁶⁴ Rotman verwendet seinen Begriff des ‚Meta-Zeichens‘ unter anderem in Anlehnung an Ernesto Laclau ‚empty signifier‘. Vgl.: Ernesto Laclau, *Emancipation(s)*, London: Verso 1996, S. 36ff.

Auch für Rotman stellt Geld, wie bei Luhmann, so etwas wie ‚institutionalisierte Selbstreferenz‘ dar, allerdings hebt er dabei den Schritt von der Edelmetallbindung zum reinen Fiatgeld als eines Zeichens hervor, welches

„die vertraute, moderne Vorstellung von Geld ersetzt, d. h. das Papiergeld, dessen Wert in seinem Versprechen einer Einlösung in Gold oder Silber besteht, durch eine Geldnote, die nichts verspricht, aber eine identische Kopie ihrer selbst ist und welche ihren Wert, d. h. das, was sie als Zeichen bezeichnet, in der Form einer gewissen Art des Selbstverweises bestimmt.“³⁶⁵

Die Figur des Meta-Zeichens ist also gewissermaßen eine Souveränitäts-Figur, eine nicht weiter als auf sich selbst verweisende Letztbegründung, mit der paradoxen Eigenschaft, der durch sie begründeten Ordnung gewissermaßen gleichzeitig anzugehören und nicht anzugehören. An einer Stelle formuliert Rotman:

„In der Tat ist das Scheingeld, verglichen mit den Zeichen des Goldgeldes, wie die Null und der Fluchtpunkt ein gewisses Metazeichen, das sowohl an einer neuen Zeichenpraxis teilhat als auch sie begründet.“³⁶⁶

Einmal mehr – im Zusammenhang mit der Schumpeterschen Figur des Unternehmers wurde schon einmal eine ähnliche Parallele sichtbar – ruft diese formale Konstellation Assoziationen an die Paradoxie des Souveräns nach Carl Schmitt auf:

„Er steht außerhalb der normal geltenden Rechtsordnung und gehört doch zu ihr.“³⁶⁷

Allerdings geht es Rotman in seiner Darstellung nicht um einen personal interpretierbaren Begriff von Souveränität. Der Zentralbankchef oder die Giralgeld schöpfende Geschäftsbank taugen nicht wie der Schumpetersche Unternehmer oder der Schmittsche Souverän zur aktivisch-vitalistischen Überhöhung. Dennoch ist im Primat des Nominalwerts des Fiat-Geldes gegenüber dem Gebrauchswert realer Güter ein Residuum von persönlicher, autoritativer Geltung zu erkennen:

³⁶⁵ Ebenda, S. 30.

³⁶⁶ Ebenda, S. 55

³⁶⁷ Carl Schmitt, *Politische Theologie. Vier Kapitel zur Lehre von der Souveränität*, S. 14.

„Wir sahen, wie Bankgeld, das imaginäre ideale Geld, (...) dem Goldgeld einen Preis zuteilte, eine gewisse Art schriftlichen Kredit produzierte, ein Geldversprechen, das von einer Bank einem benannten einzelnen Kaufmann gegenüber gemacht wird. Und obwohl ein solcher Schuldschein von Hand zu Hand weitergegeben werden und darum in einem gewissen Sinne frei zirkulieren konnte, wurde seine Verbindung zum ursprünglichen Kaufmann, wie komplex der Tauschkreislauf auch sein mochte, nie gelöscht. Das sekundäre Metazeichen, das den Abschluß des imaginären Geldes bildet, ergibt sich aus der vollständigen Loslösung von dieser Zugehörigkeit, der Trennung der Geldzeichen von nachweisbaren benannten Eigentümern und der Schaffung einer neuen, entpersonalisierten und anonymen Form von Geldzeichen – das des P a p i e r g e l d e s.“³⁶⁸

Die Überbleibsel der autoritativen Dimension des Papiergeldes finden sich noch in der Signatur von Zentralbankchefs oder Staatsoberhäuptern auf den Geldnoten verschiedener Währungen. Eine geschichtliche Vorbedingung für die Stabilität der Geltung von Papiergeld per Dekret ist also zunächst eine konkrete Form staatlicher Souveränität, deren Ordnungsfunktion so unzweifelhaft besteht, dass sie in Fragen der Annahmewahrscheinlichkeit des von ihr per *fiat* geschaffenen Wertzeichens der evidenten Werthaltigkeit der *Dingsphäre* gegenüber gewissermaßen gleichmächtig wurde. Dahinter steht die allgemeinere Notwendigkeit, dass hinter jeder halbwegs stabilen Währung eine Art von gelingender Staatlichkeit steht.

Die Souveränität der Zeichensphäre (in systemtheoretischen Begrifflichkeiten: des symbolisch generalisierten Mediums) gegenüber der empirischen Welt verdankt sich also – so Rotmans These – einer vergessenen persönlichen Autorität,³⁶⁹ verweist immer noch auf diese, ist aber im Wesentlichen geronnene Autonomie des Zeichens:

„Das Ergebnis ist eine Umkehrung der ursprünglichen Bewegung vom Objekt zum Zeichen. Die Zeichen des Systems werden schöpferisch und autonom. Die letzten Endes ‚reelen‘ Dinge, d. h. Ziffern, visuelle Szene und Güter, stellen genau die vom System erlaubte Präsentationsform dar. Das System wird nicht nur zur Quelle der Realität, indem es das artikuliert, was real ist, sondern es stellt auch die Mittel zur Verfügung, diese Realität ‚zu beschreiben‘, als ob es eine sich selbst gegenüber äußere und frühere Sphäre wäre – d. h. als ob ein zeitloser ‚objektiver‘ Unterschied bestünde: eine

³⁶⁸ Brian Rotman, *Die Null und das Nichts*, S. 83.

³⁶⁹ „Was hier vergessen, ignoriert, unterdrückt – sogar verdrängt – wird, ist das ursprüngliche Subjekt, oder vielmehr, die wirkende Kraft dieses Subjekts, die Tätigkeit dessen, der durch das primäre Metazeichen für die Hervorbringung des gesamten Zeichensystems verantwortlich ist. Das Meta-Subjekt tritt nämlich an der leer gelassenen Stelle des primären Subjekts auf.“ Ebenda, S. 93.

*transzendente Opposition zwischen Präsentation und Repräsentation.*³⁷⁰

Ohne einen Begriff des autopoietischen Systems unmittelbar in Anschlag zu bringen, findet sich bei Rotman also ein ähnlicher Ansatz des semantisch vermittelten und evolutionären Prozessen unterliegenden Sozialkonstruktivismus. Das Papiergeld verweist, indem die persönliche Dimension des politischen Souveräns in seiner Wahrnehmung zurücktritt, nur noch auf sich selbst. In Zeiten einer Entkoppelung der Währungen vom Edelmetall ist die durch Signatur garantierte Geltung des Papiergeldes vollendete Selbstreferentialität. Wo sich zu früheren Zeiten die Garantie fand, eine bestimmte Note gegen ein bestimmtes Quantum Edelmetall einzutauschen, ist die heutige Geltung des Geldes tautologisch. Sie besagt, dass die Geldnote genau das ist, was sie ist, ohne jedwedes Versprechen der sie prägenden Autorität, im Zweifelsfall die Konvertierung in eine höhere – nämlich materielle – Autorität zu gewährleisten. Der Halt gebende Anker ist derjenige einer sozialen Institution.

*„Der Skandal besteht in der Selbstschöpfung: als zirkulierendes Geldzeichen beruft sich das Papiergeld genau auf die Vorzeitigkeit, die zu dekonstruieren es als schöpferisches Metazeichen die Eigenschaft besitzt.“*³⁷¹

Diese Entwicklung auf der monetären Ebene der Wirtschaftsgeschichte ist nicht ganz unwichtig, insofern hier eine Analogie zur Entwicklung des Wertbegriffs auch in der ökonomischen Theorie vorliegt, wo diese unter expliziter Nichtbeachtung von Geld als Analysegegenstand voranschreitet. Was Rotman als ‚die Vorzeitigkeit der Zeichen vor den Dingen‘ bezeichnet, findet seinen Beleg in der Möglichkeit durch imaginäres Geld unmittelbar geltenden Wert zu schaffen. Ab diesem Zeitpunkt kann mit der Zukunft auf eine Weise operiert werden, die zu Zeiten, in denen im wörtlichen Sinne nur das Wert hat, was zuvor – im materialen Sinne – produziert wurde, nicht möglich war. Vergleichbar ist diese Entwicklung allerdings der theoretischen Integration der Nachfrage in die Analyse des Wertproblems, insofern hier ein in der Zukunft liegender und in seiner Art und Weise schwer voraussehender Referenzpunkt Eingang in die Definitiorik des Wertbegriffs findet. Rotman formuliert:

„Für Geldzeichen bricht die Illusion der Vorzeitigkeit an genau dem Punkt zusammen, wo die

³⁷⁰ Ebenda, S. 58.

³⁷¹ Ebenda, S. 88.

*gedruckte Banknote als Instrument zur Schöpfung von Geld anerkannt wird.*³⁷²

Sowohl im Falle des in der Natur fundierten Wertbegriffs der Vorklassik als auch des in der menschlichen Produktion verankerten Wertbegriffs der klassischen Ökonomik handelt es sich um ein Wertverständnis, das von einer Vorzeitigkeit der Dinge vor den Zeichen auf apodiktische Weise ausgeht. Und obgleich im neoklassischen Mainstream noch eine breite Skepsis gegenüber der Existenz ‚echter‘, nachhaltiger Wertschöpfung durch monetäre Maßnahmen oder fiskalisches *deficit spending* besteht, ist der Glaube an die Vorzeitigkeit der Dinge vor den Zeichen (man könnte auch sagen: der Angebots- vor der Nachfrageseite) kein unbedingter mehr. Die mit der Zukunft operierenden Größen sind es, die die moderne Ökonomie in ein sich selbst stabilisierendes soziales System verwandeln, das zu einem nicht unwesentlichen Grad auf *Erwartungen* an zukünftiges Handeln der beteiligten Akteure fußt.³⁷³

Rotman bemüht sich, hinter der zunächst unfraglichen Geltung der von ihm untersuchten Zeichensysteme deren Genealogie aufzudecken und den ursprünglichen Prägungsprozess offenzulegen:³⁷⁴

„Die Algebra ist sicherlich eine abstraktere und weniger konkrete Kunst als die Arithmetik, geschriebene Berechnungen sind abstrakter als Rechenoperationen mit dem Abakus, Papiergeld ist abstrakter als imaginäres Geld, und die Verwendung des Goldgeldes ist eine abstraktere Aktivität, als der Austausch im Tauschhandel usw. Aber diese Art des einfachen linearen Aufstiegs durch Abstraktionsniveaus verbirgt, obwohl vielleicht für bestimmte, rein interne Geschichten von Codes adäquat, den für diese Änderung verantwortlichen Agenten, eine Subjektivität, in Bezug auf die (und

³⁷² Ebenda, S. 87.

³⁷³ Dementsprechend spät, nämlich erst gegen Ende des neunzehnten Jahrhunderts, konnte eine Kredittheorie entstehen, die das im Bankensystem zirkulierende Geld als Einlösungsversprechen und nicht als auf einem bereits materiell existierenden Wertbestand basierend fasst. Siehe: Henry Dunning Macleod, *The Theory of Credit*, London/New York: Longmans, Green, and Co. 1889.

³⁷⁴ Der theoretische Gestus versteht sich dabei explizit in der Tradition Nietzsches als Aufdeckung des Kontingenten in den scheinbar aus sich gültigen Abstraktionen der Sprache und der Zeichensysteme: „Dieser Schritt, der die Meta-Zeichen als Zeichen in die Codes der Mathematik, des Bildes, des Textes und des Geldes einführt, läßt sich als ein vertrautes und banales Phänomen im Code der gesprochenen Sprache abbilden, nämlich in der wörtlichen Wiedergabe von Redefiguren, im Tod der Metaphern, Metonymen und ähnlichem. Jedoch scheint die Frage ‘Was ist buchstäblich eine tote Metapher und wie und an welchem Punkt sterben Metaphern?’ problematisch und unbeantwortbar. Für Nietzsche zum Beispiel, dessen Angriff auf die ‘Wahrheit’ einen Sinn für die Schwierigkeit einführte, die hinter jeder einfachen Interpretation des ‘Wörtlichen’ liegt, war es eine Frage des Vergessens: ‘Die Wahrheiten sind Illusionen, von denen man vergessen hat, daß sie welche sind, Metaphern, die abgenutzt und sinnlich kraftlos geworden sind, Münzen, die ihr Bild verloren haben und nun als Metall, nicht mehr als Münzen, in Betracht kommen’” Ebenda, S. 94.

nur so) sie verständlich gemacht werden können.“³⁷⁵

Bekanntlich interessiert sich der Funktionalismus und insbesondere Niklas Luhmann wenig für die erklärende Funktion, die Subjekte in der soziologischen Theorie leisten können.³⁷⁶ Der historische Blick auf die Übergänge und Brüche in der Semiotik des Geldes bleibt der Beobachtung der Systemtheorie, die im Medium Geld einen sehr einheitlich gefassten höheren Grad sozialer Koordinierung gegenüber vorherigen Formen der Daseinsvorsorge erkennt, weitestgehend verstellt. Interessant ist es daher auch, dass Luhmann das Medium Geld in historischer Perspektive relativ homogen betrachtet und damit unabhängig von seinen verschiedenen Gestalten in der Geschichte; insbesondere unabhängig von der Frage der Edelmetallbindung. Geld funktioniert, weil (und genau dann, wenn) seine Verwendung anschlussfähig ist. Die darunter liegenden Funktionsweisen der Beglaubigung, sei es durch die harte Materialität des Edelmetalls, durch Autorität oder deren bloßes Zeichen, treten nicht in den Vordergrund. Bei der Rückverfolgung der verschiedenen Erscheinungsweisen des symbolisch generalisierten Mediums Geld und deren unterschiedlichen Materialitäten, wie sie Rotman durchführt, kann man dagegen wohl von einer dekonstruktivistischen Perspektive auf das systemtheoretische *Medium* in seiner systemtheoretisch ultimativen und theoretisch fixen Gestalt sprechen.

³⁷⁵ Ebenda, S. 95.

³⁷⁶ “Zurechnung auf ‘den Menschen’ ist mithin ein Artefakt, eine Konstruktion. Und die Frage ist dann, wie und wofür wird sie angefertigt? Zugestanden, daß eine entsprechende Konvention für die Kommunikation über Wissen unentbehrlich ist. Aber wenn das zugestanden wird, ist dann nicht eigentlich die Kommunikation selbst das Beobachten, das sich des Menschen nur bedient, was immer sie damit meint, um sich selbst fortzusetzen?” Niklas Luhmann, *Die Wissenschaft der Gesellschaft*, S. 16f.

III. Die Ökonomik und die angrenzenden Wissenschaften

III. 1. Prozessdenken in der Ökonomik und den angrenzenden Sozialwissenschaften

Es ist in den vorangegangenen Abschnitten die These formuliert worden, dass mit dem Ende des objektiven Wertbegriffs in der Ökonomik der *systemische* Charakter des Phänomens Wirtschaft eine stärkere Hervorhebung findet. Nachdem der Wert nicht mehr als eine den Dingen durch Natur oder Arbeit intrinsisch eingepfote Qualität aufgefasst wird, beginnt die Theorie, ihn zunehmend als das Resultat eines bestimmten Verhältnisses, einer bestimmten Interaktion zwischen den relevanten ‚Marktkräften‘ zu interpretieren. Luhmann spricht von einer *dynamischen Stabilisierung*, die an die Stelle einer *Stabilisierung durch Substanz* tritt. Theorien über die *Bestandsgröße* Wert werden von Theorien der *Preisbildung* abgelöst. Damit erfährt das Phänomen der Ökonomie in seiner Beschreibung insgesamt eine Veränderung in Richtung des Prozesshaften; mit einem mehr oder weniger hohen Anteil an Statik zum Beispiel im mathematischen Gerüst der frühen, den dynamischen und transformatorischen Aspekten eine noch relativ geringe Bedeutung beimessenden allgemeinen Gleichgewichtstheorien.

Für die Soziologie gilt dagegen, dass der systemtheoretische Ansatz und diesem in puncto Prozessdenken verwandte Schulen nur einen Teil des Faches bilden, während die Ökonomik sich auf relativ breiter Front von einem Wert-Realismus entfernt und einer prozeduralen Preistheorie zugewandt hat. Der Luhmannschen Diagnose, die Soziologie leide an ‚multipler Paradigmatase‘,³⁷⁷ entspricht in der Ökonomik höchstens in diachroner Sicht eine Aufeinanderfolge verschiedener Axiomatiken, die durch eine ständige Notwendigkeit, die bis zu einem bestimmten Zeitpunkt Anwendung findende Wertdefinition der ökonomischen Realität anzupassen, schließlich in Richtung eines Verzichts auf einen substantiell gefassten Wertbegriff in den Preistheorien der Grenznutzenschule konvergieren. Insofern ist die ökonomische Werttheorie stets auch ein Rückzugsgefecht gewesen gegen die in das theoretische Gebäude drängenden aber zunächst ausgeschlossenen ‚Wertintuitionen‘ zum Beispiel des Zinses, der industriellen Produktion, der Dienstleistungen, der

³⁷⁷ Niklas Luhmann, *Gesellschaftsstruktur und Semantik*, S. 50

Informationstechnologie, der Patentrechte, des Fiatgeldes, etc.

Der Preismechanismus als *dynamische Stabilisierung* der Ökonomie und seine Reflexion in den Theorien des allgemeinen oder partiellen Gleichgewichts verdankt seine Anwendbarkeit auch dem gefeit Sein gegen das erneute Wegbrechen einer zu eng gefassten Definition substantiellen Wertes. Die ökonomische Theorie wird somit verstärkt aufnahmefähig und offen für Unvorhersehbarkeiten in der Entwicklung der faktischen Ökonomie. Indem die Ökonomik also in ihrem Marktverständnis nicht mehr auf ein *Letztding* rekurriert, ist es gestattet festzustellen, dass sie sich – mit Nicholas Rescher gesprochen – von der das abendländische Denken wesentlich bestimmenden ‚Dingontologie‘³⁷⁸ emanzipiert hat.

Eine ähnliche Entwicklung wie die hin zu einer Auffassung des Wertphänomens als Prozess, dessen Voraussetzung das Scheitern seiner vormaligen substantiellen Definition ist, lässt sich in der politischen Theorie in den prozeduralen Theorien der Gerechtigkeit beobachten, wie sie durch John Rawls und Jürgen Habermas populär wurden. Auch in der Wissenschaftstheorie gibt es Tendenzen einer Öffnungsbewegung auf das Formale eines sozialen Prozesses hin. So kann das Forschungsprogramm des kritischen Rationalismus oder auch der neopragmatistische Wahrheitsbegriff zum Beispiel Richard Rortys in diesem Sinne verstanden werden. Diesen theoretischen Ansätzen ist gemein, dass sie sich in bewusster Abgrenzung zur Exklusionsproblematik einer zu eng gefassten sachlichen Einlassordnung für bestimmte Bereiche des theoretischen Diskurses formulieren. Vor allem verstehen sie sich alle als Novellierung ihres jeweiligen theoretischen Feldes *mit einem dezidiert postmetaphysischen Akzent*. Die von Mark Blaug diagnostizierte ‚Formalist Revolution‘³⁷⁹ in der ökonomischen Theoriebildung lässt sich so womöglich in eine Reihe von ‚formalistischen Revolutionen‘ eingliedern, welche spätestens ab der Nachkriegszeit – vom Bestreben um eine ostentativ nüchterne Methodik in den Geisteswissenschaften gekennzeichnet – eine gewisse Unanfälligkeit für die von einem demokratischen Quorum der Forschergemeinschaft losgelöste Proklamation höchster Essenzen aufweisen.

Die Habermassche Diskursethik bekennt sich so zu einem prozeduralen Begriff der praktischen Vernunft sowie – obgleich dies stärker bei Rawls der Fall ist – einem prozeduralen Verständnis von Gerechtigkeit:

„Der diskursethische Grundsatz nimmt auf eine Prozedur, nämlich die diskursive Einlösung von

³⁷⁸ Nicholas Rescher, *Process Metaphysics. An Introduction to Process Philosophy*, SUNY Press: Albany 1996, S. 66.

³⁷⁹ Siehe: Mark Blaug, *The Formalist Revolution of the 1950's*.

*normativen Geltungsansprüchen Bezug; insofern läßt sich die Diskursethik mit Recht als formal kennzeichnen. Sie gibt keine inhaltlichen Orientierungen an, sondern ein Verfahren: den praktischen Diskurs.*³⁸⁰

Sowohl die Habermassche Diskursethik als auch die *Transzendentalpragmatik*³⁸¹ Karl-Otto Apels halten am hypothetischen Postulat der eindeutigen Entscheidbarkeit normativer Fragen fest, verlegen die Verbriefungsinstanz aber vom Subjekt auf die Ebene der Sprache als intersubjektiven Vermittlungsort von Verständigungsbemühungen. Voraussetzung ist eine Auffassung von Sprache als ihrem Wesen nach auf konstruktive Verständigung und die authentische Geltungsmachung von Sinn-Ansprüchen zielend. Beide rekurren in diesem Verständnis auf die Sprechakttheorie Austins und Searles. Obgleich diese reformatorischen formal-prozeduralen Fassungen von Rationalität also nicht ganz ohne zuweilen auch starke Voraussetzungen über das Wesen des sprachlichen Vollzugs des beschriebenen Rationalitätsbildungs-Prozesses auskommen, stellt die Aufbrechung des subjekt-zentrierten Verständnisses von Rationalität immer noch eine starke Aufwertung des kollektiven Kommunikationsgeschehens gegenüber einer auf die zeitlose Unabhängigkeit der Grundkategorien einer eingeborenen, sich im Einzelbewusstsein geltend machenden Vernunft abstellenden Tradition dar, die in diesem Sinne noch als Platonisch bezeichnet werden kann. Wo Habermas im geordneten diskursiven Prozess einen neuen Angelpunkt für eine modernisierte normative Theoriebildung, eine *kommunikative Vernunft*, erstrebt³⁸², findet sich bei Luhmann eine eher enttarnende Haltung bezüglich der Bedeutung des legitimierenden Prozesses, der folglich stärker von seinem Dahinter – der als *richtig* vermuteten Norm – abgekoppelt wird. Stattdessen wird der erstaunliche – weil zunächst unwahrscheinliche – Effekt einer Erzeugung von Legitimität durch das *bloße* Verfahren in den Mittelpunkt der Darstellung gerückt und auf seine Ursachen und Möglichkeitsbedingungen befragt:

„Zum liberalen, das alteuropäische Traditionsgut ablösenden Denken über Recht, Staat und Gesellschaft gehört die Annahme, daß rechtlich geordnete Verfahren zur Legitimation von rechtlich verbindlichen Entscheidungen beitragen, ja sie tragen können. Diese These ist, bewußt oder unbewußt, konzipiert worden, um das alteuropäische Modell einer hierarchischen Ordnung von

³⁸⁰ Jürgen Habermas, *Moralbewußtsein und kommunikatives Handeln*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1983, S. 113.

³⁸¹ Siehe: Karl-Otto Apel, *Transformation der Philosophie*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1976.

³⁸² Das situierte Telos einer solchen prozeduralen Vernunft – der Konsens – ist von Luhmann polemisch als “eine Art mobiles Ersatznaturrecht” bezeichnet worden. Vgl. Niklas Luhmann, *Ökologische Kommunikation*, Opladen: Westdeutscher Verlag 1988, S. 134. Zitiert nach: Norbert Bolz, *Ratten im Labyrinth. Niklas Luhmann und die Grenzen der Aufklärung*, München: Wilhelm Fink Verlag 2012, S. 70.

*Rechtsquellen und Rechtsmaterien zu ersetzen. Sie scheint mehr Offenheit für neuartige Normbildungen, mehr Elastizität und Anpassungsfähigkeit des Rechts und ein höheres Potential für strukturellen Wandel in der Gesellschaft in Aussicht zu stellen.*³⁸³

Es besteht demnach ein gewisser notwendiger Zusammenhang zwischen den Begriffen ‚liberal‘ und ‚Verfahren‘ sowie eine ebenso notwendige Opposition zu dem, was hier als ‚Rechtsquellen und Rechtsmaterien‘ zusammengefasst wird. Der Liberalismus, der die Autonomie des Individuums als axiomatisch setzt, muss folgerichtig immer auch die Uneinholbarkeit des einzelnen Subjekts für diejenigen als allgemein proklamierten Tugenden behaupten, die in stärker kommunitaristischen Gesellschaftsauffassungen – in der antiken Polis beispielsweise, in sozialistischen Staaten sowie in jeder Form von Theokratie – noch den Überbau gesellschaftlicher Organisation bilden und gleichzeitig immer einer gesellschaftlichen Herrschaftsschicht mit privilegiertem intellektuellen Zugang bedürfen, um implementiert werden zu können. Analogien zur Entwicklung der ökonomischen Theorie drängen sich bei diesem Abriss der Staatsrechtsgeschichte in nuce auf.

Der kritische Blick auf die (alteuropäische) Geistesgeschichte seitens einer Auffassung der Moderne, die ihren charakteristischen Zug in der Verbindung von antimetaphysischem und prozeduralem Denken trägt, findet sich stellvertretend in der Diagnose Alfred North Whiteheads:

*„Die sicherste allgemeine Charakterisierung der philosophischen Tradition Europas lautet, daß sie aus einer Reihe von Fußnoten zu Platon besteht.“*³⁸⁴

Es zeigt sich also, dass dieser Bruch mit dem alteuropäischen Denken auch – und vielleicht vor allem – in der ökonomischen Ideengeschichte eine Bewandnis hat, die dann sichtbar wird, wenn man den Entwicklungsgang des Wertbegriffs in seiner ökonomischen Dimension nicht als trivial begreift, sondern die Implikationen, die der theologische Ursprung eines als *ousia* gedachten Wertes lange Zeit mit sich führte, im Auge behält. Die Suche nach dem heiligen Gral der Volkswirtschaft als *Seinsgemeinschaft* aller Werterscheinungen, die Marx der eigenen Auffassung nach noch in die direkte Nachfolge von Aristoteles stellt, findet ihre pragmatische Lösung schließlich in der Vorstellung eines der Mathematisierbarkeit zugänglichen Prozesses, in dem *keine Variable* mehr als *fix* betrachtet werden kann; in einem

³⁸³ Niklas Luhmann, *Legitimität durch Verfahren*, Neuwied: Luchterhand 1969, S. VII.

³⁸⁴ Alfred North Whitehead, *Prozess und Realität. Entwürfe einer Kosmologie*, Frankfurt: Suhrkamp 1979, S. 91.

– metaphysisch ausgedrückt – Essenz-bereinigten Prozessgeschehen also.

Die in die Theorie integrierbaren Größen – neue Formen von Nutzen-Intuitionen sowie neue Formen (z.B. elektronische, also kommunikationsbasierte) Formen der Wert-Akkumulation – können ins Paradigma aufgenommen werden, weil dieses begriffen hat, dass es einen *trade-off* zwischen Anpassungsfähigkeit des Forschungsprogramms an evolutionäre Entwicklungen des Gegenstandsbereichs Wirtschaft und einer an den konkreten materiellen Phänomenen und ihrer begrifflichen Fixierung orientierten Theoriebildung gibt. Die Vorstellung einer möglichen Erkenntnis des Wesens des Rechts, der Wahrheit, der Moral in relativer Unabhängigkeit von den faktischen sozialen Prozessen, in denen diese Größen eine Rolle spielen, nimmt sich formal nicht anders aus als die theoretische Bemühung, das Wesen des ökonomischen Wertes *vor jedem Marktprozess* theoretisch bestimmen zu wollen.

Wiederum führt in der Moderne das Subjekt als autonomer Ausgangspunkt der Analyse zur Unmöglichkeit eine von ihm unabhängige objektive Geltung zu postulieren. Die Lösung ist ein Prozess, der den freien Subjekten ihre Willkür lässt und seine Urteile aus dem Ergebnis dieser kollektiven Freiheitsausübung abliest. Mit Blick auf das Ursprungsschema der alteuropäischen Geistesgeschichte erweist sich sozusagen ein mathematisierter Heraklit gegenüber einem seinsstarrten Parmenides als in Belangen ökonomischer Theoriebildung überlegen.³⁸⁵

Eine kontinuierliche Form von *Identität* lässt sich für diesen Vorgang, wie zum Beispiel in der Systemtheorie, nur noch auf Ebene der formalen oder symbolischen Codierung festmachen, also zum Beispiel der Codierung durch Geld. In der neoklassischen Ökonomik übernimmt der Gleichgewichtspreis die Rolle eines Referenzpunktes auf der *formalen* Ebene des quantifizierten Tauschwertes. Nur auf dieser formalen Ebene gibt es dann noch belastbare Fakten. Phänomenologisch qualifizierte Zielkonzeptionen des Prozesses in Richtung einer Art größten Glücks der größten Zahl, auf welches das formale Ideal des Gleichgewichts hindeutet, werden hinter diesem eher vermutet als beschrieben, gewissermaßen mit Verweis auf das runde Aufgehen der Gleichungssysteme extrapoliert. Verkürzt formuliert wird der (Gleichgewichts-)Preis – analog zum Recht, zur wissenschaftlichen Wahrheit, zur moralischen Norm – als dasjenige verstanden, was am Ende des kollektiven Verfahrens herauskommt. Und ebenfalls analog zu Recht, Moral, Wahrheit tritt dieses Preisbildungsverfahren an die Stelle einer Wesensanalyse a priori.

³⁸⁵ Zur Relevanz dieser ersten Spaltung der europäischen Philosophie auch noch für die Entwicklung der moderneren Physik (bis 1900), siehe: Emile Meyerson, *Identität und Wirklichkeit*, Leipzig: Akademische Verlagsgesellschaft 1930.

Unter dem gemeinsamen Gesichtspunkt einer Wendung hin zum Prozessgeschehen werden die systemtheoretisch-soziologische Perspektive und die volkswirtschaftlich-normative (insofern die Bezeichnung ‚normativ‘ für eine weitestgehend am Gleichgewichtsideal orientierte Ökonomik gestattet ist) als jeweils im Medium der formalisierten Codierung ökonomischer Interaktion operierend erkennbar. Noch einmal ist in diesem Zusammenhang auf die Bedeutung der theoriearchitektonischen Wendung im Marginalismus hinzuweisen, die gewissermaßen sowohl hin zum als auch weg vom Subjekt als Zentrum der Wertanalyse führt. Hin insofern, als die Präferierung des Subjektbegriffs als der Ort, an dem über den ökonomischen Wert entschieden wird, als Sargnagel für eine Theorie des objektiven Wertes fungiert. Und weg insofern, als das Subjekt im selben Zug zur Black Box für die theoretische Analyse erklärt wird. Die Ablösung des objektiven Wertbegriffs durch einen subjektiven kann also eine Art destruktives Misstrauensvotum interpretiert werden. Die Folge ist, wie bereits erwähnt, nicht die Ersetzung seines Vorgängers innerhalb gleichbleibender theoretischer Strukturen, sondern die Delegation des Wertproblems insgesamt auf die formale Ebene.

Der Einspruch, den zum Beispiel die *Kritische Theorie* unter dem theoretischen Kampfbegriff der *Entfremdung* an der theoretischen Weggabelung erhebt, an der unter anderem im Namen des Subjekts eine Forschungspraxis etabliert wird, die dieses Subjekt als Erkenntnisgegenstand sogleich wieder streicht, beziehungsweise in die Eindimensionalität einer ökonomischen *ratio* zwingt, ist daher in gewisser Weise folgerichtig.

Ob man nun aber den ökonomischen Prozess zum sozialen Prozess schlechthin erhöht, ob man an ihm die Kolonialisierung einer subjektiven Lebenswelt durch Systemzwänge beklagt und dabei eine strenge Trennung von Subjekt und Prozess in die Theorie einführt, oder ob man die Performanz des mathematisierbaren Prozesses nüchtern als beste aber nicht ideale Annäherung an die Dynamik ökonomischer Vorgänge betreibt, jeweils steht ein Verlaufsgeschehen im Vordergrund. Dass dieses Geschehen auch die definitorische Basis der vermeintlichen Bestandsgröße *Wert* in der modernen Wirtschaftswissenschaft bildet, ist auch im Vergleich mit anderen Entwicklungen in den Sozialwissenschaften *modern*.

Der Entwicklung vom objektiven Wert zum relationalen Preis in der Ökonomik entspricht in gewisser Weise die Entwicklung vom Ding zur Funktion in der systemtheoretischen Soziologie. Unter Umständen ist also Relationalität derjenige gemeinsame Nenner, unter dessen Aufrufung der Systemtheorie eine notwendige und (aus manch einer Perspektive: problematische) Nähe zum Denken ökonomischer Rationalität diagnostiziert wird. Die gesellschaftliche Moderne, die auch ein Triumph der Strukturen über die Autoritäten ist, bringt es mit sich, dass eine funktionalistische Auffassung von Gesellschaft plausibler wird.

Dem entgegen stehen die apersonalen Autoritäten der *Vernunft* und der *Kritik*, deren Geltung als geschlossene Identitäten Luhmann bekanntlich nicht bereit ist anzuerkennen. Das wahrscheinlich Werden von Unwahrscheinlichem, das heißt die Petrifizierung sozialer Strukturen, ist wiederum die Intuition, die eine Annäherung von Prozessdenken und der überzeitlichen Verlässlichkeit materialer Strukturen erlaubt.

Dasjenige Paradigma, das von Whitehead als *szientistischer Materialismus* bezeichnet wird und eine ontologische Vorgängigkeit der stofflichen Dinge den Relationen gegenüber postuliert, ist in der Systemtheorie bereits überwunden. Für Luhmann gilt es als ausgemacht, dass *faits sociaux* nicht als Anordnungen von Letztelementen (zum Beispiel Individuen, Handlungsdispositionen oder ähnlichem) verstanden werden können, sondern als rekursive Ereignisse der Kommunikation, die nur insofern ‚Bestand‘ haben als sie reproduziert werden.³⁸⁶ In gewisser Weise stellen also in dieser prozeduralen Auffassung von Gesellschaft gefestigte soziale Strukturen ein (scheinbares) Äquivalent zur ‚Härte‘ materieller Fundamente dar. Bildlich lässt sich dieser Umstand noch heute in der Funktion von Edelmetallen als ‚sicherem Hafen‘ für die Geldanlage ablesen, die ihre Konjunktur antiproportional zur wahrgenommenen (!) aktuellen Stabilität des internationalen Finanzsystems haben, das heißt von Zahlungserwartungen, deren Eintreten oder Nicht-Eintreten von kontingentem menschlichem Handeln abhängt. Funktionalistisch gesprochen besteht also vielleicht die Möglichkeit der Substitution einer ursprünglicheren Auffassung von Werterhaltung, die sich auf Materialität in Verbindung mit Seltenheit stützt, durch die Verlässlichkeit einer Art sozialen Infrastruktur ökonomischer Prozesse. Die Probe aufs Exempel wäre die These, dass die Bedeutung von Edelmetallen als Anlagereserve mit zunehmender Verlässlichkeit und Krisenfestigkeit der globalen ökonomischen Infrastruktur abnimmt.

Gleichzeitig fällt sofort auf, dass das Ideal einer ‚dynamischen Stabilisierung‘ durch Preise jenseits eines objektiven Wertbegriffs nur deshalb ebenso dynamisch wie stabil sein kann, weil es neben Verlässlichkeit auch Freiheitsgrade, also Unsicherheit generiert; mit der entsprechenden Möglichkeit prozyklischer Selbstbeschleunigungen. Ein sich mit Hilfe des Preisbegriffs selbst beobachtendes Wirtschaftssystem kann nur beides gleichzeitig produzieren: Dynamik *und* Instabilität. Das aus dieser notwendigen Koexistenz resultierende Kerncharakteristikum der modernen Ökonomie aus systemtheoretischer Perspektive lautet:

³⁸⁶ Luhmann selbst entwickelt in *Soziale Systeme* seine Verwendung der Begriffe ‚Struktur‘, ‚Relation‘ und ‚Element‘ ausdrücklich in Anlehnung an Whitehead. Siehe: Niklas Luhmann, *Soziale Systeme*, S. 393ff.

Risiko.³⁸⁷

Die Prozessphilosophie ist in ihrer philosophischen Spielart eine sehr weitreichende Theorie, deren grundlegende Umformulierung der gängigen naturwissenschaftlichen wie lebensweltlichen Ontologie für die hiesigen Belange nicht in dem grundsätzlichen Maße übernommen werden muss, wie von ihren Vertretern angestrebt. Vielmehr entwickelt der Prozessbegriff in den Wissenschaften, die mit dem Vollzug und der Reproduktion von Gesellschaft befasst sind, auch ohne seine naturwissenschaftliche Bedeutungsdimension eine Wirkungskraft, die sich wesentlich dem theoretischen Raum verdankt, den das Scheitern substantialistischer oder idealistischer Konzepte frei gibt. Die sich nicht einstellende Konvergenz der Forschungsbemühungen in Bezug auf einen kohärenten Begriff der Wahrheit, der Vernunft, des Rechts, der Gerechtigkeit oder eben des Wertes lenkt den analytischen Blick auf die Bedingungen der Hervorbringung dieser Konzepte; und in systemtheoretischer Perspektive: auf diese Begrifflichkeiten als wiederkehrende Ereignisse in der Kommunikation.

Auf ähnliche Weise ist die nach dem zweiten Weltkrieg in bewusster Abgrenzung zu antidemokratischen Tendenzen im Meisterdenkertum der europäischen Bildungskultur entstandene Wissenschaftstheorie des kritischen Rationalismus eine, die von jeder transzendentalen Klärung dessen, was Vernunft sei, absieht und ihr Augenmerk auf Verfahrensregeln für die Forschergemeinschaft legt. Für Luhmann ist hier die semantische Differenzierung wichtig, an deren Ende nicht mehr auf Vernunft, Subjekt, Erkenntnis oder Wahrheit Bezug genommen wird, sondern auf den in seiner sozialen Dimension als Funktionssystem der Gesellschaft klar erkennbaren Sachverhalt *Wissenschaft*:

„Gegen eine Tradition philosophischer Epistemologie, die Erkenntnisfragen für fundamental gehalten und auf das Subjekt bezogen hatte, ergibt sich in soziologischer Perspektive ein genau gleicher Sachverhalt. Auch die Wissenschaftstheorie ist nur eine funktionspezifische Reflexionstheorie unter anderen. Sie entfernt sich zwar immer wieder, vor allem als ‚Philosophie‘ unter Titeln wie Erkenntnistheorie oder Epistemologie von ihrem Gegenstand und betrachtet ihn dann im Lichte von forschungsmäßig wenig relevanten Prinzipien oder logischen Postulaten. Aber wenn

³⁸⁷ Dass in gewissem Sinne die ‘Produktion’ von Risiko durch das Finanzsystem zu einem nicht unwesentlichen Grad Teil des Wirtschaftssystems geworden ist, ist die These von Dirk Baecker. Produktion ist hier natürlich nicht wörtlich zu verstehen, sondern als die Codierung und Bezifferung einer zuvor diffusen ‘Gefahr’ des Wertverlustes in Bezug auf eine unsichere Zukunft. Die vom Bankensystem in seiner Selbstbeschreibung – vor allem zum Zwecke der Selbstdarstellung gegenüber dem Konsumenten – verwendete Unterscheidung Gefahr/Sicherheit wird empfohlen durch die zutreffendere Unterscheidung Gefahr/Risiko zu ersetzen. Siehe: Dirk Baecker, *Womit handeln Banken? Eine Untersuchung zur Risikoverarbeitung in der Wirtschaft*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2008.

nun wiederum das beobachtet wird, findet man auch die berechtigte Forderung: zurück zur Wissenschaft.“³⁸⁸

Dass auch dieses Programm einer Organisation von wissenschaftlichem Fortschritt nicht frei von problematischen Widersprüchen zwischen der Herrschaft einer allgemein anerkannten Methodik und einem auf seine Autonomie pochenden anarchischen Forschergeist ist, legt Popper als einer der Architekten eines tendenziell eher um die Vermeidung von persönlicher Autorität bemühten – also auf formale Methodik abstellenden – wissenschaftstheoretischen Programms wiederum selbst nahe:

„Ich sehe in den großen gigantischen Organisationen der wissenschaftlichen Forschung eine ernste Gefahr für die Wissenschaft. Die großen Männer der Wissenschaft waren kritische Einzelgänger. (...) Der Geist der Wissenschaft hat sich geändert als eine Folge der organisierten Forschung. Wir müssen hoffen, dass es weiter große Einzelgänger geben wird.“³⁸⁹

Die metatheoretische, das heißt in diesem Fall: die soziale Dimension des wissenschaftlichen Prozesses muss sich anhand dieser Problematik entscheiden, ob sie ihre Empfehlungen am Fortgang der ‘normalen’ Forschung ausrichtet, somit das Augenmerk auf eine allgemein gültige und einzuhaltende Methodik legt und den genialen Ungehorsam des revolutionären

³⁸⁸ Niklas Luhmann, *Die Wissenschaft der Gesellschaft*, S. 480.

³⁸⁹ Karl R. Popper, *Gegen die großen Worte*, in: Ders., *Auf der Suche nach einer besseren Welt, Vorträge und Aufsätze aus dreißig Jahren*, München 1997, S. 77. Zitiert nach: Hubert Kiesewetter, *Karl Popper und die Verantwortung des Wissenschaftlers*, in: Hubert Kiesewetter, Helmut Zenz (Hg.), *Karl Poppers Beiträge zur Ethik*, Tübingen: Mohr-Siebeck 2002, S. 42. Einmal mehr findet sich, diesmal in der Reflexionstheorie des Funktionssystems Wissenschaft, eine Abwandlung des Souveränitätsparadoxes, wie es Schmitt und Schumpeter für die Politik beziehungsweise die Wirtschaft formuliert haben. Es sei erinnert an die kraft- und leblose ‘Jammergestalt’ des nach Gleichgewicht strebenden Wirtschaftssubjekts, wie bei Schumpeter von ihm die Rede ist. In entpersonalisierter Form findet sich diese Unterbrechung eines organisierten Prozesses als Revolution durch Paradigmenwandel bei Thomas Kuhn, der so das Problem von Kontinuität und Diskontinuität im Fortgang der wissenschaftlichen Entwicklung auf den Begriff zu bringen versucht. Je nachdem, ob man einen Denkstrang der personalisierten oder der entpersonalisierten Diskontinuitätsmomente innerhalb sozialer Gefüge weiterverfolgt, ergibt sich eine theoretische Aufwertung des Begriffs der ‘Entscheidung’ einerseits oder des ‘Ereignisses’ andererseits.

Die Wirkungsgeschichte des kritischen Rationalismus Poppers und dessen Betonung der empirischen Falsifizierbarkeit wissenschaftlicher Aussagen spiegelt sich in der Wirtschaftswissenschaft am ehesten im Werk Milton Friedmans wider, dessen Skepsis gegenüber globalen theoretischen Konzeptionen der Wirklichkeit ohne hinreichende empirische Grundlage sich zum Beispiel in seiner Reserviertheit gegenüber den auf die Formulierung einer allgemeinen Gleichgewichtstheorie abstellenden Forschungsprogrammen zeigt: “Viewed as a body of substantive hypotheses, theory is to be judged by its predictive power for the class of phenomena which it is intended to ‘explain’. Only factual evidence can show whether it is ‘right’ or ‘wrong’, or, better, tentatively ‘accepted’ as valid or ‘rejected’.” Milton Friedman, *The Methodology of Positive Economics*, in: *Essays in Positive Economics*, Chicago: Chicago University Press 1953, S. 3-43, hier S. 8. Dies hat Mark Blaug dazu veranlasst, Friedmans ökonomische Theorie als ‘*Popper with-a-twist applied economics*’ zu betiteln. Mark Blaug, *Kuhn versus Lakatos, or Paradigms versus Research Programmes in the History of Economics*, in: *History of Political Economy*, Bd. 7, Duke University Press 1975, S. 399-433, hier: 399.

Geistes als willkommene aber im wörtlichen Sinne nicht vorgesehene Ausnahme empfängt. Oder ob sie im pädagogischen Umgang mit der heranwachsenden Forschergeneration im Sinne des ‚*anything goes*‘³⁹⁰ den Ungehorsam gegen die Methoden der Disziplin explizit fordert und damit unter Umständen die Solidität eines kanonischen Methodenwissens aufs Spiel setzt. In jedem Fall besteht die Umstellung, die der kritische Rationalismus Poppers vornimmt, darin, die Regeln künftiger Wahrheitspositionen von der Kohärenz mit einem bestimmten als metaphysischem Letztgrund vermuteten Weltbild zu entbinden. Ein Beispiel für eine auch in jüngerer Zeit noch weit von dieser nüchternen Haltung gegenüber dem weltanschaulichen Überbau der eigenen Zeit entfernten epistemologischen Haltung wäre die in in der Sowjetunion noch bis in die fünfziger Jahre geführte Diskussion, ob die Einsteinsche Physik hinreichend dialektisch sei, um als gültig anerkannt werden zu können.³⁹¹ Eine grundsätzlich mit einer gewissen Restskepsis ausgestattete Haltung wie die des kritischen Rationalismus ist womöglich sogar auf die im kollektiven Gedächtnis der Gesellschaft wach gehaltene historische Erfahrung des Zusammenbruchs von zeitweilig sakrosankten metaphysischen Letztinstanzen gebunden. So lässt sich der Vorbehalt gegenüber der Endgültigkeit wissenschaftlicher Feststellungen in der gesellschaftlichen Wissensproduktion sicherlich nicht ohne die gewissermaßen empirische Erfahrung der Entthronung des religiösen Weltbildes vom Status einer allgemein bindenden Geltung etablieren. Eine jede Überzeugung wird innerhalb des wissenschaftlichen Forschungsprozesses zunächst auf das Format der These verkleinert. Das Selbstverständnis eines jeden Teilhabenden ist es, seine Resultate bereitwillig von einem noch zukünftigen Ereignis der Wissensproduktion obsolet werden zu lassen. Die Teilhabe im wissenschaftlichen Prozess ist so gewissermaßen nicht mehr auf Definitivität ausgelegt, sondern auf Vorläufigkeit und Unabschließbarkeit. Der Souverän dieses Wahrheitsgeschehens ist allein der dezentrale Prozess einer Wechselwirkung der von der Forschergemeinde vorgerbrachten Bemühungen um Evidenz. Wahrheit steht so als regulative Fiktion am hypothetischen Ende der unabschließbaren Kommunikation im Funktionssystem Wissenschaft.

Die systemtheoretische Argumentation, die sich grundsätzlich auf Unterbrechung und Reproduktion anschlussfähiger Kommunikationsstrukturen kapriziert, kann nicht anders, als in der Tendenz der verschiedenen Selbstbegründungsdiskurse geisteswissenschaftlicher Theoriebildung, ihren jeweiligen Blick vermehrt auf formale soziale Strukturen zu richten,

³⁹⁰ Siehe: Paul Feyerabend, *Wider den Methodenzwang – Skizze einer anarchistischen Erkenntnistheorie*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1976.

³⁹¹ Siehe: Siegfried Müller-Markus (Hg.), *Einstein und die Sowjetphilosophie. Krisis einer Lehre*, Dordrecht (Niederland): D. Reidel 1966.

eine gewisse Bestätigung des von ihr anvisierten Reformvorhabens für das soziologische Forschungsprogramm zu erkennen.

Ähnliche Reformierungsvorhaben setzen im zwanzigsten Jahrhundert, wenn auch nicht auf unmittelbar sozialer Ebene, so doch auf andere Art bei den ‚formalen‘ Bedingungen der wissenschaftlichen Theorieproduktion an. Dem *linguistic turn* in der Philosophie als Desavouierung der einschlägigen metaphysischen Probleme nicht als falsch, sondern als im Medium Sprache nicht entscheidbar, geht der schon gegen Ende des neunzehnten Jahrhunderts in den USA von Peirce und James angeführte *pragmatic turn* in gewisser Weise voraus, der in seinem Wahrheitsbegriff den systemtheoretischen Ansichten sehr nahe kommt. Zugleich weckt das seinerzeit skandalöse Verknüpfen des alterwürdigen Begriffs ‚Wahrheit‘ mit dem demjenigen des ‚Nutzens‘ (ein Terminus, der gerade aus kontinentaleuropäischer Perspektive unter dem Verdacht steht, einer angelsächsischen Handelsethik zu entstammen) im amerikanischen Pragmatismus Anklänge an das Wirtschaftssystem als zum Selbstzweck gewordene Zirkulationssphäre seines Mediums Geld. Einschlägig ist hier die Bezeichnung William James’ von Wahrheit als *cash-value*:

“Pragmatism asks its usual question. ‚Grant an idea or belief to be true,‘ it says, ‚what concrete difference will its being true make in anyone's actual life? How will the truth be realized? What experiences will be different from those which would obtain if the belief were false? What, in short, is the truth's cash-value in experiential terms?‘³⁹²

Legt man die Luhmannsche Theorie symbolisch generalisierter Medien zugrunde, handelt es sich bei Geld und Wahrheit tatsächlich um analog funktionierende Phänomene. Außerdem scheint hier schon Gregory Batesons Definition des Informationsbegriffs als ‚*a difference that makes a difference*‘ anzuklingen.³⁹³ Am amerikanischen Pragmatismus als einem der frühesten Vertreter einer modernen Form von Prozessphilosophie lässt sich darüber hinaus ablesen, dass eine Umstellung der Begrifflichkeit von *Wesen* auf *Prozess* fast notwendiger Weise auch zu einer Umstellung von Identität auf Differenz führt. Außerdem findet sich hier bereits eine Vorform der systemtheoretischen Vorstellung der Systemreferenz. Das Diktum einer Differenz, die eine Differenz bewirkt, ist nicht anders als vor dem Hintergrund dieser (nicht-hierarchischen) Ebenen-Unterscheidung zu verstehen, in der es möglich ist, dass eine

³⁹² William James, *Pragmatism: A Series of Lectures by William James 1906-1907*, Rockville (USA): Arc Manor 2008, S. 86.

³⁹³ Gregory Bateson, *Steps to an Ecology of Mind*, Chicago: University of Chicago Press 1972, S. 459.

Differenz, die eine Zustandsänderung in einem bestimmten System bewirkt, von einem anderen nicht zur Kenntnis genommen wird, das heißt bezüglich der Reproduktion von dessen Strukturen keinen Unterschied macht.

Die Figur macht nur Sinn, wenn man als Ort der Informationsverarbeitung keine Welt-Vernunft und auch keine transzendente Apperzeption des Kantschen Subjekts setzt, sondern eine plurale Welt der Systeme, die sich, indem und dadurch, dass sie mit ihrer jeweiligen Umwelt interagieren, gleichzeitig selbst reproduzieren. Eine so operierende Theorie kann den Begriff systemübergreifender Identität entbehren, muss aber Paradoxien der Selbstreferentialität bemühen, um zu sagen, was sie sagen will. Dass dieser Begriffsimport durch William James, einen zunächst philosophierenden Psychologen, geschieht, ist wahrscheinlich kein Zufall. Es findet sich schon bei James eine Art Credo des Differenzdenkens, das seiner Anmutung nach – auch in der Diktion – von Luhmann stammen könnte:

“There are no differences but differences of degree between different degrees of difference and no difference.”³⁹⁴

Abklärende Aufklärung³⁹⁵ ist also bei James wie bei Luhmann auch eine Vertreibung aus dem Paradies der Identität. Die Transformation, die der Begriff Wahrheit erfährt, wenn er ent-idealisiert als ein Code informationsverarbeitender Systeme – psychischer oder sozialer – gehandhabt wird, kann, so lässt sich vermuten, analog zu der des Wertes gelesen werden. Die (neo-)pragmatistische Entweihung ontologischer Substanz und deren Degradierung zu einem kommunikativen Datum führt in der Wissenschaftstheorie in letzter Konsequenz zur Forschergemeinschaft als ultimativem Bezugspunkt:

“Truth is what your contemporaries let you get away with.”³⁹⁶

³⁹⁴ William James, *Subjective Effects of Nitrous Oxide*, in: *Mind*, Nr. 7 1882. Zu den kurioseren Umständen dieses Zitats gehört die den Artikel über das Experimentieren mit Lachgas anleitende Einsicht James', nur unter dem Einfluss des Gases hätte er die Philosophie Hegels verstehen können. Und zwar insofern, als er ihre Postulierung der Einheit einer im Diesseits nur in Differenzen erlebbaren Weltlichkeit als mystisches Erleben qualifiziert. Damit liegt er wiederum nicht weit von Luhmann entfernt, der die Figur der diskursiven Verlagerung einer Art allumfassenden Identität ins Transzendente funktionalistisch als theologischen Umgang mit den Paradoxien der innerweltlichen Erfahrung interpretiert. Die Welt wird so ein Umgang mit Differenzen, das Mystische und Religiöse darf sich sozusagen einem Ahnen der Identität allen Seins hingeben.

³⁹⁵ Zum Verständnis Luhmanns von Soziologischer Aufklärung als 'Abklärung' älterer Aufklärungskonzepte siehe: Niklas Luhmann, *Soziologische Aufklärung I*, Opladen: Westdeutscher Verlag 1970, S. 66ff.

³⁹⁶ Richard Rorty, *Philosophy and The Mirror of Nature*, Princeton: Princeton University Press, 1979, S. 176.

In der Ökonomik führt die gleiche formale Figur zum Markt, der sich – ohne Netz und doppelten Boden – über das kommunikative Datum des Preises steuert. Wahrheit und Wert im emphatischen Sinne werden entbehrlich.

Die Auflösung der atomaren Funktion, die der Wertstoff in der Ökonomik bis ins neunzehnte Jahrhundert einnahm, ist in gewisser Weise eine erste unprogrammatische Umformulierung des Forschungsprogramms einer Sozialwissenschaft in dem Sinne, in dem prozessphilosophische Erwägungen später eine systematische Revision vieler anderer zu unternehmen beginnen. Allen gemein ist die Vorstellung, dass die grundlegenden Elemente, die als einen bestimmten Zusammenhang konstituierend angesehen werden können, bereits als derivativ in Bezug auf ein zeitlich-prozedurales Geschehen betrachtet werden können. Ohne ein sich praktisch durch Zahlungsakte herstellendes Verhältnis von Angebot und Nachfrage kommt der Wert als Größe nicht in die Welt. So macht es auch keinen Sinn, eine metaphysische Wertgröße gewissermaßen a priori zu unterstellen.

Diese epistemologische Umstellung führt in den meisten anderen Bereichen – wie auch im Betrachten der Ökonomie – relativ schnell auf den Begriff der Kommunikation. Auf einen Prozess also, dessen elementare Bestandteile Ereignisse darstellen, die bereits eine Relationierung bedeuten. Beispielhaft hierfür ist der Unterschied in der prozesshaften Vorstellung des Wirtschaftsgeschehens in der Physiokratie einerseits und in der Neoklassik andererseits. Erstere begreift die Gesamtwirtschaft zwar als einen Prozess, allerdings als einen, der aus der absoluten Größe des durch Bodenerzeugnisse in die Welt kommenden Wertes abgeleitet werden kann. Die neoklassische Vorstellung dagegen begreift Wert als erst durch die Wechselwirkung der Marktkräfte konstituiert. Das Prozessgeschehen des Marktes ist so nicht mehr als ein dem Wertbegriff gegenüber sekundäres Phänomen zu verstehen, sondern vielmehr gilt die Umkehrung dieses Verhältnisses. Es muss erst eine gelingende Kommunikation stattgefunden haben, um von ‚Wert‘ in behelfsmäßiger Weise als einer Bestandsgröße zu sprechen. Eine A-priori-Vorstellung von Wert, die dem kommunikativen Prozess des Tauschs auf dem Markt vorausgeht, macht so keinen Sinn. Es ist diese ‚Fetischisierung‘ der erst als Konsequenz des Wirtschaftsprozesses in die Welt kommenden Größe ‚Wert‘, die im Merkantilismus zu einer überhöhten Vorstellung von Edelmetall als intrinsisch werthaltig geführt hatte.

Das deutlichste Kennzeichen einer zunehmenden Vorrangigkeit des Prozesses in der Ökonomik ist vielleicht die Herabwürdigung der Frage des Verhältnisses von Gebrauchs- und Tauschwert zu einer akademischen Diskussion über einen Unterschied, der für das Vorankommen der ökonomischen Theorie *keinen* Unterschied mehr macht. Dabei gibt es eine

Auffälligkeit: Die Karriere des Wertbegriffs in der Ökonomik scheint zu einem Zeitpunkt ihr Ende zu finden, in dem der Wert in den angrenzenden Disziplinen der Moralphilosophie und vor allem der Soziologie – wenngleich zunächst als Postulat der ‘Werturteilsfreiheit’ im Dienste eines Abgrenzungsbestrebens des neuen Faches – eine Aufwertung erfährt.

III. 2. Der (Re-)Import des Wertbegriffs in Philosophie und Sozialwissenschaften um die Jahrhundertwende

Hans Joas kommt in seiner historischen Studie zur Relevanz des Wertbegriffs außerhalb von dessen ökonomischer Bedeutungsdimension zur folgenden These:

“Die Frage nach der Entstehung der Werte wurde zuerst gegen Ende des 19. Jahrhunderts gestellt. Selbst der Gebrauch des Begriffes ‘Wert’ außerhalb ökonomischer (und bestimmter mathematischer) Zusammenhänge kam erst zu dieser Zeit auf. In seiner heutigen Bedeutung in der öffentlichen Diskussion entstammt dieser Begriff also nicht der Umgangssprache. Er ist vielmehr in diese internationale Verwendung aus der deutschen Philosophie des 19. Jahrhunderts gelangt. (...) Die vorhandenen begriffsgeschichtlichen Untersuchungen sind sich darin einig, daß der Begriff ‘Wert’ einen Weg zurückgelegt hat, der aus dem Wirtschaftsleben über die Wirtschaftswissenschaft des 18. Jahrhunderts zur Philosophie des 19. Jahrhunderts und von dort aus zu den Kultur- und Sozialwissenschaften und dem öffentlichen Sprachgebrauch des 20. Jahrhunderts führt.”³⁹⁷

Die korrespondierende Gegenbewegung (die hier vertretene These einer Ablösung des Wert- durch den Preisbegriff als endgültige Emanzipation der Ökonomik aus dem Bereich der Moralwissenschaft und die damit einhergehende selbstreferentielle Fundament-Legung der Ökonomik im Sinne einer Reflexionstheorie des autopoietischen gesellschaftlichen Funktionssystems Wirtschaft) erfährt bei einem Interesse am Wertbegriff in dessen philosophiegeschichtlicher Bedeutung naheliegender Weise keine Aufmerksamkeit. Es bleibt die Frage, ob in den gegenläufigen Konjunkturbewegungen des Wertbegriffs in Ökonomik und Philosophie ein notwendiger Zusammenhang liegt, oder ob es sich um weitgehend autonome Entwicklungen in unterschiedlichen Theoriefeldern handelt.

Die Wertphilosophie entsteht im 19. Jahrhundert als ein eher kontemplatives Unternehmen, das sich – anders vielleicht als die von den sich permanent neu ergebenden Aktualitäten der

³⁹⁷ Hans Joas, *Die Entstehung der Werte*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1999, S. 37f. Zitiert nach: Daniel Gruschke, *“Der Schlüssel zu der Welt der Formen” - Der Wertbegriff des Rudolf Hermann Lotze*, Marburg: Tectum-Verlag 2001, S. 9. Die These einer Migration des Wertbegriffs aus der Ökonomik in die Geisteswissenschaft während des neunzehnten Jahrhunderts ist eine von breiten Kreisen geteilte. Eine ähnliche Darstellung findet sich in den Monographien zum Wertbegriff in der Philosophie von John Laird und William Werkmeister sowie bei Herbert Schnädelbach. Vgl.: John Laird, *The Idea of Value*, Cambridge: Cambridge University Press 1929, S. xviii; William Werkmeister, *Historical Spectrum of Value Theories, Vol. 1: The german Language Group*, Lincoln/ Nebraska: Johnsen Publishing Company 1970, S. 1; Herbert Schnädelbach, *Philosophie in Deutschland 1831-1933*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1999, S. 197. Alle drei zitiert nach: Daniel Gruschke, *Der Schlüssel zu der Welt der Formen*, S. 10.

realen ökonomischen Entwicklung zur permanenten Reform gezwungene Wirtschaftswissenschaft – dem Wertbegriff in seiner widersprüchlichen Sprödeheit widmen kann, ohne den Druck zu verspüren, eine funktionierende, empirienahe Theorie zu produzieren. Die innere Zwiegespaltenheit des Wertphänomens in Tausch- und Gebrauchswert, in eine subjektive wie eine objektive Komponente, kurz: die Sperrigkeit desselben für eine formalisierbare Theoriebildung, kann im Klima der deutschen akademischen Philosophie des neunzehnten Jahrhunderts noch zum Thema eines um geheimnisvolle Widersprüche und Vagheiten nicht verlegenen Diskurses werden. Die Prägung des philosophischen Wertbegriffs durch Hermann Lotze trägt denn auch genau diejenigen Kennzeichen, die den Begriff für eine funktionale ökonomische Theoriebildung ungeeignet machen:

„Denn wenn man auch gern zugibt, daß es mit manchen Eigenschaften der Dinge z. B. der Nützlichkeit so gehalten werden darf, daß diese gar nichts den Gegenstand Ausmachendes, sondern bloß eine zufällige Beziehung des fertigen Gegenstandes zu uns sind, so wird man wohl doch nicht damit einverstanden sein, daß alle Dinge, die wir in positivem oder negativem Sinn werten, nichts weiter als Ursachen, Mittel und Reize zur Erregung unseres Wertgefühls sind. Es drängt sich uns immer wieder die Frage auf: was bleibt von den angenehmen Dingen, den schönen Erscheinungen, den guten Handlungen, wenn wir das Subjekt hinwegdenken, das sie gewertet hat? Haben wir uns getäuscht, als wir einen Wert dahinter vermuteten, oder haftet auch dann noch den Dingen ein Wert an? Ein solcher Wert, der, vom genießenden Bewußtsein unabhängig, in der eigenen Würde des Objekts liegt, kann ein objektiver Wert genannt werden, oder ein Wert, der dem Ding-an-sich anhaftet.“³⁹⁸

Deutlich erkennbar ist hier noch das Ringen mit einem den Begrifflichkeiten Kants und Hegels verpflichteten philosophischen Diskurs. Diese Bindung fällt für spätere Vertreter vor allem der *materialen* Wertphilosophie, die anders als Lotze und auch noch Wilhelm Windelband nicht mehr so stark im Einflussbereich des Neukantianismus stehen (etwa Eduard von Hartmann, Max Scheler oder Oskar Kraus) weitestgehend weg. Zunehmend tritt später zudem die Auseinandersetzung mit einem evolutorischen Wertbegriff, wie er durch die Nietzscheanische Philosophie und das publikumswirksame Diktum einer *Umwertung aller Werte* aufkommt, an die Stelle des Kantianisch geprägten Verständnisses von Wert, das diesen im Wesentlichen als eine absolut geltende und von kulturellen Entwicklungen nicht tangierte Konstante der praktischen Vernunft, die sich im Subjekt geltend macht, versteht.

³⁹⁸ Franz Chelius, *Lotzes Wertlehre*, Erlangen: Junge & Sohn 1904, S. 20.

Auf eine etwas andere Art lässt sich die Problematik von Unveränderlichkeit und Variation, die in der Ökonomik schließlich zur Umstellung auf den Preismechanismus führt, in der Geschichte der philosophischen Behandlung des Wertbegriffs also ebenfalls nachweisen. Der Begriff bietet sich zunächst als Mittler zwischen einem zunehmend medizinisch informierten Utilitarismus und einer idealistischen Denktradition an sowie als eine Variante, Subjektivität und Objektivität neu zueinander in Beziehung zu setzen, ohne dabei auf die zunehmend den Anschluss zu den empirischen Wissenschaften verlierende spekulative Philosophie Hegels und des Deutschen Idealismus zurückgreifen zu müssen.

In Hermann Lotze als prägender Figur der deutschen Wertphilosophie und gleichzeitig praktizierendem Arzt findet sich diese Verbindung biographisch verkörpert. Eine entscheidende, durch den Wertbegriff geschlagene Brücke wird somit die zwischen der Gut/Böse-Unterscheidung einer idealistischen Moralphilosophie und der Lust/Unlust-Unterscheidung eines sensualistischen Empirismus. Gewissermaßen unentschieden und daher offen für Interpretationen ist der Wertbegriff zunächst bezüglich seiner Auslegung als evolutorisch fluide oder transzendente und ideale Größe.

Nicht zuletzt ist der Begriff ‚Wert‘ dazu für das quantifizierende Vorgehen der mathematisch-exakten Wissenschaften anschlussfähig, deren Methodik sich – in Frankreich schon in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts durch den Positivismus Auguste Comtes – auf die geisteswissenschaftliche Theoriebildung auszudehnen beginnt. Eine Hierarchie auch der moralischen Werte ist so – anders als zum Beispiel in den hierarchischen Staffellungen unterschiedlicher Tugenden im antiken Denken – auch in quantifizierter Form denkbar. Mit dem Wert ist auch der potentiell quantifizierbare Wertunterschied gegeben. Das hedonistische Kalkül Benthams macht sich dabei über einen Anschluss an die idealistische Philosophie keine weiteren Gedanken. Der Utilitarismus empfindet sozusagen seine eigene Beweisführung für vollständig, ohne seine sensualistischen Kategorientafeln zu einem zeitlosen Begriff von *ratio* in Verbindung zu setzen.

Schließlich ist auch die Relation von Sein und Sollen eine, die im Wertbegriff thematisch wird. Der Ort des Normativen wird um einen Grad immanenter, indem er an das menschliche Empfinden gekoppelt und so von einer Pflichtethik und der Vorstellung einer Idee von Freiheit als regulativer Fiktion in der praktischen Vernunft getrennt wird.

Der Tendenz nach ist die semantische Neuordnung der philosophischen Tradition, die sich durch die Wertphilosophie vollzieht, eine weitere Abminderung der Bedeutung von Transzendenz für die philosophische Theoriebildung. Die Oppositionen, die innerhalb des Wertbegriffs verhandelt werden, sind ihrer historischen Prägung nach daher zumeist auch

Transzendenz/Immanenz-Unterscheidungen. Der Ort des Sollens ist gegenüber dem des Seins genau so ein nicht-weltlicher wie derjenige einer letztgültigen Objektivität (Gott als das Ganze der monadischen Einzelperspektiven) gegenüber dem subjektiven Standpunkt. Herbert Schnädelbach fasst die Wertphilosophie daher auch als einen Versuch auf, die Sinnfrage weltimmanent zu klären:

„Das Verstehen des Sinnes der Welt von ihrem Zweck her (...) ist nach dem Idealismus verstellt; was bei Hegel wie eine bloße Neuauflage der objektiven Teleologie aussieht, muß philosophisch aufgegeben werden. Das bedeutet, dass das e n s, das nicht mehr mit dem b o n u m, v e r u m und p u l c h r u m zusammenfällt, als wertfreie Faktizität auch unter generellen S i n n l o s i g k e i t s v e r d a c h t gerät, und d a g e g e n vor allem führt die Wertphilosophie seit Lotze den Wertbegriff ins Feld. Die Werte sollen die S i n n f r a g e lösen helfen.“³⁹⁹

Gleichwohl ist der Gestus dieser Kehre zur Immanenz kein radikaler etwa im Sinne von Nietzsches antimetaphysischem Furor, sondern einer, der die Orientierungsfunktion der vormals transzendent verorteten Größen innerweltlich replizieren will. Der Wertbegriff in der Philosophie – und vor allem in der Moralphilosophie – ist also nicht zuletzt eine Hinüberrettung des Schönen, Wahren und Guten in seiner zumindest im Kern überhistorischen Gestalt in die Zeit einer aufkommenden metaphysischen Obdachlosigkeit. Der lateinische Begriff *bonum* ist derjenige, an dem sich die Kopplung des moralischen *Guts* und des zumindest an die Ökonomik anschlussfähigen *Wertes* vollzieht.

Rückblickend kann das Projekt der Wertphilosophie, dem heutzutage im wesentlichen historische Bedeutung zukommt und das zu keiner nachhaltigen Schulbildung geführt hat, also wohl als eines der ersten Unternehmen begriffen werden, die Vorstellung einer grundsätzlich erkennbaren normativen Ordnung nicht mit dem Projekt der Metaphysik untergehen zu lassen. Sie ist damit auch Ausdruck einer Krisensituation der Philosophie als den Einzelwissenschaften übergeordnetes Reflexionsprogramm, dessen Autorität durch den Vormarsch nicht nur der Naturwissenschaften, sondern auch vermehrt empirischer Ausrichtungen in den Sozial- und Kulturwissenschaften immer stärker zu schwinden beginnt. Husserls Diktum einer *Krisis der Wissenschaften* erkennt im Objektivitätspostulat der desinteressierten empirischen Wissenschaften seinerseits die problematische Herauslösung einer modernen Art der Wissensgenerierung aus einem von der klassischen Philosophie noch

³⁹⁹ Herbert Schnädelbach, *Philosophie in Deutschland 1831-1933*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1999, S. 202. Zitiert nach: Daniel Gruschke, *Der Schlüssel zu der Welt der Formen*, S. 23.

beanspruchten Gesamthorizont, der die erkennende Aufschlüsselung der Welt nicht jenseits von ihrer praktisch-sinnhaften Erschließung denken kann und will:

„In unserer Lebensnot – so hören wir – hat diese Wissenschaft uns nichts zu sagen. Gerade die Fragen schließt sie prinzipiell aus, die für den in unseren unseligen Zeiten den schicksalsvollsten Umwälzungen preisgegebenen Menschen die brennenden sind: die Fragen nach Sinn oder Sinnlosigkeit dieses ganzen menschlichen Daseins.“⁴⁰⁰

Mit Husserl tritt so der Begriff der *Lebenswelt* seine Karriere als Vermittler von Lebenspraxis als Sinnentwurf und der theoretischen Praxis wissenschaftlich formalisierter Erkenntnis an. Durch eine der Werturteilsfreiheit verpflichtete Selbstdefinition der jüngeren Vertreter der deutschen Soziologie kulminiert das philosophische Schisma von Objektivität und einer Art philosophischer Ganzheitlichkeit der geisteswissenschaftlichen Bildung schließlich im Werturteilsstreit. Die den Deutschen Idealismus beerbenden philosophischen Strömungen – als da wären: Neukantianismus, Phänomenologie, Lebensphilosophie und Linkshegelianismus – führen ein teils sehr bewusst reflektiertes Rückzugsgefecht gegen eine immer stärkere Parzellierung des alten Wissenschafts- und Bildungsbegriffs.

„Die ‚Krise des Wissens‘, so können wir vorläufig festhalten, trat ein mit dem Niedergang einer besonderen Wissensordnung, deren Wurzeln im Deutschen Idealismus einerseits und dem Neuhumanismus andererseits begründet lagen. In der ‚Idee der deutschen Universität‘ wurde jene Wissensordnung zunächst systematisiert und schließlich institutionalisiert. Entwertet wurde im Verlauf des über ein Jahrhundert währenden Verfallsprozesses somit keineswegs nur das Ideal einer universitären Struktur, sondern ein spezifisches, bürgerliches Bildungspathos, dessen Devaluation nicht nur unmittelbare kulturpolitische Auswirkungen zeitigte, sondern ebenso das Selbstbild der Wissenschaft und des Wissenschaftlers nachhaltig erschütterte.“⁴⁰¹

Der Wertbegriff rückt zu dieser Zeit des ausgehenden neunzehnten und frühen zwanzigsten Jahrhunderts als Reizbegriff ins Zentrum der akademischen Geisteswissenschaften. Max Weber eröffnet 1909 den polemischen Teil der Kontroverse über Nutzen und Nachteil des Wertbegriffs in den Wissenschaften vom Menschen mit dem Satz:

⁴⁰⁰ Edmund Husserl, *Die Krisis der europäischen Wissenschaften und die transzendente Phänomenologie*, München: Meiner 1954, S. 4.

⁴⁰¹ Daniel Suber, *Die soziologische Kritik der philosophischen Vernunft. Zum Verhältnis von Soziologie und Philosophie um 1900*, Bielefeld: Transcript-Verlag 2007, S. 1.

„Das Hineinmengen eines Seinsollens in wissenschaftliche Fragen ist eine Sache des Teufels.“⁴⁰²

Allerdings versucht Weber zeitweilig seinerseits über den weniger idealistisch aufgeladenen Begriff der *Richtigkeitsrationalität* eine Verbindung zwischen der lediglich subjektiven Dimension der *Zweckrationalität* und einer Art allgemein verbindlicher und objektivierbarer Ebene für normengeleitetes Handeln herzustellen. Während der Webersche Begriff der *Wertrationalität* nur eine subjektiv vermittelte Handlungsausrichtung am sozusagen *gemeint* allgemein Gültigen bezeichnet, das von Seiten des Wissenschaftlers folgerichtig dem Kontingenzverdacht anheim fallen muss. Webers Bestreben, die Soziologie nicht auf eine bloße Interaktion zwischen in ihren Zwecken auf beliebige Weise voneinander abweichenden Subjekten zu verstehen, ähnelt der Motivationslage, die auch in der Wertphilosophie die Stoßrichtung der Argumentation leitet.

Ähnlich wie in der Ökonomik bei den Theoretikern der *pure economics* – aber zeitgleich auch in der Philosophie in der phänomenologischen Schule Husserls⁴⁰³ – gibt es ein starkes Bedürfnis zur Abgrenzung von der Psychologie als potentiell quintessenzieller Perspektive auf Sozialität wie auf das Subjekt. Die eher philosophische Spielart des psychologistischen Reduktionismus firmiert seinerzeit unter dem Kampfbegriff des ‚Solipsismus‘.

Die naheliegendste Verbindung von psychologischer und sozialwissenschaftlicher Methodik lag derweil in der Anwendung des *Weber-Fechnerschen Gesetzes* auf das Prinzip der Grenznutzenlehre in der neuentstandenen Mikroökonomik. Beide Fälle sind frühe Beispiele für die aufkommende quantitative Analyseverfahren im Umgang mit psychischen beziehungsweise sozialen Phänomenen. Die offensichtliche formale Ähnlichkeit des Verhältnisses von verfügbarer Gütermenge und deren subjektivem Nutzen sowie vom objektiven Grad der Sinnesstimulierung durch Licht, Schall, Geruch und Druck zu dessen subjektivem Empfinden als nicht-lineares Verhältnis, bei dem mit zunehmender Höhe des objektiven Faktors eine immer geringere Wirksamkeit auf der subjektiven Rezeptionsebene erzielt wird, bis diese schließlich gegen einen Grenzwert konvergiert, ist augenfällig.⁴⁰⁴ Die

⁴⁰² Max Weber in einer Rede am 10. Oktober auf dem Hochschullehrertag in Leipzig: in: Joachim Radkau, *Max Weber. Die Leidenschaft des Denkens*, München: Hanser 2005, S.614. Zitiert nach: Johannes Glaeser, *Der Werturteilsstreit in der deutschen Nationalökonomie. Max Weber, Werner Sombart und die Ideale der Sozialpolitik*, Marburg: Metropolis 2014, S. 13.

⁴⁰³ Vgl. Matthias Rath, *Der Psychologismusstreit in der deutschen Philosophie*, Karl-Alber-Verlag: Freiburg 1994.

⁴⁰⁴ Dass hier eine zunächst bloß äußerlich feststellbare Homologie zwischen zwei Phänomenen zum Anlass einer Richtungsänderung in der Theoriebildung genommen wird, macht diesen Vorgang, wenn man ein Diktum Pierre Duhems zugrunde legt, zu einem typischen Fall der Wissenschaftsentwicklung: “The history of physics

Ähnlichkeit des graphischen Ausdrucks der Quantifizierung der beiden Wirkungszusammenhänge als konkave Funktion positiver Abhängigkeit legt die Vermutung nahe, dass hier derselbe Mechanismus wirksam ist.

Abb. 1: Graphische Darstellung des Grenznutzenprinzips als nicht-lineares Verhältnis von Gütermenge (q) und subjektivem Nutzen (u).

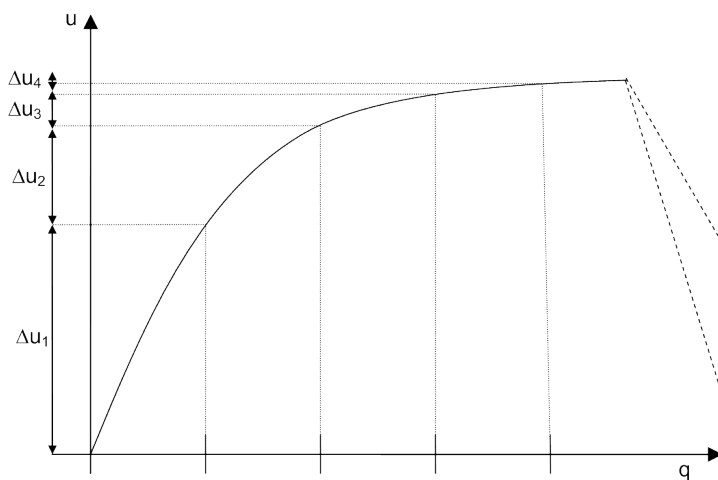
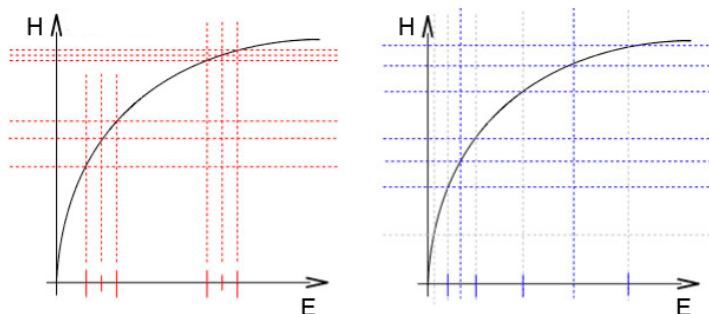


Abb. 2: Graphische Darstellung des Weber-Fechnerschen Gesetzes für den Fall der menschlichen Helligkeitswahrnehmung: Nicht-lineares Verhältnis der Helligkeit der Lichtquelle (in E=Energie) und der Wahrgenommenen Helligkeit (H). Links bei konstanter Differenzierung des objektiven Helligkeitsgrads (E) und inkonstantem Wahrnehmungswert (H), rechts bei konstant differenziertem Wahrnehmungswert (H) und inkonstantem objektiven Wert (E).



shows us that the search for analogies between two distinct categories of phenomena has perhaps been the surest and most fruitful method of all the procedures put into play in the construction of physical theories.” Pierre Maurice Marie Duhem, *The Aim and Structure of Physical Theory*, Princeton (USA): Princeton University Press 1991, S. 95.

Auch in der Wirtschaftswissenschaft bestand daher in Teilen die Bereitschaft, die neue Fechnersche *Psychophysik* als exakte Axiomatik einer neuen exakten Ökonomik anzuerkennen. Die Konstellation des Marginalismus und das Triumvirat der Hauptwerke von Menger, Jevons und Walras, die allesamt in den drei Jahren nach 1870 erschienen, muss so in gewisser Weise um das Gründungsmanifest der psychophysikalischen Schule, Fechners *Zur experimentalen Aesthetik* von 1871,⁴⁰⁵ erweitert werden.

Damit stellt sich die Frage, ob eine sich auf den subjektiven Wertbegriff des Marginalismus stützende Ökonomik notwendiger Weise eine Subkategorie der Psychologie werden muss; einer Psychologie, die wiederum das legitime Erbe der Subjekt-Philosophie insofern antritt, als sie die Zuständigkeit für das entmetaphysizierte *Subjekt*, das zur empirisch beschreibbaren *Psyche* zusammenschrumpft, beanspruchen kann. Max Weber widerspricht entschieden der Vorstellung, die Ökonomik könne sich durch Anleihen bei – oder gar deduktiven Aufbau auf – einer psychologischen Axiomatik aus dem schwer rubrizierbaren Wust der Gesamtheit sozialer Phänomene herauschälen und so gewissermaßen zu einem Bereich des privilegierten analytischen Zugriffs werden.

Die Argumentation richtet sich dabei im Prinzip ebenso gegen die These einer Gleichheit der Phänomene, die in der Grenznutzenschule beziehungsweise der Psychophysik beschrieben werden, wie gegen die Grenznutzenschule als Neuformulierung eines wirtschaftswissenschaftlichen Forschungsprogramms insgesamt. In Gegenrede zu Lujo Brentano, der die Verbindung der Fechnerschen Forschungsmethode mit dem Grenznutzengedanken – noch mit Bezug auf Bernoulli, nicht auf die moderneren Autoren des Marginalismus – mit Sympathie betrachtet,⁴⁰⁶ argumentiert Weber gegen eine Trivialisierung des ökonomischen Handlungskomplexes auf den Aspekt subjektiver Reizempfänglichkeit:

„Hier handelt es sich vielmehr um die weit präzisere Behauptung Brentanos, daß das ‚psychophysische Grundgesetz‘ die Grundlage der ‚Grenznutzlehre‘, diese letztere also ein Fall seiner Anwendung sei. Lediglich daß dies ein Irrtum sei, soll hier dargelegt werden (...) bei der nationalökonomischen Grenznutzlehre und bei jeder ‚subjektiven‘ Wertlehre steht, wenn man dabei überhaupt auf die ‚seelischen‘ Zuständlichkeiten des Individuums zurückgreift, gerade umgekehrt wie beim psycho-physischen Grundgesetz, am Anfang nicht ein äußerer ‚Reiz‘, sondern ein ‚Bedürfnis‘,

⁴⁰⁵ Theodor Gustav Fechner, *Zur experimentalen Aesthetik*, Leipzig: Hirzel 1871.

⁴⁰⁶ Lujo Brentano, *Die Entwicklung der Wertlehre*, Sitzungsberichte der Kgl. bayr. Akad. der Wissensch. Philosophisch-philologisch und historische Klasse. Jahrgang 1908, 3. Abh. 15. 2. 1908 München: Verlag der Akademie 1908.

also – wenn wir uns denn einmal ‚psychologisch‘ ausdrücken wollen: – ein Komplex von ‚Empfindungen‘ und ‚Gefühlslagen‘, ‚Spannungs‘-, ‚Unlust‘- und ‚Erwartungs-Zuständen‘ u. dgl. von jeweilig eventuell höchst komplexer Beschaffenheit, kombiniert überdies mit ‚Erinnerungsbildern‘, ‚Zweckvorstellungen‘ und, unter Umständen, miteinander kämpfenden ‚Motiven‘ verschiedenster Art. Und während das psychophysische Grundgesetz uns lehren will, wie ein äußerer Reiz psychische Zustände: ‚Empfindungen‘, hervorruft, befaßt sich die Nationalökonomie vielmehr mit der Tatsache, daß durch derartige ‚psychische‘ Zustände ein bestimmt gerichtetes äußeres Sichverhalten (Handeln) hervorgerufen wird. Dies äußere Verhalten seinerseits wirkt dann freilich wieder auf das ‚Bedürfnis‘, dem es entsprungen ist, zurück, indem es dasselbe durch ‚Sättigung‘ beseitigt bzw. wenigstens zu beseitigen strebt.⁴⁰⁷

Vor dem Hintergrund der Beantwortung der speziellen Frage eines internen Grenzkonflikts in den Sozialwissenschaften läßt sich die für die Wissenschaftslandschaft des ausgehenden neunzehnten Jahrhunderts bestimmende Spaltung erkennen, die mit der Frage ringt, ob für eine Beschreibung der gesellschaftlichen Totalität noch objektive *und* integrative Kategorien – wie die des Wertes – eine leitende Funktion in der Ausrichtung der neu entstehenden Wissenschaftsprogramme einnehmen können.

Im Kategorienaufsatz führt Max Weber den Unterschied von Zweck- und Richtigkeitsrationalität ein:

„Die verstehende Soziologie ist nach allem Gesagten nicht Teil einer ‚Psychologie‘. Die unmittelbar ‚verständlichste Art‘ der sinnhaften Struktur eines Handelns ist ja das subjektiv streng rational orientierte Handeln nach Mitteln, welche (subjektiv) für eindeutig adäquat zur Erreichung von (subjektiv) eindeutig und klar erfaßten Zwecken gehalten werden. Und zwar am meisten dann, wenn auch dem Forscher jene Mittel für diese Zwecke geeignet scheinen. Wenn man ein solches Handeln ‚erklärt‘, so heißt das aber gewiß nicht: daß man es aus ‚psychischen‘ Sachverhalten, sondern offenbar gerade umgekehrt: daß man es aus den Erwartungen, welche subjektiv über das Verhalten der Objekte gehegt wurden (subjektive Zweckrationalität), und nach gültigen Erfahrungen gehegt werden durften (objektive Richtigkeitsrationalität), und ganz ausschließlich aus diesen, ableiten will. Je eindeutiger ein Handeln dem Typus der Richtigkeitsrationalität entsprechend orientiert ist, desto weniger wird sein Ablauf durch irgendwelche psychologischen Erwägungen überhaupt sinnhaft verständlicher. Umgekehrt bedarf jede Erklärung von ‚irrationalen‘ Vorgängen, d.h. solchen, bei

⁴⁰⁷ Max Weber, *Die Grenznutzenlehre und das ‚psychophysische Grundgesetz‘*, in: Ders.: *Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre*, Tübingen: Mohr-Siebeck 1985, S. 384ff. Interessant ist, dass Weber, neben dem für einen Soziologen naheliegenden Argument der Pluralität sozialer Handlungstypen als an einem scheinbar einheitlich abgrenzbaren Phänomenbereich beteiligt, auf eine Art Abhängigkeit des ökonomischen Geschehens von sich selbst – also von Bedürfnissen auf Sättigungsempfindungen und Umgekehrt – hinweist. Weiter oben wurde auf die Aufmerksamkeit für dieses Problem in der Theoriebildung bei Keynes beziehungsweise Luhmann verwiesen.

welchen entweder die ‚objektiv‘ richtigen Bedingungen des zweckrationalen Handelns unbeachtet oder (was zweierlei ist) auch subjektiv die zweckrationalen Erwägungen des Handelnden relativ weitgehend ausgeschaltet waren, eine ‚Börsenpanik‘ z.B., – vor allen Dingen der Feststellung: wie denn im rationalen idealtypischen Grenzfall absoluter Zweck- und Richtigkeitsrationalität gehandelt worden wäre.“⁴⁰⁸

Max Weber lässt den Begriff der Richtigkeitsrationalität später wieder fallen. Sein zeitweiser Gebrauch legt allerdings die Vermutung nahe, dass es sich auch Weber mit dem Heraushalten von objektiver Verbindlichkeit aus dem Feld der erklärenden Soziologie nicht beliebig leicht machen konnte.

Der Wertbegriff in seiner Funktion als Klammer zwischen den auseinanderdriftenden Begrifflichkeiten der großen philosophischen Systeme fällt für eine sich auf das Ideal von Objektivität und begrifflicher Exaktheit gründende soziologische Reformbewegung dagegen vor allem durch schlechte Handhabbarkeit und Diffusität auf:

„Ganz hervorragend gefährlich aber kann nun die Untersuchung scharfer Begriffsbildung für praktische, wirtschafts- und sozialpolitische Erörterungen werden. Was hier z.B. die Verwendung des Terminus ‚Wert‘ – jenes Schmerzenskindes unserer Disziplin (angeht, m. E.), welchem eben nur idealtypisch irgendein eindeutiger Sinn gegeben werden kann –, oder Worte wie ‚produktiv‘, ‚vom volkswirtschaftlichen Standpunkt aus‘ usw., die überhaupt keiner begrifflich klaren Analyse standhalten, für Verwirrung gestiftet haben, ist für den Außenstehenden geradezu unglaublich.“⁴⁰⁹

Interessanter Weise unterliegen hier – wie der Terminus ‚Wert‘ – auch die Begriffe der ‚Produktivität‘ und der Terminus ‚volkswirtschaftlicher Standpunkt‘ einem grundlegenden Unschärfeverdacht. Letzterer missfällt Weber durch die Suggestion einer aus dem soziologischen Gesamtkontext lösbaren wirtschaftlichen Sphäre.

Wenn man dieses Zitat einmal als symptomatisch für die Situation der – man muss vielleicht einschränkend sagen: deutschen – Soziologie um neunzehnhundert interpretiert, stellt diese sich als ein Ringen mit der aufkommenden wissenschaftlichen Arbeitsteilung auf zweifache Weise dar. Einerseits untersteht sie der selbstgegebenen Richtlinie, durch methodologische Formalisierung und metaphysische Enthaltbarkeit positivierbares Wissen so gut wie möglich aus der Erbmasse der spekulativen Philosophie in ein modernes Wissenschaftsverständnis zu

⁴⁰⁸ Max Weber, *Über einige Kategorien der verstehenden Soziologie*, in: Ders., *Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre*. Tübingen: Mohr-Siebeck 1985, S. 432f.

⁴⁰⁹ Max Weber, *Die ‚Objektivität‘ sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis*, in Ders., *Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre*, Tübingen: Mohr-Siebeck 1985, S. 209f.

überführen. Andererseits beharrt sie der Sezession eines rein wirtschaftswissenschaftlichen Vokabulars (dem Projekt der *pure economics*) gegenüber, und dies in gewisser Weise bis zum heutigen Tage, auf Ganzheitlichkeit in der Betrachtung gesellschaftlicher Phänomene. Der von der Systemtheorie propagierte Königsweg, Kommunikation als eine für Subdifferenzierung zugängliche Fassung der *Einheit der Gesellschaft* zu begreifen, ist auch als Antwort auf dieses Problem der soziologischen Selbstdefinition zu verstehen.

Georg Simmel widmet sich dem Wertbegriff in dem ihm typischen, schwer zwischen Philosophie und Soziologie verortbaren Stil⁴¹⁰ ebenfalls in einem Sinne, der als zwar nicht mehr metaphysisch verankert verstanden werden will, aber dabei doch die Sein-Sollen-Differenz in die Immanenz zu retten versucht. Die Trennungslinie zwischen Natur und Kultur spielt hier eine hervorgehobene Rolle. Mit einem weit schwächer ausgeprägten Gestus der Objektivität fällt sein theoretisches Wirken tendenziell auf die Seite derjenigen Autoren, die sich um eine für die seinerzeitige Kultur auch praktisch orientierungsgebende Beschreibung der sozialen Welt bemühen.

„Mit dieser gleichgültigen Notwendigkeit, die das naturwissenschaftliche Bild der Dinge ausmacht, geben wir uns dennoch ihnen gegenüber nicht zufrieden. Sondern, unbekümmert um ihre Ordnung in jener Reihe, verleihen wir ihrem inneren Bilde eine andere, in der die Allgleichheit völlig durchbrochen ist, in der die höchste Erhebung des einen Punktes neben dem entschiedensten Herabdrücken des anderen steht, und deren tiefstes Wesen nicht die Einheit, sondern der Unterschied ist: die Rangierung nach Werten. Daß Gegenstände, Gedanken, Geschehnisse wertvoll sind, das ist aus ihrem bloß natürlichen Dasein und Inhalt niemals abzulesen; und ihre Ordnung, den Werten gemäß vollzogen, weicht von der natürlichen aufs weiteste ab. Unzählige Male vernichtet die Natur das, was vom Gesichtspunkt seines Wertes aus eine längste Dauer fordern könnte, und konserviert das Wertloseste, ja dasjenige, was dem Wertvollen den Existenzraum benimmt.“⁴¹¹

Simmel findet sich also mit der Frage konfrontiert, die diejenigen sich nicht mit objektiver Beobachtung zufrieden gebenden Kulturtheoretiker der Zeit umtreibt: Von welchem theoretischen Standpunkt aus, wenn nicht von einem göttlichen, ließe sich berechtigter Weise Einspruch erheben gegen die bloße Faktizität der Natur, die, seit sie in der Evolutionstheorie eine Geschichte und eine Zukunft bekommen hat, ihren transformatorischen Anspruch auch in der kulturellen Welt geltend macht?

⁴¹⁰ Luhmann spricht von “seltsamen Verbindungen von Transzendentalismus und Sozialphilosophie, die man bei Georg Simmel findet.” Niklas Luhmann, *Die Gesellschaft der Gesellschaft*, S. 18.

⁴¹¹ Georg Simmel, *Philosophie des Geldes*, München/Leipzig: Duncker & Humblot 1920 S. 3.

Der Begriff ‚Kultur‘ erfährt in dieser Zeit vermehrt eine Aufwertung als Signum einer säkularen Nichtbeliebigkeit spezifisch menschlichen Schaffens in Opposition zum Determinismus einer alle gesamt menschlichen Zwecke zunichte machenden Wirkmächtigkeit der Natur.

Dem Wertbegriff kommt in dieser Unternehmung eine tragende Funktion zu. Es entsteht eine neue Kultur-Aristokratie, die sich der selbstverschriebenen Last der Sinnstiftung in einer scheinbar zunehmend materialistisch determinierten Welt im Namen der gesamten menschlichen Kultur annimmt.⁴¹² Auch Simmel mitvollzieht die Bewegung, in welcher der ökonomische Wert eher auf die Seite subjektiven Begehrens geschlagen wird und zwar so, dass noch Platz bleibt für einen kulturellen Wertbegriff, der diesem gegenüber eine höhere Objektivität und Allgemeingültigkeit verspricht. Die begriffliche Vorentscheidung fällt hier vermutlich durch die anfänglich Neukantianische Ausrichtung des Simmelschen Denkens und die Formel des ‚interesselosen Wohlgefallens‘ als Maß der ästhetischen Empfindung in Kants dritter Kritik. Allerdings de-ontologisiert Simmel die Differenz zwischen dem subjektiv Nützlichen und dem objektiv Wertvollen (beziehungsweise Schönen), indem er sie evolutionär begründet. Das Wertvolle erscheint so als ein ins subjektive Vergessen geratener aber im ‚Genius der Gattung‘ als Schönheit oder moralische Güte aufbewahrter Nutzen:

„Diese ganze Entwicklung der Dinge nun von ihrem Nützlichkeitswert zu ihrem Schönheitswert ist ein Objektivationsprozeß. Indem ich das Ding schön nenne, ist seine Qualität und Bedeutung in ganz anderer Weise von den Dispositionen und Bedürfnissen des Subjekts unabhängig, als wenn es bloß nützlich ist. Solange die Dinge nur dies sind, sind sie fungibel, d.h. jedes andere, das denselben Erfolg hat, kann jedes ersetzen. Sobald sie schön sind, bekommen sie individuelles Fürsichsein, so daß der Wert, den eines für uns hat, durchaus nicht durch ein anderes zu ersetzen ist, das etwa in seiner Art ebenso schön ist. Wir brauchen die Genesis des Ästhetischen nicht aus diesen dürftigen Andeutungen in die Fülle ihrer Ausgestaltungen zu verfolgen, um zu erkennen: die Objektivierung des Wertes entsteht in dem Verhältnis der Distanz, die sich zwischen dem subjektiv-unmittelbaren Ursprung der Wertung des Objekts und unserem momentanen Empfinden seiner bildet. Je weiter die Nützlichkeit für die Gattung, die zuerst an den Gegenstand ein Interesse und einen Wert knüpfen ließ, zeitlich zurückliegt und als solche vergessen ist, desto reiner ist die ästhetische Freude an der bloßen Form und Anschauung des Objekts, d.h. desto mehr steht es uns mit eigener Würde gegenüber, desto mehr

⁴¹² Max Weber entwickelt zunächst anhand von Stefan George – einem ihrer Hauptvertreter – seinen Begriff der charismatischen Herrschaft. Aus der Perspektive des wertfrei beschreibenden Soziologen stellt das unter anderem im George-Kreis praktizierte Ringen um eine höhere ästhetische Wertigkeit der Kultur also zunächst ein Herrschaftsverhältnis dar. Vgl.: Thomas Karlauf, *Stefan George. Die Entdeckung des Charisma*, München: Blessing-Verlag 2007.

*geben wir ihm eine Bedeutung, die nicht in seinem zufälligen subjektiven Genossenwerden aufgeht, desto mehr macht die Beziehung, in der wir die Dinge nur als Mittel für uns werten, dem Gefühle ihres selbständigen Wertes Platz.*⁴¹³

Damit steht Simmel in einer Linie mit Denkern wie Nietzsche oder den amerikanischen Pragmatisten, die sich um ein entspanntes, historisch-genealogisches Verhältnis zur scheinbar zeitlosen Würde des Guten, Schönen und Wahren bemühen, ohne dabei dessen Gültigkeit ins Beliebige relativieren zu wollen. Auch Georg Simmel verkörpert also eine Bruchstelle in der europäischen Geistesgeschichte, an der sich verschiedene Autoren zur Entscheidung zwischen einer Historisierung der Rationalität – idealistisch (Hegel) oder radikal evolutionistisch (Nietzsche) – und einem transzendentalphilosophischen Ansatz (Kant) genötigt sehen. Auch Simmel erwog, bevor er sich immer stärker dem lebensphilosophischen Vokabular anzunähern begann, zeitweilig einen systematischen Entwurf zur grundlegenden Kritik der verschiedenen Auffassungen einer historisierten *ratio* im Sinne des Neukantianismus zu unternehmen.⁴¹⁴

Eine eher grundsätzlich ansetzende Kritik hat der Wert-Diskurs, verstanden als eine aus dem diffusen Vokabular der Wertphilosophie entnommene und in die auch juristische Codierung verschiedenster Gesellschaftsbereiche transplantierte moralisch eingebettete Diskursstütze, aus der staatsrechtlich dezisionistischen Perspektive Carl Schmitts erfahren.⁴¹⁵ Der Terminus ‚Wert‘ wird hier als eine Art semantische Verlegenheitslösung zur Homogenisierung des politischen und sozialen Diskurses aufgefasst, die einstmalig durch den Tugendbegriff der politischen Herrscherfigur erfüllt worden sei. Die These ist die,

*„daß die Tugend in der Staatslehre des absoluten Fürsten noch einen Platz hatte, während das Legalitäts-System des bürgerlichen Rechtsstaats mit einem Wort und Begriff wie Tugend nichts mehr anzufangen weiß. Als eine Art Ersatz bot sich der Wert an.“*⁴¹⁶

Und weiter:

⁴¹³ Georg Simmel, *Philosophie des Geldes*, S. 22f.

⁴¹⁴ Vgl. Daniel Suber, *Die soziologische Kritik der philosophischen Vernunft*, S. 25ff.

⁴¹⁵ Die Frage, ob man den Thesen eines Autors, der als theoretischer Apologet eines totalitären Führerstaats gelten kann, weiterhin Aufmerksamkeit schenken sollte, wird zu recht immer einmal wieder auf grundsätzliche Art und Weise gestellt. Hier wird der Ansicht gefolgt, dass die Ausführungen Schmitts zu Fragen der Letztbegründung sozialer Ordnungen – speziell der juristischen – und deren Einbettung in theologische und philosophiegeschichtliche Zusammenhänge trotz allem nicht ohne instruktiven Gehalt sind.

⁴¹⁶ Carl Schmitt, *Die Tyrannei der Werte*, Berlin: Duncker & Humblot 2011, S. 9.

„Vielleicht bekundet eine solche Sprechweise etwas sehr Einfaches und Aktuelles: eine multiple, d. h. überentwickelt pluralistische, aus zahlreichen Gruppen sich integrierende Gesellschaft muß die ihr adäquate Öffentlichkeit in ein Übungsfeld wertlogischer Demonstrationen verwandeln. (...) Die Verwandlung in Werte, die ‚Ver-Wertung‘ macht das Inkommensurable kommensurabel. Ganz beziehungslose Güter, Ziele, Ideale und Interessen, etwa von christlichen Kirchen, sozialistischen Gewerkschaften, Landwirte-, Ärzte-, Opfer-, Geschädigten- und Vertriebenen-Verbänden, kinderreichen Familien usw. werden dadurch vergleichbar und kompromißfähig, so daß eine Quote bei der Verteilung des Sozialprodukts errechnet werden kann.“⁴¹⁷

Die Figur einer Kommensurabilisierung dessen, was in einem Tugend-Diskurs noch Anspruch auf inkommensurable Absolutheit hätte, fällt Schmitt als Charakteristikum der Wertphilosophie, wie weiter oben gesehen, berechtigter Weise ins Auge. *Gleichzeitig aber* will der so im Kontext einer praktischen Philosophie angeführte Wertbegriff eben kein Preisbegriff sein, darin liegt sein innerer Widerspruch. Eine Reminiszenz an Absolutheit hängt ihm noch an. In gewisser Weise kann der Wert, wie er als Kandidat für den Letztbegriff des *abschließenden Vokabulars*⁴¹⁸ einer neuen normativen Selbstbeschreibung der Gesellschaft insgesamt ab Ende des neunzehnten Jahrhunderts in Erscheinung zu treten beginnt, auch als Kopplung von Absolutheit und Relativität betrachtet werden. Indem er durch seine Herkunft aus den quantitativ zuschneidenden Wirtschaftswissenschaften das Ins-Verhältnis-Setzen verschiedener weltanschaulicher Letztüberzeugungen ermöglicht, erzeugt er ein gewisses Variationspotential durch Hierarchisierung in der gesellschaftlichen Optik auf das subjektiv Absolute, dem sich der Träger der jeweiligen Überzeugung im Diskurs anzupassen hat. Entschärft werden dadurch die unversöhnlichen Konflikte zweier oder mehrerer Absolutheiten, beispielsweise in konfessionell basierten Konflikten.

Dass plurale Gesellschaften ein höheres Bedürfnis an einer Semantik haben, die den Geltungsgrad von Überzeugungen zumindest *in Relation* zu möglichen anderen Standpunkten formulieren kann, ist sicherlich richtig. Dieser *verrechnende* Aspekt des Wertdiskurses, der sich mit einem Absolutheitsvokabular nicht mehr verträgt, ist es, den Schmitt als wesentlich neu – und mit einer nicht zu überhörenden negativen Konnotation – darstellt:

⁴¹⁷ Ebenda, S. 12.

⁴¹⁸ Der Begriff stammt von Richard Rorty, der ihn so einführt: “Alle Menschen tragen ein Sortiment von Wörtern mit sich herum, das sie zur Rechtfertigung ihrer Handlungen, Überzeugungen und ihres Lebens einsetzen. Es sind Wörter, in denen wir das Lob unserer Freunde, die Verachtung für unsere Feinde, unsere Zukunftspläne, unsere innersten Selbstzweifel und unsere kühnsten Hoffnungen formulieren. Mit diesen Wörtern erzählen wir, manchmal vorausgreifend und manchmal rückwärtsgewandt, unsere Lebensgeschichte. Ich werde sie das ‚abschließende Vokabular‘ einer Person nennen.“ Richard Rorty, *Kontingenz, Ironie und Solidarität*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1992, S. 127.

„Entscheidend ist, daß *a l l e* Werte, vom höchsten bis zum niedrigsten, auf dem Wert-Geleise rangieren. Die Stellen-Setzung und Besetzung ist von sekundärer Bedeutung; die Logik des Wertes funktioniert primär vom Wert und erst sekundär von der Wert-Stelle her. Auch der höchste Wert verwandelt sich mit der Einreihung in ein Wertsystem in einen Wert, dem seine Stelle im Wert-System zugeteilt wird. Aus dem, was er ist oder bisher war, wird er zu einem Wert. Was auch immer als höchster Wert angesetzt werden mag – Gott oder die Menschheit, Person oder Freiheit, das größte Glück der größten Zahl oder die Freiheit der wissenschaftlichen Forschung – zunächst und vor allem andern ist es erst einmal ein *W e r t* und erst dann der *h ö c h s t e* Wert. Wäre es kein Wert, so dürfte es in der Skala der Werte überhaupt nicht erscheinen. Einen Überwert, der kein Wert ist, kann kein Wert-System anerkennen.“⁴¹⁹

Der zentrale Punkt der Analyse ist klar: Absolutheit und absolute Geltung werden im Wertdiskurs zum ‚höchsten Wert‘ und damit *in Kontinuität* zu den geringeren Werten gesetzt, anstatt absolut, also von ihnen *losgelöst* (lat. *absolvere* = Loslösen) zu stehen. Auf eine grundsätzliche Kritik des Ökonomismus als einer sich in alle gesellschaftlichen Teilbereiche einschleichenden Weltanschauung, deren Wesen das Ins-Verhältnis-Setzen ist und die das Absolute nicht mehr kennt (die romantische Liebe im Privaten, das aufopfernde Heldentum im Militär, etc.) wurde in Bezug auf den Diskurs der ‚konservativen Revolution‘ bereits eingegangen. Dass sich die moderne Ökonomik – im Preisbegriff – derweil aus einem vollständig *relationalen* Residuum des vormaligen Wertbegriffs versteht, ist damit konsistent. Letztlich geht es Schmitt hier also um das Problem säkularer Gesellschaften:

„Manche Theologen, Philosophen und Juristen versprechen sich von einer Wertphilosophie die Rettung ihrer Existenz als Theologen, Philosophen und Juristen, die Rettung nämlich vor einer unwiderstehlich vordringenden, wertfreien Naturwissenschaftlichkeit. Das sind vergebliche Hoffnungen. Die allgemeine Verwertung kann den Prozeß der allgemeinen Neutralisierung nur beschleunigen, indem sie auch die Grundlagen der theologischen, philosophischen und juristischen Existenz in Werte verwandelt. Der Irrtum, auf dem jene Hoffnungen beruhen, gleicht dem Irrtum des edlen Ritters, der eine Anerkennung seines Pferdes und eine Sicherung seiner ritterlichen Existenz darin erblickt, dass die moderne Energietechnik mit Pferdekraften rechnet.“⁴²⁰

Carl Schmitt zieht so ein Fazit der wertphilosophischen Strömungen insgesamt als letztem

⁴¹⁹ Carl Schmitt, *Die Tyrannei der Werte*, S. 19.

⁴²⁰ Ebenda, S. 19f.

Integrationsversuch eines Absolutheitsmoments in den messenden und verrechnenden Diskurs moderner Zeiten, über dessen Scheitern, indem er Anleihen beim Vokabular der Ökonomik macht, schon zu seinem Anfang entschieden ist.

Aus juristischer Sicht bedeutet der Wertbegriff vor allem eine Brücke zwischen formaler Rechtspraxis und praktischer Vernunft. In seiner Reaktivierung in der Rechtswissenschaft nach dem zweiten Weltkrieg drückt sich ein Unwohlsein gegenüber der formalen Objektivität des Rechtspositivismus aus, der sich gegen den nationalsozialistischen ‚Unrechtsstaat‘⁴²¹ als wenig wehrhaft erwiesen hatte. Dass Schmitt sowohl den Import materialer Werte aus dem philosophischen Diskurs als Letztbezugspunkt als auch die *hypothetische Grundnorm* der rechtspositivistischen Schule⁴²² als letztlich haltlose Versuche begreift, der von ihm präferierten Entscheidungsinstanz eines politischen Souveräns theoretisch zu entkommen, muss zur Einschätzung seiner ablehnenden Position bezüglich beider im Hinterkopf behalten werden.

Der Rechtspositivismus vollzieht um die Jahrhundertwende eine ähnliche Abgrenzung von der Moralwissenschaft und von den politischen und sozialen Wissenschaften, wie sie sich in der Wirtschaftstheorie unter dem Schlagwort der *pure economics* findet. Der untersuchte Sachverhalt wird als in sich geschlossen interpretiert und die untersuchten Elemente werden zu bereichsspezifischen Inhalten (systemtheoretisch: zu Eigenoperationen des Systems). Juristische Sachverhalte werden dabei in ihrer Reflexionstheorie – wie zuvor soziologische

⁴²¹ Als emblematisch für das Wiederaufleben vernunftrechtlicher Überzeugungen in Reaktion auf den NS-Staat kann der Aufsatz von Gustav Radbruch ‚*Gesetzliches Unrecht und übergesetzliches Recht*‘ gelten, dessen Grundthese als *Radbruch'sche Formel* zu einem stehenden Begriff der deutschen Rechtswissenschaft geworden ist: „Der Konflikt zwischen der Gerechtigkeit und der Rechtssicherheit dürfte dahin zu lösen sein, daß das positive, durch Satzung und Macht gesicherte Recht auch dann den Vorrang hat, wenn es inhaltlich ungerecht und unzumutbar ist, es sei denn, daß der Widerspruch des positiven Gesetzes zur Gerechtigkeit ein so unerträgliches Maß erreicht, daß das Gesetz als ‚unrichtiges Recht‘ der Gerechtigkeit zu weichen hat. Es ist unmöglich, eine schärfere Linie zu ziehen zwischen den Fällen des gesetzlichen Unrechts und den trotz unrichtigen Inhalts dennoch geltenden Gesetzen; eine andere Grenzziehung aber kann mit aller Schärfe vorgenommen werden: wo Gerechtigkeit nicht einmal erstrebt wird, wo die Gleichheit, die den Kern der Gerechtigkeit ausmacht, bei der Setzung positiven Rechts bewußt verleugnet wurde, da ist das Gesetz nicht etwa nur ‚unrichtiges‘ Recht, vielmehr entbehrt es überhaupt der Rechtsnatur. Denn man kann Recht, auch positives Recht, gar nicht anders definieren als eine Ordnung und Satzung, die ihrem Sinne nach bestimmt ist, der Gerechtigkeit zu dienen.“ Gustav Radbruch, *Gesetzliches Unrecht und übergesetzliches Recht*, in: *Süddeutsche Juristenzeitung*, Mohr-Siebeck, Jahrg. 1 (1946), Nr. 5, S. 105.

⁴²² Die auf Hans Kelsens *Reine Rechtslehre* zurückgehende Figur der hypothetischen Grundnorm orientiert sich an der Kantschen Figur der *regulativen Fiktion*. Es wird also kaum bestritten, dass es sich bei ihr um eine relativ gewaltsame Schließung eines sich nicht mehr natürlicher Weise in moralischen Letztbegründungen erdenden infiniten Regresses juristischer ‚Sollens-Sätze‘ handelt. Daher der Bezug zum Neukantianer Hans Vaihinger: „Der Denkzweck der Grundnorm ist: die Begründung der Geltung der eine positive Moral- oder Rechtsordnung bildenden Normen (...) Dieses Ziel ist nur im Wege der Fiktion zu erreichen. Daher ist zu beachten, daß die Grundnorm im Sinne der Vaihingerschen Als-Ob-Philosophie keine Hypothese ist – als was ich sie selbst gelegentlich gekennzeichnet habe – sondern eine Fiktion, die sich von der Hypothese dadurch unterscheidet, daß sie von dem Bewußtsein begleitet wird oder doch begleitet werden soll, daß ihr die Wirklichkeit nicht entspricht.“ Hans Kelsen, *Allgemeine Theorie der Normen*, München: Manz 1979, S. 206f.

und wirtschaftliche – zu Phänomenen *sui generis* erklärt und damit ebenfalls nicht mehr deduktiv aus höherstufigen Phänomenen abgeleitet.

Ebenfalls analog zur Ausdifferenzierung der Wirtschaftswissenschaft aus dem Gesamtkomplex der Kultur- oder Sozialwissenschaften wird auch in der Rechtswissenschaft das Problem der Letztbegründung mit dem Kappen der semantischen Verbindung zur Moralphilosophie schlagartig sichtbar. Die formale Exaktheit und Rigidität in der Einschränkung des Betrachtungsfeldes sowie das Postulat der ‚Wertfreiheit‘ als die rechtspositivistische Optik bestimmende Charakteristika, welche dazu nicht umsonst affirmativ mit dem Attribut der ‚Reinheit‘ versehen wird, stellen aus systemtheoretischer Perspektive den exemplarischen Fall eines vermehrt selbstreferentiellen Diskurses dar.

So kann man sagen: *Was der rechtspositivistischen Lehre das Gesetz im Gegensatz zur moralischen Norm ist, ist der modernen Wirtschaftswissenschaft der Preis im Gegensatz zum Wert.* Der Weiterverweis auf eine *gegebene* überkulturelle Größe, aus der sich ein System kulturellen Ursprungs ableitet, wird abgelehnt und am Ende steht die paradoxe Frage nach der Rechtmäßigkeit aller Rechtsetzungen.

Die Formalisierung des Teilbereichs schafft Abhilfe gegen das Eindringen unrubriziert überredender, großer Worte theologischer oder moralischer Provenienz um den Preis, dass die kulturell geprägte Form, die den Makel des (bloß) Menschlichen trägt, zum Selbstzweck wird; theologisch gesagt: zur Götze. Auf der Ebene letztmöglicher Abstraktion in der Betrachtung dieser sozialen Sachverhalte hat man es dann mit einer auch formallogischen Paradoxie zu tun. Die ‚normale‘ Theoriebildung gelangt somit an ein Ende, und das verbleibende Paradox kann dann nur noch mathematisch dargestellt werden.⁴²³ Mit Blick auf betriebswirtschaftliche Organisationstheorien schreibt Luhmann:

„Logisch informierte Theorien sagen hierzu, daß es bei derart zirkularisierten, verwickelten Hierarchien zur ‚Gödelisierung‘ kommt, das heißt zum Griff nach externen Referenzen. Das könnte die Faszination durch Ethik erklären. ‚Supertangling creates a new inviolate level‘, liest man in einem nicht zufällig zum Bestseller avancierten Buch.⁴²⁴ In der Rechtstheorie genießt Ronald Dworkin hohes Ansehen, weil er meint, das Rechtssystem komme mit Regeln nicht aus, es müsse sich auch nach Prinzipien richten – und damit sind gemeint: moralische Prinzipien mit unmittelbarer

⁴²³ Die Unvollständigkeitssätze Kurt Gödels als Beweis der Unmöglichkeit eines widerspruchsfreien und vollständigen axiomatischen Aufbaus der Arithmetik werden daher gelegentlich als die rein logische Form der verschiedenen Letztbegründungs-Probleme in der Frage politischer oder juristischer Organisation bemüht.

⁴²⁴ Gemeint ist: Douglas Hofstadter, *Gödel, Escher, Bach – ein Endloses Geflochtenes Band*, Stuttgart: Klett-Cotta 2008.

Rechtsgeltung.⁴²⁵

So kann die von Schmitt als Gegenreflex ausgelegte erneute Hinwendung zum ‚Wert‘ in der Rechtswissenschaft aus systemtheoretischer Sicht als Weigerung in der Reflexionstheorie des Rechtssystems dargestellt werden, sein Selbstverständnis dem Gesetz einer unweigerlich sich vollziehenden funktionalen Differenzierung der Gesamtgesellschaft zu unterwerfen, in der ein gemeinsames Zentrum aller sozialen Teilbereiche – beispielsweise die Moralphilosophie – keine Rolle mehr spielt. Carl Schmitt formuliert:

„Das Interesse an einer wertphilosophischen Fundierung, das die deutsche Jurisprudenz nach dem zweiten Weltkrieg zeigte, ging Hand in Hand mit einer Wiederbelebung des Naturrechts. Beides war ein Ausdruck des allgemeinen Bestrebens, die bloße Legalität des juristischen Positivismus zu überwinden und den Boden einer anerkannten Legitimität zu gewinnen. Für manchen Juristen hatte die Wertphilosophie im Vergleich zum thomistischen oder neothomistischen Naturrecht den großen Vorzug der Wissenschaftlichkeit und Modernität. Für die erstrebte Überwindung von Positivismus und Legalität eignete sich aber nur eine materiale Wertethik. Die rein formale Wertlehre der neukantianischen Philosophie war zu relativistisch und subjektivistisch, um das zu liefern, was man suchte, nämlich einen wissenschaftlichen Ersatz für ein Naturrecht, das keine Legitimität mehr hergab.“⁴²⁶

Schmitt weist auf eine weitere nicht unwichtige Unterscheidung innerhalb des wertphilosophischen Diskurses hin. So wie die Wertphilosophie als Anknüpfung an eine Reihe unterschiedlicher Schulen (beziehungsweise zuweilen als deren Nachlassverwalterin) auftritt, lässt sie sich auch noch einmal entlang der Unterscheidung formal/material unterteilen. Diese Unterteilung ist bei aller Heterogenität der wertphilosophischen Schulen insgesamt vielleicht diejenige, die sich als die entscheidendste aufdrängt. In gewisser Weise lässt sie sich als eine Auslegung der Unentschiedenheit des Wertbegriffs zwischen objektiver und subjektiver Geltung verorten. Eine Ähnlichkeit besteht zudem zum Verhältnis der ökonomischen Begrifflichkeiten des subjektiven Nutzens der Neoklassik und des diesem gegenüber eher älteren Begriffs des Gebrauchswerts, dessen geringe theoretische Formalisierbarkeit ihn irgendwann überflüssig werden ließ. Der Gebrauchswert, der in der ökonomischen Theorie traditionell eher unter dem Gesichtspunkt qualitativer Verschiedenheit

⁴²⁵ Niklas Luhmann, *Die Moral der Gesellschaft*, herausgegeben von Detlef Horster, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2008, S. 202.

⁴²⁶ Carl Schmitt, *Die Tyrannei der Werte*, S. 21.

(verschiedener Gebrauchswerte untereinander) behandelt wurde und eben daher seine Opposition zum Tauschwertbegriff bezog, dass das zunächst Inkommensurable unter der Optik einer im Medium Geld objektivierten Wertsphäre anscheinend kommensurabel wird, war somit selten Gegenstand quantitativer (oder auch nur ordinaler) Codierung.⁴²⁷ Die phänomenologisch inspirierten materialen Wertphilosophien können als Versuch interpretiert werden, den Wertbegriff außerökonomisch, objektiv und jenseits des Formalismus subjektiver Zweckmäßigkeit zu fassen. Damit stellen sie eine Art Philosophie des objektivierten Gebrauchswerts dar.

Bezeichnend ist, dass die materiale Wertethik, wie zum Beispiel Max Scheler sie formuliert, die Hoffnung in den Wertbegriff gesetzt zu haben scheint, das vormals Transzendente in Kontinuität zum Sinnlich-Physiologischen setzen zu können, indem die von ihm aufgestellte Ordinalskala von den ‚sinnlichen‘ über die ‚vitalen‘ und ‚geistigen‘ bis hin zu den ‚heiligen‘ Werten führt.⁴²⁸ Das Konkurrieren um die Deutungshoheit über den Wertbegriff zwischen zwei philosophischen Lagern belegt einerseits dessen seinerzeitige Aktualität und verhoffte theoretische Fruchtbarkeit, andererseits gerät damit aber der Sachverhalt, dass es sich beim Eingang des Wertbegriffs in den philosophischen Diskurs auch um die Immigration eines vormals ökonomischen Begriffs in die Moralphilosophie handelt, aus dem Blick. Vor dem Hintergrund, dass der ökonomische Herkunftsdiskurs des Wertbegriffs wiederum ehemals unter moralphilosophischer Ägide stand, müsste allerdings eher von *Remigration* die Rede sein.

Ein vornehmlich philosophisch und wenig begriffsgeschichtlich geführter Disput um den Wertbegriff steht, so auch die These Schmitts, in der Gefahr, den Blick für die größeren Verschiebungen zwischen den Begriffsfeldern des Juristischen, Ökonomischen, Politischen, Philosophischen und Theologischen – mit Luhmann: den Reflexionstheorien sozialer Subsysteme – zu verstellen.

„Bei alledem stand zu befürchten, daß die Diskussion in ein steriles Hin und Her von Subjektiv und Objektiv, Formal und Material, Neukantianismus und Phänomenologie, Erkenntnistheorie und Wesensschau, Max Weber und Max Scheler hineingetragen und das konkret juristische Thema verfehlt würde.“⁴²⁹

⁴²⁷ Bentham's hedonistisches Kalkül stellt in dieser Hinsicht eine Ausnahme dar.

⁴²⁸ Vgl. Max Scheler, *Der Formalismus in der Ethik und die materiale Wertethik*, Bern: Francke-Verlag 1954, S. 125ff

⁴²⁹ Carl Schmitt, *Die Tyrannei der Werte*, S. 30.

Der ökonomische Wert als nur dem (medialen) Schein nach objektive Vermittlung subjektiver Zwecke stellt aus der Warte der Wertphilosophie eine verhängnisvolle und desintegrative Art von Objektivität dar. Was aus der Perspektive des Liberalismus als maximale Emanzipation des einzelnen Individuums gegenüber der Verfügungsgewalt gemeinschaftlicher Instanzen erscheint, läuft für eine materiale Wertethik auf die Indifferenz verschiedener Zweckrationalitäten einander gegenüber hinaus. Das symbolisch generalisierte Medium Geld koppelt die Individuen lose aneinander und ermöglicht so subjektive Freiheit, gesellschaftliche Pluralität und eine Ausrichtung der Einzelexistenzen am Prinzip der Nutzenmaximierung statt überhistorischer ethischer Normen innerhalb dieses nun größere Spielräume bietenden Gesellschaftskörpers. Alexis de Toqueville, der in den bürgerlichen Revolutionen der westlichen Welt die entscheidende Wasserscheide zwischen den Zeitaltern einer ‚aristokratischen‘ beziehungsweise einer ‚demokratischen‘ Gesellschaftsform ausmachte, schreibt über letztere:

„Die Menschen, die im Zeitalter der Gleichheit leben, haben so viel Neugierde und wenig Muße; ihr Leben ist so unternehmend, so verwickelt. So tätig, so erregt, daß ihnen zum Denken nur wenig Zeit bleibt. Die Menschen des demokratischen Zeitalters lieben die Allgemeinbegriffe, weil sie dadurch der Versenkung in die Einzelfälle enthoben sind; sie erhalten, wenn ich so sagen darf, viele Dinge in kleinem Raum und führen in kurzer Zeit zu einem großen Ergebnis.“⁴³⁰

Ein derartiges geistiges Klima als Charakteristikum der Moderne, innerhalb dessen man sich sozusagen deshalb gegenseitig Freiheitsgrade in der Wahl der jeweiligen Zweckrationalität zuerkennt, weil man es mit den eigenen Zwecken nicht so ernst nimmt, ist ein beliebtes Gegenzenario für eine Argumentation, die aus dem religiösen Ideal der inneren Einkehr wenigstens eine Art säkularisierte Form der *vita contemplativa* in die Moderne zu retten bestrebt ist. Die phänomenologische Strömung als ein Ursprung der materialen Wertethik kann durchaus als unter anderem diesem Ideal verpflichtet verstanden werden.

Die Argumentation Carl Schmitts zielt in ähnlicher Weise auf die Problematik der Wucherung einer ‚unaristokratischen‘, allgemeinen Wertbegrifflichkeit als potentiell tyrannisch werdendem kleinsten gemeinsamen Nenner säkularisierter Gesellschaften, die sich schließlich auch in juristischen und verfassungsrechtlichen Dingen geltend macht. Die relative Wertlastigkeit der bundesrepublikanischen Verfassung und die politische Aufwertung des Verfassungsgerichts gegenüber der politischen Legislative bilden hier den konkreten

⁴³⁰ Zitiert nach Eberhard Straub, *Zur Tyrannei der Werte*, Stuttgart: Klett-Cotta 2009, S.16.

historischen Kontext. Befürchtet wird ein potentiell exkludierender Wertdiskurs, den Schmitt in die Nähe des Weltanschauungsstaats rückt und der in seiner letzten Konsequenz deshalb antiliberal zu werden droht, weil er den *justus hostis*, den ‚gerechten Feind‘, nicht mehr kennt und seinen Widersacher im Namen einer als ultimativer Konsens verstandenen Wertordnung nun auf totale Weise verdammen muss. Schmitt zitiert Heinrich Rickert mit dem Satz:

*„Die Beziehung zur Negation ist das Kriterium dafür, daß etwas zum Gebiet der Werte gehört.“*⁴³¹

Und folgert:

*„Heinrich Rickert erklärt diesen Satz mit dem Hinweis darauf, daß es keine negative Existenz, wohl aber negative Werte gibt. Die darin enthaltene Aggressivität (der ‚Angriffspunkt‘) des Wertdenkens tritt für den Juristen, wenn er es mit streng formalen, neukantianischen Werttheorien zu tun hat, meistens zurück. Die betonte Subjektivität und Relativität der rein formalen Wertlehren erweckt auf den ersten Blick sogar den Anschein einer grenzenlosen Toleranz (...) Für unser rechtswissenschaftliches Problem des Wertvollzuges haben wir es in der heutigen deutschen Jurisprudenz meistens mit Wertphilosophien zu tun, die den Formalismus überwunden haben und materiale, objektiv gültige Werte anbieten.“*⁴³²

Von hier ab, also vom Punkte einer gesamtgesellschaftlichen Argumentation im Namen einer materialen Wertlehre, gilt für Schmitt sozusagen: Wer Wert sagt, will betrügen.⁴³³ Der Wert, der sich als allgemein geltend macht, verhüllt seinen perspektivischen Ursprung und wird zu einem neuen ‚Moment der Selbstverpanzerung‘⁴³⁴ eines bestimmten, einem Partikularinteresse entstammenden Diskurses. Zu einer ähnlichen Einschätzung der materialen Wertethik kommt auch Niklas Luhmann:

„Die (...) Schwierigkeit betrifft die Erfahrung, daß eine materiale Wertethik, wie sie teils von Neukantianern, vor allem aber von Max Scheler empfohlen wurde, keine Vorsorge für die Regelung

⁴³¹ Heinrich Rickert, *System der Philosophie*, Erster Teil, Tübingen 1921, S. 117. Zitiert nach: Carl Schmitt, *Die Tyrannei der Werte*, S. 25.

⁴³² Carl Schmitt, *Die Tyrannei der Werte*, S. 26.

⁴³³ In *Der Begriff des Politischen* wandelt Schmitt das Diktum von Pierre-Joseph Proudhon, ‚Wer Gott sagt, will betrügen‘, um in: ‚Wer Menschheit sagt, will betrügen‘. (Vgl. Carl Schmitt, *Der Begriff des Politischen*, Berlin: Duncker & Humblot 1932, S. 55). Dahinter steckt die Auffassung, dass wer im Namen einer alle weltlichen Unterschiedenheiten ignorierenden Allgemeinheit argumentiert im besten Falle einer Illusion ‚*politischer Romantik*‘ (Vgl. Carl Schmitt, *Politische Romantik*, Berlin: Duncker & Humblot 1919) aufgesessen ist und im schlechtesten Fall seine eigene Partikularität zum einzig gültigen Standard zu erheben sucht.

⁴³⁴ Carl Schmitt, *Die Tyrannei der Werte*, S. 46.

von Wertkonflikten enthält. Noch niemandem ist es gelungen, diese vielen unbestreitbaren Werte bzw. Unwerte zuverlässig zu verkabeln – und auch dafür noch Konsens zu finden. Die Werte schließen jeweils nur ihren Gegenwert aus – mit offenen Flanken.“⁴³⁵

Die Furcht des Juristen um die Autonomie der juristischen Sphäre bezieht sich, ähnlich wie die Bedenken des Sozialtheoretikers, auf den Wert als eine der ökonomischen Semantik entstammende Vokabel und deren Ausgreifen auf die politischen und juristischen Selbstbeschreibungen der Gesellschaft. Eine stark auf das ökonomische Nutzenkalkül abstellende gesellschaftliche Selbstbeschreibung wird auch bei Luhmann als ein Charakteristikum der gesellschaftlichen Moderne aufgefasst. Die ‚kritische‘ Theorietradition des Marxismus, die sich gegen die konkreten ökonomischen Verhältnisse auf der Basis einer eigenen ökonomisch fundierten Gesellschaftstheorie wendet und so die Kompetenz der ‚Kritik‘ beansprucht, stellt für Luhmann allerdings keine sinnvolle Reaktion auf den Trend einer zunehmenden Ökonomisierung der Gesellschaft dar.⁴³⁶

Laut Schmitt liegt die Aggressivität und Gefährlichkeit des Wertdiskurses erst in dessen ausschließender und schließlich absoluter Selbstsetzung. Der ostentativ relativistisch und anti-essentialistische Preisbegriff, wie er im Marginalismus Anwendung findet, kann hiermit nicht gemeint sein. Was Schmitt als die Ökonomisierung von Politik und Jurisprudenz ausmacht, geschieht also zumindest nicht im Vokabular der *zeitgenössischen* Ökonomik.

Vielmehr lässt sich eine Art semantische Rochade ausmachen, innerhalb derer der Wertbegriff mehr oder weniger die Stelle vormals metaphysisch konnotierter Begrifflichkeiten in den moralischen und politischen Selbstbeschreibungen der Gesamtgesellschaft einnimmt und so ein relativistisch-subjektivistisches Moment in die starre Begrifflichkeit absoluter ethischer Normen einführt, ohne deren Geltung in Gänze zu relativieren.

⁴³⁵ Niklas Luhmann, *Die Moral der Gesellschaft*, herausgegeben von Detlef Horster, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2008, S. 197.

⁴³⁶ In der systemtheoretischen Perspektive tritt der rein deskriptive Terminus der ‚Selbstbeschreibung‘ an die Stelle des Begriffs der ‚Kritik‘ als eines normativen Verständnisses der Reflektion der Gesellschaft durch die Gesellschaft: „Mit dem Konzept des sich selbst beschreibenden, seine eigenen Beschreibungen enthaltenden Systems geraten wir auf ein logisch intractables Terrain. Eine Gesellschaft, die sich selbst beschreibt, tut dies intern, aber so, als ob es von außen wäre. Sie beobachtet sich selbst als einen Gegenstand ihrer eigenen Erkenntnis, kann aber im Vollzug der Operationen die Beobachtung selbst nicht in den Gegenstand einfließen lassen, weil dies den Gegenstand ändern und eine weitere Beobachtung erfordern würde. Sie muss offen lassen, ob sie sich von innen oder von außen beobachtet. Wenn sie auch das noch mitzusagen versucht, legt sie sich auf eine paradoxe Identität fest. Der Ausweg, den die Soziologie dafür gefunden hat, wird als ‚Kritik‘ der Gesellschaft stilisiert. Faktisch läuft das auf eine ständige Wiederbeschreibung von Beschreibungen, auf ein ständiges Einführen neuer oder Wiederbenutzen alter Metaphern hinaus.“ Niklas Luhmann, *Die Gesellschaft der Gesellschaft*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1997, S. 15.

Gleichzeitig erhält die ökonomische Dimension des Wertes gegenüber derjenigen des gesamtgesellschaftlichen Wertes eine Erhöhung ihrer Freiheitsgrade, indem sie sich um den vollends relationalen Begriff des Preises neu sammeln kann. Die objektivistischen Anklänge, die in der vorklassischen und klassischen Ökonomik noch eine Stützfunktion für die noch nicht von der praktischen Philosophie emanzipierte ökonomische Wissenschaft hatten, werden jetzt zur glaubhaften Stützung einer in ihrer Gesamtordnung verunsicherten Gesamtgesellschaft benötigt und werden gleichzeitig in der Ökonomik entbehrlich. Auch wenn ein begriffliches Stühlerücken zwischen den Semantiken des Funktionssystems Wirtschaft und den politischen, moralischen, philosophischen Diskursen sozialer Kommunikation nicht wörtlich als Eins-zu-eins-Ersetzung verstanden werden kann, ist die Synchronizität im Aufkommen eines verstärkten Preisdiskurses in der Ökonomik und eines Wertdiskurses in der praktischen Philosophie um die Jahrhundertwende auffällig und legt mindestens eine Kontextualisierung der beiden Entwicklungen nahe.

Der Wertbegriff führt Flexibilität, Zukunftsoffenheit und ein Initiativrecht des einzelnen Individuums in den leicht verknöcherten Tugenddiskurs der politisch-moralischen Sphäre ein, kann dies aber nur tun, weil er sich gegenüber der volatilen Sphäre der Ökonomik samt ihres Auf- und Abs der Preise noch semantisch abgrenzen kann.

III. 3. Vom Mechanismus zum Organismus – Gleichgewichts- und Komplexitätsökonomik

Erst in den letzten Jahrzehnten, und zuletzt vermehrt in Reaktion auf die Krise von 2008, hat in der Wirtschaftswissenschaft eine theoretische Strömung stärker an Momentum gewonnen, die als eine systemtheoretisch inspirierte Perspektive auf die Ökonomie aufgefasst werden kann, ihren Ursprung aber an wirtschaftswissenschaftlichen – nicht soziologischen – Fakultäten genommen hat und ihre Inspiration aus der allgemeineren Theorie komplexer adaptiver Systeme bezieht. Diese theoretische Strömung firmiert unter dem Namen der *Komplexitätsökonomik*.⁴³⁷ Bezug nehmen die Vertreter komplexitätsökonomischer Ansätze nicht auf die soziologische Systemtheorie Luhmanns, sondern auf kybernetische Theoretiktraditionen des englischsprachigen Raums, die Informationstheorie Shannons, einzelne eher heterodoxe Theorieschulen innerhalb der Wirtschaftswissenschaften und die aus der Biologie stammenden Systemtheoretiker wie zum Beispiel Humberto Maturana und Stuart Kauffman. Einen Hemmschuh für die Integration der deutschsprachigen Systemtheorie in die englischsprachige Komplexitätsforschung (nicht nur, aber in besonderem Maße in der Ökonomik) stellt dabei wohl deren geringe Affinität zur Mathematik und damit zur anwendungsorientierten Modellierung dar.

Einzelne Vertreter der komplexitätsökonomischen Bewegung formulieren durchaus selbstbewusst den Anspruch einer grundlegenden Reform der wirtschaftswissenschaftlichen Theoriebildung:

*„The neoclassical era in economics has ended and has been replaced by an unnamed era. We believe what best characterizes the new era is its acceptance that the economy is complex, and thus that it might be called the complexity era. The complexity era has not arrived through a revolution. Instead, it has evolved out of the many strains of neoclassical work, along with work done by less orthodox mainstream and heterodox economists. It is only in its beginning stages, but it is, in our view, the wave of the future.“*⁴³⁸

⁴³⁷ Das Verdienst der Begriffsprägung kommt den Forschern im Umkreis des Santa Fe Institutes zu. Siehe hierzu: W. Brian Arthur; Steven N. Durlauf; David A. Lane (Hg.), *The Economy as an Evolving Complex System II*, Reading (Massachusetts/USA): Addison-Wesley 1997.

⁴³⁸ Richard P. F. Holt; J. Barkley Rosser, Jr.; David Colander, *The Complexity Era in Economics*, Middlebury College Economics Discussion Paper Nr. 10-01, Middlebury (Vermont/USA): <http://www.middlebury.edu/~econ>, S. 3.

Bei Eric Beinhocker heißt es:

*„As I write this, the field of economics is going through its most profound change in over a hundred years. I believe that this change represents a major shift in the intellectual currents of the world that will have a substantial impact on our lives and the lives of generations to come. I also believe that just as biology became a true science in the twentieth century, so too will economics come to its own as a science in the twenty-first century.“*⁴³⁹

Neben einem Selbstverständnis als evolutorisch und in einer historisch informierten Theoriebildung heterogene Phänomene und theoretische Ansätze vereinend konzipiert sich die Komplexitätsökonomik nicht zuletzt in Opposition zur Vorstellung von der Wirtschaft als allintegrativem, mechanischem und auf einen statischen Zielpunkt hin konvergierendem Prozess sowie dem Ökonomen als demjenigen, welchem vom Standpunkt maximaler Abstraktion aus einer ultimativen Perspektive (potentiell der eines *Laplaceschen Geistes*) ein definitiver Blick auf die Ganzheit derselben zugänglich ist:

*„Since the term complexity has been overused and over hyped, we want to point out that our vision is not of a grand complexity theory that pulls everything together. It is a vision that sees the economy as so complicated that simple analytical models of the aggregate economy — models that can be specified in a set of analytically solvable equations — are not likely to be helpful in understanding many of the issues that economists want to address. Thus, the Walrasian neo-classical vision of a set of solvable equations capturing the full interrelationships of the economy that can be used for planning and analysis is not going to work.“*⁴⁴⁰

Bezüglich der Frage, wie die geschichtliche Entwicklung der realen Wirtschaft am ehesten zu modellieren sei, führen komplexitätsökonomische Ansätze zu einer der Gleichgewichtsmetaphorik in den meisten Punkten entgegen gesetzten Auffassung. Indem sich in nicht reversiblen Prozessen Pfadabhängigkeiten konstituieren, die Asymmetrien

⁴³⁹ Eric D. Beinhocker, *The Origin of Wealth. Evolution, Complexity and the Radical Remaking of Economics*, Boston: Harvard Business School Press 2006, S. XI. Schumpeter hatte dieses Zu-Sich-Selbst-Kommen der Ökonomik, wie weiter oben zitiert, schon etwas früher vermutet: “Die erste Entdeckung einer Wissenschaft ist die Entdeckung ihrer selbst.” Joseph A. Schumpeter, *Geschichte der ökonomischen Analyse*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1965, Bd. 1, S. 312.

⁴⁴⁰ Richard P. F. Holt; J. Barkley Rosser, Jr.; David Colander, *The Complexity Era in Economics*, Middlebury College Economics Discussion Paper Nr. 10-01, Middlebury (Vermont/USA): <http://www.middlebury.edu/~econ>, S. 5.

zwischen wirtschaftlichen Teilbereichen eher perpetuieren als sie über die Zeit abzutragen, erscheint zum Beispiel die Annahme perfekter Konkurrenz unter den verstärkt in den Blick geratenden Bedingungen steigender Skalenerträge und Monopolbildung als nicht mehr haltbar. Ebenso wird die Prämisse der vollständigen Informiertheit ökonomischer Akteure verworfen und durch das als realitätsnäher vermutete von Herbert Simon eingeführte Konzept der ‚*bounded rationality*‘ ersetzt.⁴⁴¹

Wenn man von der ökonomischen Theorie Alfred Marshalls als dem Projekt sprechen kann, das die möglicherweise grundsätzlich inkommensurablen Paradigmen einer nicht-reversiblen evolutionären Strukturentwicklung und einer allgemeinen Gleichgewichtsmetaphorik als gewissermaßen *absolute Metaphern*⁴⁴² in der Beschreibung des Gesamtzusammenhangs Wirtschaft übereinzubringen versuchte, so tritt heute das Projekt der Komplexitätsökonomik als der lange Zeit vernachlässigte Teil dieser Doppelstruktur der Ökonomik in harscher Gegnerschaft zur unter dem Dach des Gleichgewichtsglaubens geeinten ‚Neoklassik‘ auf. Die Vertreter des komplexitätstheoretischen Entwurfs bekennen sich weitestgehend dazu, für die Wirtschaftswissenschaften einen *paradigm shift* im Kuhnschen Sinne einzuleiten.⁴⁴³ An die Stelle eines natürlichen Ausgleichs der ökonomischen Kräfte von Angebot und Nachfrage tritt die evolutorische Dynamik von Variation, Selektion und Retention, wie sie auch Niklas Luhmann auf die Entwicklung von kommunikativen Semantiken zur Operationalisierung von Sozialität insgesamt vorschlägt:

⁴⁴¹ Siehe: Herbert Simon, *Bounded Rationality and Organizational Learning*, in: *Organization Science*, Bd. 2, Nr. 1, März 1991, S. 125-134. Im Gegensatz zu den vereinfachten Annahmen der allgemeinen Gleichgewichtsmodelle, die, laut Richard Nelson und Sidney Winter, auf dem ‚postgraduate level‘ in der Regel einen nuancierteren Charakter bekommen, bleibt die Rationalitätsannahme eine eingefleischte Überzeugung der ‚orthodoxen‘ Wirtschaftswissenschaft, an der wenig Verfeinerung möglich ist: „Last, there is one key assumption in the structure of orthodox thought that does not get significantly relaxed or qualified as one passes from intermediate to advanced theory; on the contrary, it becomes stronger to support a greater weight. This is the assumption that economic actors are rational in the sense that they optimize. In elementary instruction or in popular exposition, this assumption of economic rationality may be presented as a conceptual expedient justified by the realistic observation that people have objectives which they pursue with a certain amount of consistency, skill and forethought. At the intermediate level, the assumption takes on a stark appearance that strains credulity, but then intermediate theory is pretty stark overall. In advanced forms of orthodoxy, while recognition of informational and other ‘imperfections’ softens the general theoretical picture regarding what the actor knows, no such compromise with reality affects the treatment of economic rationality (...) Never is such a theoretical actor confused about the situation or distracted by petty concerns; never is he trapped in a systematically erroneous view of the problem; never is a plain old mistake made. It is a central tenet of orthodoxy that this is the only sound way to proceed; recognition of greater complexity in the problem obligates the theorist to impute a subtler rationality to the actors. Thus, with regard to rationality assumptions, to allow orthodox theory to be championed by its elementary and intermediate versions is to waive a set of objections that become particularly telling at the advanced level”. Richard R. Nelson; Sidney G. Winter, *An Evolutionary Theory of Economic Change*, S. 8f.

⁴⁴² Vgl. Hans Blumenberg, *Paradigmen zu einer Metaphorologie*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1997.

⁴⁴³ “Kuhn called these periods of upheaval ‘paradigm shifts’, and while the phrase has lost some of its power owing to overuse, this book will argue that what we are witnessing in economics today is in fact the early stages of just such a paradigm shift.” Eric D. Beinhocker, *The Origin of Wealth*, S XI.

„This book will argue that wealth creation is the product of a simple, but profoundly powerful, three-step formula – differentiate, select and amplify – the formula of evolution. The same process that has driven the growing order and complexity of the biosphere has driven the growing order and complexity of the ,ecosphere'. And the same process that led to an explosion of species diversity in the Cambrian period led to an explosion in SKU (Stock Keeping Unit = Bestandseinheit; lagerhaltiger Artikel, m. A.) diversity during the Industrial Revolution.“⁴⁴⁴

Gegenüber der modellhaften Abstraktion der Gleichgewichtsökonomik als dem Bild eines mit hoher Effizienz und Flexibilität arbeitenden Wirtschaftssystems, in dem zumindest der zugrunde gelegten Metaphorik nach mit instantanen Reaktionen auf die Veränderung eines jeden Parameters zu rechnen ist, führt das Komplexitätsparadigma zudem eine theoretische Hervorhebung der entgegen gesetzte Intuition einer *relativen Trägheit* der ökonomischen Akteure bezüglich ihrer ,Routine' ein. *Retention* als derjenige Teil des evolutionären Dreischritts, der gegenüber Variation und Selektion gewissermaßen den *Normalfall* evolutionärer Reproduktion darstellt, wird als das unbeirrte Beibehalten ökonomischer Routineverfahren – auch gegen kleinere Widerstände – als wesentliches Charakteristikum ökonomischen Verhaltens ins Innere des Modells gezogen. Richard Nelson und Sidney Winter modellieren ihre Unternehmenstheorie entlang dieser Analogie:

„Our general term for all regular and predictable behavioral patterns of firms is ,routine'. We use this term to include characteristics of firms that range from well-specified technical routines for producing things, through procedures for hiring and firing, ordering new inventory, or stepping up production of items in high demand, to policies regarding investment, research and development (R&D), or advertising, and business strategies about production diversification and overseas investment. In our evolutionary theory these routines play the role that genes play in evolutionary theory. They are persistent features of the organism and determine its possible behaviour (though actual behaviour is determined also by the environment); they are heritable in the sense that tomorrow's organisms generated from today's (for example, by building a new plant) have many of the same characteristics, and they are selectable in the sense that organisms with certain routines may do better than others, and, if so, their relative importance in the population (industry) is augmented over time.“⁴⁴⁵

⁴⁴⁴ Ebenda, S. 11.

⁴⁴⁵ Richard R. Nelson; Sidney G. Winter, *An Evolutionary Theory of Economic Change*, Cambridge (USA)/London (UK): Harvard University Press 1982, S. 14.

Wieder hat man es dabei mit einem Sachverhalt zu tun, der in den gleichgewichtsbasierten Modellen zumeist als Fehlerabweichung des realen Wirtschaftsprozesses gegenüber einer idealen Modellierung behandelt wird. Anders formuliert: Im Gegensatz zu denjenigen Marktmodellen, die eine Dynamik des stetigen Reagierens der Akteure gemäß der Mechanik von Angebot und Nachfrage als Regelfall sehen, die erst und auch nur periodisch im Idealfall optimaler Allokation zum Stillstand kommt, modelliert die verhaltensökonomisch inspirierte Komplexitätsökonomik die Mehrheit der ökonomischen Aktionen als Ablehnung der Änderung des Verhaltens ungeachtet möglicher Anreize dazu. Man ist geneigt von einer Autopoiesis der Unternehmen zu sprechen, die solange auf identische Art und Weise fortgesetzt wird, bis die Perturbationen aus der Umwelt zu stark werden, um sie weiterhin zu ignorieren. Erst dann muss die Firma ihre Binnenkomplexität variieren beziehungsweise erhöhen.

Eine zentrale Frage bezüglich des Verhältnisses von neoklassischer Ökonomik und Komplexitätsökonomik ist es, ob die Paradigmen des Kräfteausgleichs einerseits und der evolutiven Dynamik andererseits, also des statischen beziehungsweise des dynamischen Systems, in Widerspruch stehen oder sozusagen eher quer zueinander liegen. Das heißt, ob sie sich gegenseitig logisch ausschließen, oder ob die Empirie der ökonomischen Tatsachen nur nicht zur gleichen Zeit durch beide begrifflich geordnet werden kann; vergleichbar etwa mit den komplementären Perspektiven, die sich durch den *Gestalt Switch* im Blick auf ein Vexierbild ergeben. So dass eine in sich begrifflich kohärente Darstellung der Ökonomie insgesamt oder eines ihrer Aspekte – zum Beispiel ein wissenschaftlicher Artikel mit begrenztem empirischen Bezug – sich für eine der beide Perspektiven entscheiden muss, um vor allem *eindeutige* Resultate zu erzielen. In diesem Sinne könnten Gleichgewichtsmetaphorik und Evolutionsmetaphorik durchaus koexistieren. Die Frage danach, welche Begrifflichkeit Anwendung findet, würde unter Umständen mit Blick auf die Spezifika einzelner ökonomischer Subbereiche unterschiedlich ausfallen und mit Verweis nicht mehr auf die absolute Gültigkeit des einen oder anderen Paradigmas geschehen, sondern mit Verweis auf dessen relative Funktionalität in Bezug auf ein bestimmtes Problem. Damit würde gewissermaßen ein Moment der ‚Ironie‘ gegenüber abschließenden Vokabularen (auch denjenigen der Wissenschaft) in die Ökonomik Einzug halten, wie Richard Rorty es im Umgang mit Sprache insgesamt anempfiehlt.

„Language is a set of tools rather than a set of representations.“⁴⁴⁶

Die Selbstrepräsentation des ökonomischen Kosmos in seiner Gesamtheit würde durch eine in diesem Sinne pluralistische Paradigmatik allerdings nicht mehr eindeutig geleistet werden können. In Frage stünde der Sachverhalt Ökonomie als eindeutig feststellbarer, in sich geschlossener Objektbereich, zumal mit der Entscheidung für die eine oder andere Metaphorik auch eine Verschiebung der Grenzen des ‚economic realm‘ vermutet werden kann. Als einer der Aspekte, der durch eine Komplexitätstheoretische Reformulierung des ökonomischen Sachverhalts von der Peripherie ins Zentrum gerät, kann der Faktor *technische Entwicklung* gelten, der im Fokus der Komplexitätsökonomik steht, in Gleichgewichtskonzeptionen dagegen traditionell als externe Größe behandelt wird.

Auch und gerade aus der Verbindung dieser grundlegendsten transformativen Größe in der Ökonomik mit einer vom Verhaltensbegriff angeleiteten Modifikation des ökonomischen Akteurs ergibt sich so ein neues Selbstverständnis der wirtschaftswissenschaftlichen Theoriebildung auch bezüglich ihrer theoriegeschichtlichen Wurzeln:

„Our greatest intellectual debts are to Joseph Schumpeter and Herbert Simon. Schumpeter pointed out the right problem – how to understand economic change – and his vision encompassed many of the important elements of the answer. Simon provided a number of specific insights into human and organizational behaviour that are reflected in our theoretical models; but, most important, his work encouraged us in the view that there is much more to be said on the problem of rational behaviour in the world of reality than can be adequately stated in the language of orthodox economic theory.“⁴⁴⁷

Ist die Ökonomik also aufgefordert ein für allemal zu wählen zwischen den zwei inkommensurablen Bildern des Gleichgewichts und der Evolution, zwischen einer mechanistischen und einer organistischen Metaphorik, zwischen Energieerhaltungssatz und dem Phänomen abnehmender Entropie in offenen dynamischen Systemen? Und muss sie sich entscheiden zwischen der Frage: Leitwissenschaft Physik oder Biologie? Oder verhält sich die Situation weniger dramatisch und ein nüchterner ‚Methodenmix‘, der mal der einen, mal der

⁴⁴⁶ Richard Rorty, *Essays on Heidegger and Others*, Cambridge (UK): Cambridge University Press 1991, S. 3. Ein Problem der Selbstreferentialität dieser These über das Wesen der Sprache ergibt sich, wenn man die Werkzeug- und die Reflexionsmetaphorik in Bezug auf Sprache ebenfalls als Metaphern mit einer gewissen Unverbindlichkeit begreift.

⁴⁴⁷ Richard R. Nelson; Sidney G. Winter, *An Evolutionary Theory of Economic Change*, Cambridge (USA)/London (UK): Harvard University Press 1982, S. ix.

anderen Grundintuition über das Wesen des ökonomischen Systems Folge leistet, ist möglich, ohne zu groben Inkohärenzen innerhalb des Faches als Ganzem zu führen?

Für eine die Phasenübergänge zwischen den Gesetzmäßigkeiten der präbiotischen Evolution zur Evolution selbstorganisierter Organismen und von unbewusstem zu bewusstem Leben als jeweils irreversible Entwicklungsschritte ernst nehmende Wissenschaftsauffassung liegt es auf der Hand, dass die theoretische Interpretation des sozialen Phänomens Wirtschaft nicht hinter das Niveau einer Methodik der Wissenschaft des Lebendigen auf dasjenige der thermodynamischen Selbstorganisation zurückfallen kann. Oder, dass eine Beschreibung in dessen Begrifflichkeiten höchstens eine vorläufige heuristische Funktion zur Illustration des ökonomischen Sachverhalts beisteuern kann, nicht aber dessen endgültige Bewertung.⁴⁴⁸ Mindestens ist zu konstatieren, dass der Blick auf die Ökonomie durch ein evolutionstheoretisch informiertes Vokabular das Erkenntnisinteresse verschiebt und andere Fragen und Vorgänge in den Vordergrund rückt, als dies innerhalb eines ökonomischen Theoriegebäudes der Fall ist, das ‚*pure economics*‘ als die Suche nach historisch invarianten und mathematisch formalisierbaren Gesetzmäßigkeiten versteht.

Ein weiterer durch das Basisvokabular präjudizierter Unterschied liegt daher in der Hervorhebung der Entstehung und Verfestigung von Strukturen in einem zunächst aus zufällig miteinander interagierenden Elementen zusammengesetzten komplexen System Wirtschaft, von *Negentropie* also. Dagegen steht das implizit auf den *Entropie*-Begriff der Thermodynamik gegründete Vokabular der neoklassischen Ökonomik, das sich damit an der Physik (des späten neunzehnten Jahrhunderts) orientiert.

Die Abstraktion von der historischen ‚Konkretion‘ wirtschaftlicher Phänomene durch deren Modellierung und Algorithmisierung taugt dagegen nicht als Abgrenzungsmerkmal der ‚orthodoxen‘ von der Komplexitätstheoretischen Ökonomik. Auch letztere zeigt sich durchaus offen für die Modellierung ökonomischer Entwicklung mittels Simulationen, von zum Beispiel selbstverstärkenden Asymmetrisierungsprozessen, die durch Pfadabhängigkeit lokaler Ballung von kapitalintensiver beziehungsweise kapitalarmer Produktion für bestimmte Regionen zustande kommen. Der Sachverhalt Komplexität neigt dabei eher der Informatik und Stochastik als der Analysis zu.

⁴⁴⁸ Aus Sicht der zentralen von den Evolutionsbiologen Maturana und Varela geprägten Metapher des ‚Baumes der Erkenntnis‘ für eine evolutionstheoretisch inspirierte Erkenntnistheorie würde eine sich implizit auf die Plausibilität des thermodynamischen Gleichgewichts stützende Beschreibung des komplexen Phänomens Wirtschaft, das sich seinerseits wiederum aus einer Vielzahl von Exemplaren des komplexen Systems Bewusstsein zusammensetzt, einen groben erkenntnistheoretischen Atavismus darstellen. Vgl. Humberto Maturana; Francisco Varela, *Der Baum der Erkenntnis. Die biologischen Wurzeln menschlichen Erkennens*, Frankfurt a. M.: Fischer-Verlag 2009.

Der wohl gravierendste Unterschied zu den Modellen der Gleichgewichtsökonomik liegt aber wohl darin, dass in der Komplexitätsökonomik der Anspruch besteht, Rekursivitätsphänomenen in der Modellierung der Adaptionsprozesse gerecht zu werden. Sehr kursorisch formuliert: eine erste von einem Agenten getroffene Entscheidung ändert die Bedingungen, unter denen die nächste Entscheidung gefällt wird.⁴⁴⁹ Da die Determinanten für die jeweils einzelnen Entscheidungen zudem als Wahrscheinlichkeitswerte modelliert sind, ergibt sich die Möglichkeit der Simulation sich selbst verstärkender Dynamiken, die das System im Ganzen mitunter weit von einem unter linearen Bedingungen, also einem durchgängig proportionalen Verhältnis von Ursache und Wirkung der Einzelemente zueinander, zu erwartenden Szenario wegbewegen.

Dazu lässt die verwendete Mathematik eine Modellierung von Chaos-Attraktoren sowie Oszillationen zwischen zwei Attraktoren zu, wodurch die Vorstellung des Marktgleichgewichts als des *einen* Punktattraktors auch auf der Ebene der formalen Modellierung aufgelöst wird. Außerdem können durch die Rückwirkung von Systembewertungen auf das System selbst diese zunächst bloß subjektiven Einschätzungen als ‘endogene’ Faktoren in der Systementwicklung verstanden werden. Das bereits erwähnte Problem der Wechselwirkung von System und Systembeschreibung erfährt so eine erstmals systematische Bearbeitung. In einer rekursiven Modellierung des Marktgeschehens reihen sich also die von anderen Marktteilnehmern wahrgenommenen Bewertungen des Marktgeschehens einzelner Akteure neben die in der neoklassischen Modellarchitektur als alleinige Determinanten verstandenen Größen der Präferenzen, des entsprechenden Nutzenkalküls und der *initial endowments* ein.

In der Finanzmarkttheorie findet sich erstmals bei Benoit Mandelbrot eine mathematische Modellierung von Kursbewegungen, in denen diese nicht mehr als aus normalverteilten, stochastisch unabhängigen Ereignissen zusammengesetzt interpretiert werden, so dass die Möglichkeit der Selbstaufschaukelung des Systems, das heißt eines ‘Schwarzer-Schwan-Szenarios’ beziehungsweise ‘Noah-Effekts’, durch Rekursivität besteht.⁴⁵⁰ In diesem Sinne

⁴⁴⁹ Mathematisch ist das Problem rekursiver Dynamiken nicht unbedingt an den Schritt von der Mechanik zur Biologie beziehungsweise zu den Dynamiken selbstbewusster Systeme gebunden. Einschlägig für einen Rekursivitäts-Effekt in einem mechanischen Zusammenhang ist das Dreikörperproblem als die Schwierigkeit, den Bahnverlauf dreier wechselseitig durch Gravitation aufeinander wirkender Himmelskörper mathematisch exakt zu bestimmen. Der mathematisch in die Verlegenheit führende Rückkopplungseffekt liegt hier in der dreifach vorhandenen beidseitigen Wechselwirkung jedes der Elemente mit jedem anderen, die letztlich zu einer zirkulären Bestimmung jeder der drei Einzelgrößen führt.

⁴⁵⁰ Benoit Mandelbrot, *Fractals and Scaling in Finance: Discontinuity, Concentration, Risk*, New York: Springer 1997. So lagen rekursiv-kumulative Krisendynamiken wie diejenige von 2007 außerhalb des theoretisch modellierten Bereichs, für den das Black-Scholes-Modell belastbare Prognosen abzugeben in der Lage war, weil dort die Käufe und Verkäufe von Optionsscheinen als stochastisch unabhängige Fälle modelliert

werden Börsenbewegungen auch in der Komplexitätstheoretischen Finanzmarktforschung modelliert:

“Asset markets, we argue, have a recursive nature in that agents’ expectations are formed on the basis of their anticipations of other agents’ expectations, which precludes expectations being formed by deductive means (...) Thus, individual beliefs or expectations become endogenous to the market, and constantly compete within an ecology of others’ beliefs or expectations. The ecology of beliefs evolves over time. Computer experiments with this endogenous-expectations market explain one of the more striking puzzles in finance: that market traders often believe in such concepts as technical trading, ‘market psychology’, and bandwagon effects, while academic theorists believe in market efficiency and a lack of speculative opportunities.”⁴⁵¹

Die Komplexitätsökonomik ist damit also keine aufpolierte Version der altbekannten Institutionsökonomik beziehungsweise der deutschen historischen Schule, obgleich das Einbeziehen eher sozialwissenschaftlicher oder humangeographischer Faktoren in die ökonomische Analyse im engeren Sinne durchaus eines ihrer Kennzeichen darstellt.

Als empfänglich für die historische Dimension des Wirtschaftsprozesses können Komplexitätstheoretische Ansätze aber insofern gelten, als sie das jeweilige soziokulturelle Umfeld eines konkreten Wirtschaftsbereichs mit ins theoretische Kalkül ziehen. Historisch gewachsene, in gewissem Maße kontingente, vor allem aber sich weltweit stark unterscheidende Strukturen der handlungsleitenden – sogar für verschiedene Lebensentwürfe sinnstiftenden – Moral- und Werteordnung werden als Teil der sozialen Evolution insgesamt und somit als nicht zu vernachlässigende Determinanten dafür erachtet, welches Handeln für Mitglieder verschiedener kultureller Räume als überhaupt denkbar, oder zumindest eher wahrscheinlich gelten kann. Die Ökonomie als historisch gewachsenes soziales Gebilde zu begreifen heißt so auch, sie sowohl auf globaler Ebene als auch entlang der Zeitdimension als heterogen zu verstehen. Dies führt naturgemäß weg vom theoretischen Axiom eines für alle

wurde und eine limitierte Volatilität angenommen wurde. Die Grundlagen für eine Finanzmarktmathematik, die auf der Grundlage von zwar auf der Mikroebene erratisch aber um ein statistisches Mittel mit beschränkter Standardabweichung verlaufenden Preisbewegungen operiert, gehen auf Louis Bachelier zurück, der schon 1900, damals noch Schüler von Henri Pointcaré, die Brownsche Bewegung als mathematische Grundlage der Beschreibungen von Börsenbewegungen anwandte. Vgl. Louis Bachelier, *Théorie de la Spéculation*, in: *Annales scientifiques de l’École Normale Supérieure*, Nr. 3, Bd. 17, 1900, S. 21-86.

⁴⁵¹ W. Brian Arthur, John H. Holland, Blake LeBaron, Richard Palmer, Paul Taylor, *Asset Pricing under Endogenous Expectations in an Artificial Stock Market*, in: W. Brian Arthur; Steven N. Durlauf; David A. Lane (Hg.), *The Economy as an Evolving Complex System II*, Reading (Massachusetts/USA): Addison-Wesley 1997, S. 15ff. Für die mathematische Modellierung dieses Sachverhalts siehe: Ebenda, S. 19-28.

Zeiten und Verhältnisse identisch modellierbaren Typus des ökonomischen Agenten, wie er für die Modelle der gleichgewichtsorientierten Ökonomik unerlässlich ist:

*“Alle Erfahrungen zeigen uns, dass Entscheidungsverhalten in politischen und wirtschaftlichen Systemen letztlich auf einer tiefer liegenden Schicht beruht. Menschen entscheiden und handeln nämlich bewusst oder unbewusst auf der Grundlage rechtlicher, kultureller und religiöser Wertvorstellungen, die seit Jahrhunderten weltweit in unterschiedlichen Traditionen gewachsen sind und sie prägen. Wir können diese Wertvorstellungen daher als Ordnungsparameter rechtlicher, kultureller und religiöser Dynamik auffassen. Kulturelle und religiöse Symbole treten an die Stelle mathematischer Zeichen von Modellen nichtlinearer Dynamik.”*⁴⁵²

Eine entscheidende begriffliche Vorentscheidung für die Komplexitätsökonomische Perspektive besteht darin, die Wirtschaft nicht als geschlossenes, sondern als offenes System zu begreifen. Damit modifiziert sich die System-Metaphorik insofern, als anstelle einer Analog-Setzung von ‚Nutzen‘ und ‚Energie‘ in der Adaption des thermodynamischen Bildes eine unmetaphorische Bedeutung von Energie auch für den ökonomischen Prozess angenommen wird. Energie strömt in der Form von Licht, Rohstoffen, menschlicher Arbeit in das und aus dem System, dabei importiert das System Negentropie und exportiert Entropie, es entsteht eine Binnenkomplexität.⁴⁵³ Diese ist geeignet in der abstrakten theoretischen Sprache die konkreten ökonomischen Institutionen, soziale und materiale, zu repräsentieren. Das ökonomische System hat einen Metabolismus, der die notwendige aber nicht hinreichende Voraussetzung für die Aufrechterhaltung seiner Binnenstruktur darstellt und entlang seiner Grenze eine Asymmetrie zwischen organisierter und unorganisierter Komplexität errichtet. Zur vollständigen Erklärung seiner Entwicklung muss dann auf Formen der Selbstorganisation – oder auch Autopoiesis – zurückgegriffen werden. Aus Sicht der Komplexitätsökonomik handelt es sich also bei der neoklassischen Gleichgewichtsmetaphorik

⁴⁵² Klaus Mainzer, *Komplexität*, Paderborn: Wilhelm-Fink-Verlag 2008, S. 13. Und an anderer Stelle: “Tatsächlich lassen sich ökonomische Systeme nicht mit der Selbstorganisation von Gasen nahe dem thermischen Gleichgewicht vergleichen, in dem Wirtschaftsagenten wie ununterscheidbare Moleküle in zufälliger Normalverteilung reagieren (...) Der homo oeconomicus, der mit vollständiger Information über seine Umwelt nur seinen eigenen Nutzen maximiert und in diesem Sinne nur rational handelt, ist eine mathematische Fiktion.” Ebenda, S. 78.

⁴⁵³ Es existiert dazu auch eine auf die bioökonomische Tradition Nicolas Georgescu-Roegens zurückgehende Version der wörtlichen Anwendung der Thermodynamik auf die Ökonomie und im besonderen auf das Wachstumsproblem. Diese argumentiert für eine überproportionale Relevanz des Produktionsfaktors Energie, das heißt letztlich: natürlich vorhandener Ressourcen und ihrer energetischen Umwandlung. Aus deren Endlichkeit (beziehungsweise aus Konflikten zwischen Wirtschaft und ökologischen Problemen) leitet sich so eine natürlich Begrenztheit des Wirtschaftswachstums ab. Vgl. Reiner Krümmel, *The Second Law of Economics. Energy, Entropy and the Origins of Wealth*, Berlin u. a.: Springer 2011; Nicolas Georgescu-Roegen, *The Entropy Law and the Economic Process*, Cambridge (USA): Harvard University Press 1971.

um ein falsches Einsetzen der ökonomischen Füllbegriffe in die interpretationsoffene Metaphorik des aus der Physik importierten Systembegriffs. Wirtschaft als ein geschlossenes System zu betrachten, in dem sich positiver und negativer Nutzen die Waage halten, ist eine Missdeutung der Ökonomie als entwicklungsöffener Sachverhalt, dessen Gesamtstruktur sich mit jedem seiner Ereignisse ändert. Mit Luhmann gesprochen: Mit jeder Umwelttransformation durch das System transformiert sich dieses immer auch selbst. So erhält das System seine Grenze, anhand derer Binnenkomplexität von Umweltkomplexität unterschieden, und durch eine hinreichende *requisite variety*⁴⁵⁴ Letztere durch Erstere bewältigt werden kann. Dem System gelingt so seine Adaption an die Umwelt.

Die Begrifflichkeit der Gleichgewichtsökonomik, die das Wirtschaftssystem als geschlossenes System interpretiert, kann nur Aussagen über dessen Innenraum treffen, allerdings ohne die theoretische Bewältigung des Umstandes, *dass* es sich um einen solchen Innenraum *im Unterschied* zu dessen Umwelt handelt. Eine Absetzung der wirtschaftlichen Sphäre, die über die Verwaltung ihrer Grenze die eigene Selbstreproduktion *in Abgrenzung* zur (sozialen und materialen) Umwelt leistet, ist nicht in den Blick zu bekommen. Das partikulare Funktionssystem Wirtschaft wird sozusagen mit den Vokabeln des *Alls* beschrieben. Das Bild einer allumfassende Dynamik ohne Außenraum – eines ökonomischen *Kosmos* – wird nun in der Komplexitätsökonomik in das eines seine eigene Grenze verwaltenden ökonomischen *Organismus* überführt, innerhalb dessen es allerdings zu mehr oder minder zufällig (jedenfalls nicht erwartbar) auftretenden Turbulenzen ‚fern des thermodynamischen Gleichgewichts‘ kommen kann.⁴⁵⁵

Der durch die Komplexitätsökonomik und durchaus im Sinne Luhmanns angestrebte Paradigmenwechsel in den Wirtschaftswissenschaften überführt den ökonomischen Sachverhalt also *von einem Systembegriff in einen anderen*. Der Systembegriff selbst steht nicht zur Disposition. Wirtschaft wird begriffen als die in dem einen oder anderen Sinne gesetzmäßig geordnete Gesamtheit von Elementen und ihrer Relationen; als ein ‚Zusammengesetztes‘ (griech. = *systema*). Was aber auch immer als Axiom des Diskurses der Wirtschaftswissenschaft aus Sicht der jeweiligen System-Schulen taugt, es ist keine Substanz, sondern ein in jeweils gewissem Sinne nicht beliebiger Prozess des Zusammenwirkens; des

⁴⁵⁴ Der Terminus geht auf William Ross Ashby zurück und wird auch von Luhmann gebraucht. Siehe: W. Ross Ashby, *Requisite Variety and its Implications for the Control of Complex Systems*, Cybernetica, Bnd. 1, Nr 2, 1958.

⁴⁵⁵ „Der milde Zufall ist eine Illusion des Bachelierschen Modells und der darauf aufbauenden Finanztheorie. Die Finanzwert ist rau, gefährlich und unberechenbar wie das Wetter des Pazifik mit seinen Taifunen. Der Zufall ist nicht mild, sondern wild.“ Klaus Mainzer, *Der kreative Zufall. Wie das Neue in die Welt kommt*, München: C.H. Beck 2007, S. 195.

Relationierens. Die Voraussetzung sowohl für den Systembegriff der Gleichgewichtsökonomik als auch für den der Systemtheorie beziehungsweise der Komplexitätsökonomik ist es, dass keine als essentiell vorgestellte Letztgröße besteht; kein objektiver Wertbegriff also.

Der Selbstordnungsgedanke, der bei Adam Smith noch mit einer sperrigen Arbeitswertlehre um die Stelle des theoretischen Primats konkurrierte, verbindet die klassische, neoklassische und die komplexitätstheoretische Ökonomik unter der Vorstellung, dass Wirtschaft als ein Zusammenwirken von Elementen mit einem gewissen Grad an Regularität verstanden werden kann. Die bipolare Gestalt des neoklassischen ökonomischen Systemgedankens als ein Verhältnis von Angebot und Nachfrage und die durch Anschluss- und Reflexionswert (Zahlungsfähigkeit und Zahlungsunfähigkeit) organisierte Konzeption des Wirtschaftssystems bei Luhmann, in der ein symbolischer Knappheits-Kreislauf (der des Mediums Geld) die Güterzirkulation überlagert und schließlich ordnet, vertragen sich jeweils nicht mit der ontologischen Annahme einer einzigen, beide Kreisläufe eindeutig aufeinander abbildenden Werts substanz, die (zumindest von der Warte vollständiger theoretischer Informiertheit) keine Variation der Geldsphäre gegenüber der Gütersphäre oder umgekehrt mehr gestattet.

Wo, wie im System, Kräfte aufeinander wirken, muss ein gewisser Grad an Responsivität der Einzelelemente bestehen, was deren theoretische Flexibilisierung bedeutet. In den sich aus dem Zielzustand des Gleichgewichts verstehenden Systemkonzeptionen ist in gewisser Weise das verlorene Paradies eines substantiell verlässlichen Wertbegriffs als relativer ‚Ruhezustand‘ noch präsent. Die Ungleichgewichtsdynamik des offenen Systems verwirft diese Zielvorstellung und bekennt sich zu einem Verständnis der Ökonomie als zwar systematisch eingrenzbarem aber evolutorisch offenem Sachverhalt, der nicht sinnvoller Weise aus der Modellierung einer Zielkonzeption zu verstehen ist. Das heuristische Problem, dass eine Theorie dabei jeweils das sieht, was ihre begriffliche Grundkonzeption ihr zu sehen erlaubt, ist damit allerdings nicht ausgeräumt. Ein gewisser Grad der äußerlichen Koexistenz von ausgleichenden und transformatorischen Kräften im ökonomischen Prozess und somit eine gewisse Äußerlichkeit des Gleichgewichts- und des System/Umwelt-Paradigmas in der Ökonomik bleibt wohl bis auf weiteres nicht restlos zu beseitigen.

IV. Schlussbetrachtung

In den vorausgegangenen Abschnitten ist versucht worden, die Entwicklung der Ökonomik im Hinblick auf die von Luhmann als für die Ausformung einer ökonomischen Kommunikation entscheidende semantische Verschiebung vom Wert zum Preis zu interpretieren.

Luhmanns Darstellung der Wirtschaft als autopoietisches Funktionssystem, das durch rekursive Zirkularität geschlossen ist, weil Zahlungen nur aufgrund von Zahlungen möglich sind, das als System also seine eigenen Elemente produziert und reproduziert, deren Elementtypus in seiner Umwelt nicht vorkommt, findet auch in der Ökonomik als Reflexionstheorie der Wirtschaft insofern Einlass, als eine Begrifflichkeit der Preisbildung im Verlauf der Entwicklung der Disziplin zunehmend an die Stelle einer Begrifflichkeit objektiver Wertigkeit tritt. Diese langsame und stufenweise verlaufende Transformation ist gekoppelt an eine Abnahme von der Referenz auf Materialität im Wertbegriff; das heißt: auf eine unabhängig von menschlicher Willkür als widerständig verstandene Substanz.

Ein auf die Unveränderbarkeit natürlicher Konstanten pochender Wertbegriff (wie in der klassischen Antike) ist dabei in gewisser Weise mit einer moralisch sanktionierten Deckelung des Wertbegriffs (beispielsweise in der scholastischen Argumentation gegen die Zinsnahme) in seiner Blockadefunktion für die Theoriebildung funktional äquivalent. Der Zusammenhang zwischen der Repräsentation der Wirtschaft als geschlossener Zusammenhang mit einer erkennbaren Eigengesetzmäßigkeit (beziehungsweise sogar der Fähigkeit zur Selbstregulierung) und dem Ablegen der definitorischen Verortung der Stellgröße ‚Wert‘ in einer substantiellen, nicht ‚dynamisierbaren‘ Umwelt ist aber zumeist kein Gegenstand der expliziten ökonomischen Reflexion.

Die angenommene wechselseitige Responsivität der sich gegenseitig regulierenden Größen von Angebot und Nachfrage ist Voraussetzung für die Vorstellung von Selbstregulation als ein permanenter auf Korrektur der jeweiligen Erwartungen an die Korrespondenzgröße zielender Informationsfluss zwischen den beiden Polen des Systems. Die Wechselwirkung ist dabei das entscheidende Kriterium, das zur Figur einer ständig im Fluss befindlichen Dynamik führt. Frühere Gleichgewichtsfiguren in der Tradition des Sayschen Gesetzes ermangeln dieses Rückkopplungseffekts, der von einer Seite des Systems zur anderen *und wieder zurück* führt. Die relativ starre Annahme einer Entsprechung von Angebot und Nachfrage, wobei letztere streng von ersterer abhängt, stellt, gerade weil sie eine zu

apodiktische Figur formuliert, keine *Regulierung* des Systems durch sich selbst dar. Voraussetzung dafür wäre die Möglichkeit einer Korrektur von Fehlverhalten beziehungsweise von Erwartungen der Konsumseite an die Produktionsseite und umgekehrt. Der Produzent passt seine Preise an, wenn er nicht genug Absatz findet, der Konsument veranschlagt einen höheren Teil seiner verfügbaren Mittel für ein Produkt, dass er zum erhofften Preis nicht erhält. So ‚kommunizieren‘ Angebots- und Nachfrageseite miteinander insofern, als sie die Annahme oder Ablehnung des eigenen auf Anschlussfähigkeit (auf das Zustandekommen monetarisierten Tauschs) zielenden Kommunikationsangebots ebenfalls als Information zur Kenntnis nehmen und daraus Schlüsse für eine Variation des eigenen Verhaltens ziehen. Eine solche Fluidität der beiden Pole des Gesamtsystems ist an ein ebenso fluides Verständnis der Größe ‚Wert‘ gekoppelt.

Die konkrete Semantik, die auf einen derart dynamisierten Wertbegriff Anwendung findet, kann variieren; und zwar ebenso wie die Semantik eines objektiven Wertbegriffs, in der, wie gesehen, eine Letztdefinition durch Natur, durch moralische Normen oder durch Produktion in gewisser Weise formal gleichwertig sein können. Die Wert-Semantik hat sich zur Beschreibung einer Dynamik der beiden sich mit einer gewissen Varianz gegeneinander verschiebenden Pole des Wirtschaftssystems auf den Begriff des ‚Subjekts‘ kapriziert. Der ‚Nutzen‘-Begriff als *subjektivierter Wert* ist wiederum an das ökonomische Subjekt als Zentrum der Theoriebildung gekoppelt.

Obwohl es auch seitens der Ökonomik ernsthafte Bemühungen gegeben hat, dem – traditionell in die Zuständigkeit der Philosophie fallenden – Subjektbegriff näher zu kommen, ist der ökonomische Subjektbegriff doch merklich als durch die Erfordernisse der Flexibilität des Gesamtzusammenhangs definiert erkennbar. Deutlicher wird diese im wesentlichen negative Rolle des Subjektbegriffs, wenn man der theoriegeschichtlichen These von Philipp Mirowski folgt, gemäß welcher der Begriff des Nutzens in einer eins zu eins Übernahme der Modellkonzeption der Thermodynamik in die Ökonomik die Stelle des Begriffs ‚Energie‘ einnimmt, zwischen deren verschiedenen Formen quantifizierbare Konversionsverhältnisse bestehen, die aber in ihrer Summe konstant bleibt. Aber auch ohne diesen von Mirowski behaupteten Metaphertransfer für eindeutig zu halten, ist die Flexibilisierungsfunktion, die ein nicht mehr objektiv arretierter Wertbegriff für die Vorstellung eines dynamischen, selbstregulativen Systems bedeutet, eindeutig. Der Verzicht auf eine sachliche Bestimmung von ökonomischer *Wertschöpfung*, die auf agrarische oder Industrieproduktions-basierte Konstanten rekurriert, führt dazu, dass das Phänomen auf theoretisch weniger verbindliche Weise gefasst werden muss. Innovation, Bildung und Kreativität auf der unternehmerischen

Ebene sind Beispiele für dergleichen etwas vage Formeln, die ein Verständnis von sozialen, politisch steuerbaren Determinanten von Wertschöpfung offenbaren, das diese als sich immer erst in der Zukunft erweisend begreift. Es gibt jenseits einer genetischen Werttheorie ex ante keinen theoretischen Zugriff mehr auf das Urteil eines immer in gewisser Weise zukünftigen Markturteils.

Das Bild, das die Ökonomik im allgemeinen Marktgleichgewicht auf der makroskopischen Ebene von der Wirtschaft entwirft, wenn diese als ein sich die Waage Halten von gesamtgesellschaftlichem Nutzen und so etwas wie gesamtgesellschaftlichem negativen Nutzen (dessen begriffliche Fassung etwas weniger problemlos an die Alltagssprache anknüpft, als die seines positiven Gegenparts) operationalisiert wird, ist auf einen gewissen Grad an Vagheit im Begriff des Nutzens geradezu angewiesen, um eine maximale Zahl von Wertintuitionen umfassen zu können. So sehr auch gute inhaltliche Gründe dafür angeführt werden können, dass der Begriff des Nutzens die beste, theoretisch noch handhabbare Annäherung an die hinter dem monetären Phänomen der Preisbildung wirksamen menschlichen Regungen darstellt, ist seine offensichtliche Verträglichkeit mit einer erstmalig (!) quantifizierbaren Form der Figur eines ökonomischen Prozesses, der gegen einen normativen Fixpunkt der wirtschaftlichen Sphäre konvergiert, augenfällig.

Eine Betrachtung der Wirtschaftswissenschaft, die deren Status als Reflexion des Wirtschaftssystems in den Fokus nimmt, bekommt die Erfordernisse der selbstidentischen Abbildung des Funktionssystems Wirtschaft und damit die Eigengesetzmäßigkeiten der Reflexion eines sozialen Funktionssystems in den Blick. Der systemtheoretischen Auffassung einer Reflexionstheorie gemäß gehört es so auch zu den Anforderungen an die Wirtschaftswissenschaft, ein kohärentes, nicht allzu parzelliertes Narrativ der ökonomischen Sphäre in Richtung der Restgesellschaft zu kommunizieren. Die systemtheoretische Perspektive auf die Reflexionstheorien der Einzeldisziplinen unterstellt diesen also in gewisser Weise einen immer vorhandenen Grad an Holismus in ihrem Selbstverständnis, der parallel zur stärker spezialisierten Forschung mit einer gewissen Notwendigkeit existieren muss und auf die Wahl der Terminologie einen Einfluss ausübt. Die Relationierung und Entsubstantialisierung des Wertbegriffs im Marginalismus ist so ein Katalysator für die mathematisierte Beschreibung der Wirtschaft als ein sich selbst regulierender Prozess.

Selbstreferenz – so eine grundsätzliche systemtheoretische Einsicht – ist nur in Kombination mit Fremdreferenz möglich. Das Medium Geld muss auf etwas außer sich selbst rekurrieren und dabei gleichzeitig immer auf seine eigene Geltung verweisen. Die Frage der Referenz von *Preisen* auf *Werte* bleibt auch für eine Ökonomik, die einen selbstregulativen Mechanismus

beschreibt, relevant. Ein allzu rigides Deduktionsverhältnis ökonomischer Preisbildung aus unveränderlichen Größen der materiellen oder moralischen Welt aber blockiert die Selbststeuerungsfunktion, die Referenz auf die Systemumwelt verliert mit dem subjektiven Wertbegriff an Relevanz für die Theoriebildung der Ökonomik.

Es ist zudem versucht worden zu zeigen, welche in der Regel unterreflektierte Bedeutung das Ringen um eine Verortung des Wertbegriffs als entweder natürlichen oder kulturellen Ursprungs historisch für die Ökonomik der Klassik spielt. Zwei Semantiken des Wertes konkurrieren hier eine Weile parallel um die definitorische Hoheit über den Begriff. Verschiedene Surplus-Theoretiker argumentieren für einen tendenziellen Fall der Profitrate mal aus agrarischer oder bevölkerungstheoretischer Notwendigkeit, mal aus einer Notwendigkeit, die bereits die natürliche Dimension transzendiert und eine krisenhafte Eigendynamik des ökonomischen Systems als eines rein kulturellen Zusammenhangs bezeichnet. Mit Karl Marx und John Stuart Mill können zwei Theoretiker, die in ihren wirtschaftspolitischen Folgerungen zwei Enden des Spektrums der ökonomischen Theorie repräsentieren, unter dem Aspekt einer konsequenten Ausbuchstabierung der Wirtschaft als kulturellem Phänomen gleichermaßen als Pioniere gelten (mit einigen wenigen Einschränkungen in Bezug auf die Theorie Mills).

Die ebenfalls gemeinhin nicht in direktem Zusammenhang mit der ökonomischen Theoriegeschichte betrachtete Karriere des Arbeitsbegriffs innerhalb des idealistischen Systems Hegels lässt den Umstand hervortreten, dass die Vermittlung von natürlicher und kultureller Gesetzmäßigkeit im neunzehnten Jahrhundert in verschiedenen Wissenschaftsgebieten zu einem zunehmend zentralen Problem wird und auch das Selbstverständnis der ökonomischen Disziplin nicht unverändert lässt. Im Hegelschen System – und unter veränderten Vorzeichen auch bei Marx – ist letztmalig mit dem Erfolg einer relativen Breitenwirkung versucht worden, eine umfassende Vermittlung der Gesetzmäßigkeit der *Natur* mit derjenigen des mittlerweile aus der Mode gekommenen *Geistes* (der trotzdem nach wie vor mangels besserer Alternativen als Namensgeber für einen ganze Fakultät innerhalb der akademischen Wissensorganisation bemüht wird) zu leisten. Die Kontroverse, wie viel *Geist* und wie viel *Natur* in der Ökonomie steckt, ist längst aus pragmatischen Gründen zur Seite gelegt worden. Allerdings wohl mehr, weil sich das Erkenntnisinteresse verschoben hat. Die Wirtschaftswissenschaft hat sich nach der Klassik, was ihre axiomatischen Begriffe angeht, auf die Sozial- und Geisteswissenschaften zu bewegt, was ihre Methodik angeht aber auf die Naturwissenschaft. Sie bleibt somit ein Unterfangen mit einem Fuß in beiden Welten.

Dass sowohl die deutsche Systemtheorie soziologischer Prägung als auch die amerikanische Systemtheorie informationstheoretischer und biologischer Prägung den Bereich der Wirtschaftswissenschaft als für eine methodische Reformulierung in ihrem Sinne zugänglich erachten, kann so auch am Selbstverständnis des systemtheoretischen Ansatzes als jenseits der Grenzen von geisteswissenschaftlicher und naturwissenschaftlicher Methodik operierend festgemacht werden. Das Prinzip der Reduktion von Komplexität an einer System-Umwelt-Grenze scheint heutzutage ein erfolgversprechenderer Ansatz zur Analogisierung sozialer, psychischer und biologischer Abläufe zu sein als die dialektische Figur.

Es ist außerdem dafür argumentiert worden, die marginalistische Kehre in den Wirtschaftswissenschaften gegenüber den ersten Surplus-Theorien der Klassik auch als ein theoretisches Moment der Mäßigung aufzufassen. Dies erscheint zunächst kontraintuitiv, weil man geneigt ist, den mit der Klassik ansetzenden Wachstumsgedanken als Maß für eine das gesellschaftliche Gesamtklima dominierende Zukunftsbezogenheit des Wirtschaftssystems anzusetzen, und dieser sich mit der marginalistischen Revolution keineswegs abmindert. Geht man aber davon aus, dass die Vorstellung eines kulturell mehrbaren *objektiven* Wertbegriffs, wie sie in den Arbeitswerttheorien zum Tragen kommt, stärker dazu Anlass gibt, Wirtschaftsgeschichte mit Menschheitsgeschichte gleichzusetzen, wird die Einschätzung plausibler. Die Amalgamierung von Wirtschaftstheorie und teleologischer Geschichtsphilosophie, wie sie durch Marx prominent die Bühne der Ideengeschichte betritt, ist der Begrifflichkeit nach bereits bei Adam Smith angelegt – allerdings abzüglich der im Lager der Klassiker vielfach geteilten Restskepsis gegenüber einer Transposition des Wertschöpfungsphänomens auf eine Ebene, die keine natürliche Begrenztheit mehr anerkennen muss. Auch in dieser Hinsicht bedeutet die Subjektivierung des Wertbegriffs eine Ausgliederung des Wirtschaftskreislaufs aus dem gesellschaftlichen Gesamtgeschehen und damit auch aus der politischen Zuständigkeit.

Die prometheische Selbstwahrnehmung eines Zeitalters, das sich zur industrihaften Umformung einer gewissermaßen entsakralisierten Natur befähigt sieht, beginnt nun ökonomische Verhältnisse stärker als Resultat gesellschaftlicher Interaktion zu begreifen. Der subjektive Wertbegriff rekurriert schließlich auf das freie Individuum. Der ökonomische *Akteur* rückt theoretisch an die Stelle eines ökonomischen *Wert-Substrats*. Die Unterschiedlichkeit individueller Präferenzen weicht zwar den Wertbegriff auf, schwächt aber keineswegs die theoretische Potenz der in diesem Sinne reformierten Ökonomik. Im Gegenteil: Das dezentrale Kollektiv freier Konsumenten und Produzenten wird zur Steuerungsinstanz des Gesamtsystems. Jeder Marktteilnehmer kann relativ willkürlich in

seinen Konsum- und Produktionsprogrammen verfahren und wird durch den relativ zwanglosen Zwang der ökonomischen Opportunität auf den Pfad gebracht, der ihn zu allen anderen Teilnehmern ins Verhältnis eines kollektiven Optimums setzt.

Sowohl neue Konsumangebote als auch neue Produktionstechniken müssen sich diesem dezentralen Kollektiv gegenüber bewähren. Eine zentrale Entscheidungsinstanz wird dem Sachverhalt gegenüber eher als verzerrend wahrgenommen. Die Wirtschaft muss zunehmend aus wirtschaftlichen Gründen wachsen und nicht mehr aus Gründen, die sich aus einer politischen oder gesamtgesellschaftlichen teleologischen Konzeption verstehen. Die, wenn man so will, Fetischisierung des Arbeitsbegriffs als sinnstiftendes Zentrum einer Reproduktion der Gesamtgesellschaft auf immer höherem Level wurde seitens der calvinistisch geprägten Arbeitswerttheoretiker des englischsprachigen Raums ebenso wie seitens der Marxisten betrieben. Ein in diesem Sinne noch moralisch und politisch überformtes Wertverständnis bedeutet für den Wachstumsimperativ mehr als dieser zu Zeiten eines über die Einzelindividuen und unter expliziter theoretischer Abstellung auf die unter ihnen bestehenden Unterschiede an Verbindlichkeit für eine gesamtgesellschaftliche Selbstbeschreibung leisten kann.

Wenn mit Blick auf die heutige Verfasstheit des ökonomischen Systems und der ihm korrespondierenden Ökonomik auf grundsätzliche Widersprüchlichkeiten hingewiesen wird, dann nicht selten mit Bezug auf die Gleichzeitigkeit der Narrative des Zyklischen und des Teleologischen. Ein System, das seiner eigenen Selbstbeschreibung gemäß nirgendwo mehr hinsteuert, sondern sich zyklisch reguliert, muss trotzdem im Ganzen wachsen. In Zeiten des relativen Überschusses kann die Steigerung der gesamtwirtschaftlichen Wertschöpfung keine sinnstiftende Kraft mehr entwickeln. Alternative Entwürfe, die den Wirtschaftsprozess von dieser problematischen Teleologie ohne Telos konsequent zu kurieren suchen, rekurren so verstärkt wieder auf ein zyklisch-stationäres Bild desselben. Auch wenn die Möglichkeit einer relativen Unabhängigkeit wirtschaftlichen Wachstums von nichterneuerbaren natürlichen Ressourcen konzediert wird, bleibt die Problematik eines Verschleißes der ‚psychologischen Umwelt‘ des Wirtschaftssystems als Argumentationsbasis.

Bei dem Problem eines gleichzeitig zyklischen und vektorhaften Verständnisses des Wirtschaftssystems handelt es sich um ein Phänomen, das erst in Zeiten eines ‚denaturierten‘ Wertbegriffs seine volle Wirkung entfaltet. Erst eine auf die kultürliche Gesetzmäßigkeit des Wirtschaftskreislaufs rekurrende Argumentation für eine fallende allgemeine Profitrate, wie sie sich bei Marx findet, lässt die (kapitalistische) Ökonomie als eine (möglicherweise pathologische) Form kollektiver menschlicher Interaktion erscheinen. Argumentationen, die

sich in ihrer kritischen Stellungnahme zur Selbstbeschleunigung einer verstärkt wirtschaftlichen Integration der Gesamtgesellschaft stärker auf die psychologische als auf die biologische Umwelt beziehen, hat es ab den Zeiten einer Umstellung in der Ökonomik von Natürlichkeit hin zu Sozialität gegeben. Joseph Schumpeters Einlassungen zu dieser Problematik wurden weiter oben dargestellt. Nicht uninteressant ist es vor diesem Hintergrund, dass die im zwanzigsten Jahrhundert erstmals eine breite Öffentlichkeit erreichende theoretische Problematisierung des Wachstumsphänomens, die Studie ‚*The Limits to Growth*‘ des Club of Rome von 1972,⁴⁵⁶ nahezu ausschließlich in ‚natürlichen‘ Parametern argumentiert. Dies führte dazu, dass die Wachstumsproblematik zunächst – so zum Beispiel seitens der einschlägigen theoretischen Gegenposition der *endogenen Wachstumstheorie* – auf einem wesentlich unsoziologischen Niveau verhandelt wurde.

Im Zusammenhang mit der These von einer Abnahme fremdreferentieller Bezugnahme auf substantielle Umweltgrößen im ökonomischen Wertbegriff wurde in der hiesigen Arbeit das makrotheoretische Großprojekt der allgemeinen Gleichgewichtstheorie als mit einer gewissen Zwangsläufigkeit aus dieser theoretischen Entwicklung resultierend interpretiert. Damit ist nicht behauptet, dass neoklassische Ökonomik im Wesentlichen mit allgemeiner Gleichgewichtstheorie identisch sei. Im Abschnitt zu Alfred Marshall, der zweifellos als eine prägende Figur der neoklassischen Theorie gelten kann – bei aller Vorsicht bezüglich der Wohldefiniertheit dieser Strömung insgesamt –, wurde auf die immer parallel existierende Strömung einer grundlegenden Skepsis gegenüber der Ausweitung der Adaptionsdynamik einzelner Märkte in Richtung einer *Grand Unified Theory* auch innerhalb des neoklassischen Kanons eingegangen. Die in den 1950er Jahren vorgebrachten stark mathematisierten Entwürfe der AGT tragen dieser Skepsis in gewisser Weise von der anderen Seite kommend gleichermaßen Rechnung, indem sie auf die rein formale Gültigkeit ihrer Modelle verweisen und das Problem einer *Interpretation* von ihrer Problemstellung gleichermaßen trennen.

Trotzdem ist das Bild eines allgemeinen Marktgleichgewichts für eine erste heuristische Vorstellung dessen, was eine Volkswirtschaft im Wesentlichen charakterisiert sowohl im Laien-Blick auf das Fach als auch als Orientierungsparameter für die ökonomische Forschungsliteratur nach wie vor von Bedeutung.

In historischer Perspektive kommt dem Projekt der allgemeinen Gleichgewichtstheorie dazu noch eine ungleich wichtigere Stellung zu. Im ausgehenden neunzehnten Jahrhundert wird in sie die Hoffnung gesetzt, den ökonomischen Sachverhalt ein für allemal in einer

⁴⁵⁶ Donella H. Meadows, Gary Meadows, Jorgen Randers, William W. Behrens, *The Limits to Growth*, New York: Universe Books 1972.

überzeugenden, allumfassenden und gleichzeitig relativ knappen Formel theoretisch zu erfassen. Die Entschlüsselung der Wirkweise einer Eigendynamik des *economic realm* verband sich dazu mit der Vorstellung einer endgültigen Emanzipation der ökonomischen Wissenschaft gegenüber den im Namen eines weiteren theoretischen Rahmens argumentierenden Theorien des Sozialen, Psychologischen, Politischen und Historischen.

Im Vergleich mit dem Komplexitätstheoretischen Ansatz, der im letzten Abschnitt angestellt wurde, wird zudem deutlich, dass die ökonomische Systemvorstellung, wie sie in den gleichgewichtinspirierten Ansätzen zum Tragen kommt, *eine normative Komponente aufweist, wie sie nicht notwendigerweise aus der Anwendung des Systembegriffs auf die Ökonomik folgt*. Die Gemeinsamkeit, die zwischen Gleichgewichts- und Komplexitätsökonomik besteht, liegt in der Vorstellung von Wirtschaft als eines Gesamtzusammenhangs relativ unabhängiger Elemente und somit einer gewissen Varianz in der Rekombination derselben untereinander. Diese Varianz wird im Falle der marginalistischen Ökonomik durch die subjektive Situierung des Wertbegriffs eingeführt. In der Komplexitätsökonomik bildet der relative Grad an Zufälligkeit, mit dem ökonomische Strukturen evolvieren, die dann wiederum zur Ausgangsbedingung zukünftiger Strukturentwicklungen werden, den Grad an Nichtdeterminiertheit, der das Gesamtphänomen Wirtschaft als weitestgehend offen für nichtvorhersehbare Entwicklungen erscheinen lässt.

Die Frage nach der Einheit des ökonomischen Systems in Komplexitätstheoretischer Perspektive ist insofern eine etwas problematische, als hier die Bereitschaft besteht, eine der ökonomischen Sphäre zugrundeliegende gesamtsoziale Infrastruktur in die Analyse einzubeziehen. Die Wirtschaft erscheint so wieder stärker als ein heterogenes Phänomen, innerhalb dessen verschiedensten Faktoren eine Erklärungskraft zukommen kann.

Der Luhmannsche Ansatz, nur im Medium Geld codierte soziale Interaktion als Teil des Funktionssystems Wirtschaft zu behandeln (unter Beibehalten der Möglichkeit andere Größen der sozialen Umwelt analytisch in Betracht zu ziehen), ist möglicherweise eine schlüssige Antwort auf die Frage, wie trotz aller gesamtgesellschaftlichen Eingebettetheit und kausaler Beeinflussung die Komplexitätsökonomik dennoch berechtigter Weise für sich in Anspruch nehmen kann, Aussagen über die Entwicklung *des Wirtschaftssystems* im Unterschied zur Gesamtgesellschaft zu treffen.

Die Einheit der Ökonomie in der Tradition der Gleichgewichtsökonomik dagegen ist überdies durch ein historisch invariantes Ordnungsmaß gekennzeichnet. Es ist deshalb davon die Rede gewesen, dass man es bei der Gleichgewichtsökonomik mit einer ‚kosmologischen‘ Auffassung der wirtschaftlichen Sphäre zu tun hat – in dem antiken Sinne, in dem *Kosmos* als

vernunftmäßige und mit Notwendigkeit ausgestattete Ordnung den Gegenbegriff zu *Chaos* als Abwesenheit jeder erkennbaren Ordnung bildet. Zweifellos hat das Gleichgewichtsprinzip als Formel einer idealen Anordnung – beziehungsweise einer dem wirtschaftlichen Prozess inhärenten Kraft des Strebens auf eine solche hin auch angesichts externer Irritationen – auch für die Autonomie des Faches eine Rolle gespielt. Wiederum lässt sich durch den Vergleich mit dem Komplexitätstheoretischen Systembegriff zeigen, dass dieser keinen Wirkungsmechanismus aufweist, der die besondere Wirkungsweise ökonomischer Prozesse *im Unterschied* zur sozialen Umwelt ausmacht.

Wenn man auch nicht behaupten kann, dass diese normative Überformung der wissenschaftlichen Praxis mit derjenigen normativen ‚Blockierung‘ der ökonomischen Theoriebildung durch moraltheologische Sanktionierungen des proto-ökonomischen Diskurses in der Scholastik oder Nachwirkungen naturphilosophischer Überzeugungen in der Proto-Ökonomik der klassischen Antike in ihrem Ausmaß zu vergleichen wäre, so ist es doch augenfällig, dass die Ent-Objektivierung des ökonomischen Wertbegriffs und die Fundamentierung der ökonomischen Disziplin durch den Gleichgewichtsgedanken zeitlich zusammenfallen. Die Disziplin befindet sich durch eine endgültige Relationierung des Wertbegriffs, für den kein *natürlicher Numéraire* mehr als theoretisch einholbar erscheint, zu diesem Zeitpunkt in gewisser Weise in einer Krise der Theoretisierbarkeit. Noch einmal sei an dieser Stelle der grundsätzliche *Wesenszweifel* dem Wertbegriff gegenüber zitiert, wie er von Samuel Bailey noch zur Hochzeit der Arbeitswerttheorie geäußert wird:

*„As we cannot speak of the distance of any object without implying some other object, between which and the former this relation exists, so we cannot speak of the value of a commodity but in reference to another commodity compared with it.“*⁴⁵⁷

Dass der Begriff ‚Nutzen‘, der für die Theoriebildung de facto die Stelle des alten Wertbegriffs übernimmt, nicht in dieser Hinsicht als sein Nachfolger in Frage kommt, weil er als nicht verallgemeinerbar und subjektiv operationalisiert wird, ist in diesem Zusammenhang versucht worden zu zeigen. Die neue *relationale* Welt der Werte erhält im Gleichgewichtsbild somit ein *relationales* Ideal. Außerdem stellt das Gleichgewichtsbild eine Präkonzeption für die systematische Ordnung empirischen Materials dar, die ihrerseits nicht empirischen Ursprungs ist. Ähnlich wie das ‚metaphysische Vorurteil‘ des objektiven Wertes ist auch das Gleichgewichtsbild als Selbstvergegenwärtigung eines nur hypothetisch überschaubaren

⁴⁵⁷ Samuel Bailey, *A Critical Dissertation on the Nature and Causes of Value*, S. 5.

Ganzen des ökonomischen Kosmos ein Vorurteil der Theoriebildung. Der Gleichgewichtsgedanke regeneriert also das, was in der Unstete des über den Wert entscheidenden Subjekts für die Ökonomik verlorengelassen: eine nicht zur Disposition stehende Referenz. Wenn man in diesem Zusammenhang auch nicht von einer *moralischen* Grundlage der Gleichgewichtsökonomik sprechen möchte, so vielleicht doch von einer normativen Einfärbung ihrer Grundbegrifflichkeit, die das Verhältnis der Äquivalenz, das jeden einzelnen Tauschakt als mitlaufende Vorstellung begleitet – und das in den Anfängen der Ökonomik immer wieder zur Auseinandersetzung mit dem verwunderlichen Phänomen geführt hat, dass zwei ihrem Wesen nach ungleiche Dinge durch den Tausch unter einem theoretisch in Frage stehenden dritten Aspekt als identisch erscheinen – auch für die Ganzheit der ökonomischen Sphäre behaupten möchte.

Das Rätsel der abstrakten Äquivalenz des wesenhaft Verschiedenen in der ökonomischen Sinndimension, das über die hier diskutierten Vorschläge, worin dieses Dritte bestehen könnte und dessen zeitweise Verfemung als Warenform im Marxismus sowie seiner schließlichen theoretischen Entkernung im Begriff des subjektiven (Grenz-)Nutzens führt, wird bei Luhmann als ein kommunikations- beziehungsweise medientheoretisches Phänomen interpretiert und so gewissermaßen ‚entmetaphysiziert‘. So fungiert anstelle einer ideellen Wertsubstanz das mediale Vehikel des Gütertauschs, das symbolisch generalisierte Medium Geld, als Voraussetzung für den Anschein einer *Quintessenz* aller tauschbaren Dinge. Es liegt dann, wie erwähnt, die Vermutung nahe, dass das Vorhandensein des Mediums Geld zunächst Voraussetzung für das Aufkommen der theoretischen Frage nach einer wesenhaften Fassung des Wertphänomens ist.

Die Frage nach dem *Realen* hinter dem *Medialen* führt allerdings gemäß Luhmann theoretisch nicht weiter als die Frage nach den Dingen hinter den Begrifflichkeiten in der klassischen Metaphysik aus Sicht der sprachanalytischen Philosophie. Die Argumentation Luhmanns für einen kommunikationstheoretischen Zugriff auf die Ökonomie beruht, wie für den systemtheoretischen Zugriff auf soziale Phänomene insgesamt, auf einer besseren Zugänglichkeit von kommunikativen Strukturen für die Theoriebildung. Diese kann so ohne gewagte Prämissen über den schwer zugänglichen Begriff des ‚Subjekts‘ operieren. Auch der bereits geschleifte, im Subjekt verortete Wertbegriff ist aus systemtheoretischer Sicht noch ein nicht gerechtfertigtes spekulatives Wagnis der Theorie. Die Kaprizierung auf das Subjekt führt die ökonomische Theoriebildung in die Verlegenheit mit absoluten Annahmen über menschliches Handeln zu operieren. Die Annahme von grundsätzlicher Rationalität ist dabei nicht weniger unproblematisch als ihr Gegenteil – beispielsweise in der Marxistischen

Tradition der Ideologiekritik. Die exakte Quantifizierung des plausiblen Alltagsphänomens konsumtiver Sättigung als Grenznutzen operiert aus systemtheoretischer Sicht auf ähnlich unseriöse Weise in der anthropologischen Blackbox. Dass weder dem Terminus ‚Subjekt‘ noch dem der ‚Handlung‘ in der systemtheoretischen Begrifflichkeit die Rolle des elementaren Letztbegriffs zukommt, ist nicht einem technokratischen Furor geschuldet, der bestrebt ist alle Phänomene individueller Provenienz den erkalteten Strukturen kommunikativer Objektivierung unterzuordnen, sondern rechtfertigt sich aus den jeweiligen Aussichten auf nicht-polyvalente Begriffsbildung. Was für die Begriffe ‚Wert‘ und ‚Subjekt‘ gilt, behauptet der medientheoretische Ansatz Luhmanns so auch für die anderen Kandidaten für den Platz des Letztelements der ökonomischen Analyse:

„Ein Verständnis von Wirtschaft, das bei Zahlungen als den Grundoperationen des Systems ansetzt, kann alles, was sonst als Grundbegriff der Wirtschaftstheorie fungiert, – also etwa Produktion, Tausch, Verteilung, Kapital, Arbeit – als derivaten Sachverhalt behandeln.“⁴⁵⁸

Für die Annahme eines Konvergenzgesetzes der Gesamtheit dieser Letztelemente des Systems hin zu einem systemischen Ruhepol gibt es in der systemtheoretischen Perspektive zunächst keinen Anlass.

Dafür, dass die mit einer doppelpoligen Struktur arbeitende Theorie in Zeiten eines nicht mehr genetischen Wertbegriffs so etwas wie eine Idealisierung ihrer nun prozeduralen Fassung des ökonomischen Sachverhalts ausbildet, lassen sich aber durchaus Erklärungsmuster finden. Vor dem Hintergrund vergleichbarer *Bifurkationen* der Theoriegeschichte lässt sich die ökonomische Paradigmatik in Zeiten des Gleichgewichts- und Systembegriffs einordnen. Die für die operative Schließung des Wirtschaftssystems entscheidende Differenz von Angebot und Nachfrage und die Vorstellung der gegenseitigen Tilgung ihrer zwei Pole durch Entsprechung verweist dabei nicht mehr auf eine mystische Einheit des ökonomischen Gesamtzusammenhang, so wie es sich beispielsweise für die Differenz von Gut und Böse in der christlichen Ethik oder die Differenz von Subjekt und Welt in der noch idealistischen Erkenntnistheorie zeigen lässt. Die relative Unüberbrückbarkeit dieser ökonomischen Letztdifferenz ist dem Imperativ der Arbeitsteilung und der aus ihm folgenden Notwendigkeit zum Tausch geschuldet, welche die in der Subsistenzwirtschaft noch lokal versammelten Pole von Produktion und Konsum auf – in

⁴⁵⁸ Niklas Luhmann, *Die Wirtschaft der Gesellschaft*, S. 54f.

letzter Konsequenz – globaler Ebene verstreut. Sie macht eine Vorstellung der Zurücknahme der Differenz von Angebot und Nachfrage als *einen gesamtgesellschaftlichen Prozess integrierend* unplausibel und wenig erstrebenswert.

Dass bei aller methodologischen Heterogenität zunehmend mikroökonomisch orientierter Grundlagenforschung die Allgemeine Gleichgewichtstheorie nicht zuletzt für die Fremdwahrnehmung der Disziplin nach wie vor eine entscheidende Rolle spielt, liegt wiederum an den kommunikationstheoretischen Beschränkungen, denen die Repräsentation der Selbstbeschreibung gesellschaftlicher Funktionssysteme in ihrer gesellschaftlichen Umwelt unterliegt. In erster Linie besteht die Schwierigkeit, dass gesellschaftliche Funktionssysteme in ihrer jeweiligen Binnenkomplexität von ihrer kommunikativen Umwelt nicht in Gänze zur Kenntnis genommen werden können. Für Bewusstsein wie für soziale Systeme besteht aus kommunikations- beziehungsweise informationstheoretischer Perspektive eine Notwendigkeit zur Reduktion von Umweltkomplexität. Systemtheoretisch formuliert:

„Diese extreme Reduktion des Außenkontaktes ist zur Abwehr von Reizüberflutung erforderlich (...) Nur auf diese Weise kann das System durch komplizierte Eigenberechnungen relativ ungestört eigene Komplexität aufbauen, die es ihm dann ermöglicht, eine Konstruktion der Umwelt anzufertigen, an der es die eigene Autopoiesis orientieren kann.“⁴⁵⁹

Es sind daher Formeln der verkürzten Selbstdarstellung notwendig, die Selbstbeschreibung und Fremdwahrnehmung in einem beidseitig verträglichen Maße übereinander bringen. Das Erziehungssystem stellt auf die Hervorbringung des selbstständigen Individuums ab, das Rechtssystem garantiert bestimmte Individualrechte gegenüber staatlicher Gewalt und eine verlässliche Regelung des bürgerlichen Miteinander, das politische System operiert in demokratischen Zeiten mit einer Repräsentationsfigur des ‚Willens‘ des jeweiligen einer demokratischen Herrschaft unterworfenen Kollektivs, die Wissenschaft bietet einen Mechanismus an, der einen objektiv überprüfbaren Begriff von Wahrheit und dessen systematische Mehrung verspricht. Zur Außendarstellung des Wirtschaftssystems gehört nach wie vor neben der Mehrung des gesamtgesellschaftlichen Nutzens durch vermehrten (letztinstanzlich globalen) Tausch, Arbeitsteilung und technischen Fortschritt auch die Verlässlichkeit des hierzu instrumentellen Prozessgeschehens als ein selbststeuernder, Nachfrage und Angebot bestmöglich vermittelnder Mechanismus.

⁴⁵⁹ Niklas Luhmann, *Die Wissenschaft der Gesellschaft*, S. 45.

Es ist darauf eingegangen worden, dass es sich bei der Fassung des ökonomischen Sachverhalts als *Prozess* um ein spezifisch modernes Charakteristikum handelt, das sich in der Reformulierung der Reflexionstheorien anderer Funktionssysteme auf ähnliche Weise findet. Michel Foucault hatte, wie weiter oben zitiert, schon mit Bezug auf die Wende vom Merkantilismus zur Klassik vom Wandel einer ‚Analyse der Reichtümer‘ zu einer ‚Analyse der Produktion‘ gesprochen; also von der Analyse einer Bestandsgröße (deren substantielle Härte ihre korrespondierende Erscheinungsform im Edelmetall findet) zu der eines Prozesses (der arbeitsteiligen Produktion). Der prozedurale Charakter im theoretischen Verständnis des Phänomens Ökonomie prägt sich in Zeiten eines Wert- beziehungsweise Preisbegriffs, der definitorisch auf einer Relation basiert, folgerichtig weiter aus. Die Auffassung von Ökonomie als eines kommunikativen Prozesses, der nur dann besteht, wenn operativ an die semantischen Codierungen, die sein Wesen ausmachen angeschlossen wird, verortet die Ökonomie theoretisch konsequent auf der Ebene des Sozialen und, in der systemtheoretischen Perspektive, des sozialen *Prozesses*. Für eine Theorie des Sozialen als eines prozesshaften Phänomens bedeutet die zunehmende ‚Verflüssigung‘ der axiomatischen Begriffe der Ökonomie – insbesondere des Wertbegriffs – also die Möglichkeit einer Annäherung an die prozedurale sozialwissenschaftliche Begrifflichkeit.

Im Abschnitt zum (Re-)Import des Wertbegriffs in die Philosophie und Sozialwissenschaften um die Wende zum zwanzigsten Jahrhundert ist eine Tendenz beschrieben worden, die man als komplementär zur Prozeduralisierung des ökonomischen Diskurses ab dem späten neunzehnten Jahrhundert auffassen kann. Die hemmende Wirkung, die der objektive Wertbegriff samt der in ihm aufgehobenen Assoziationen an theologisch verbriefte Allgemeinheit und substantielle Beharrlichkeit gegenüber menschlicher Willkür innerhalb der Gleichgewichtsdynamik zu entfalten beginnt, erscheint aus der Sicht einer zunehmend metaphysisch obdachlosen Sozialphilosophie, die sich des Relativismus und Perspektivismus aus verschiedenen Lagern zu erwehren hat⁴⁶⁰ und zunehmend Bedarf an einer nicht-theologischen Quelle für einen Maßstab an Allgemeinheit in ethischen, politischen und sozialen Belangen verspürt, als hoffnungsvolle Qualität. Die seinerzeitige Wahrnehmung der Ökonomik als relativ exakt operierende Wissenschaft kann hier mindestens so sehr als Grund für den Import des Wertbegriffs aus dieser Disziplin gelten, wie die Ahnung, dass man es bei der Wertsemantik potentiell mit einer solchen zu tun hat, die sich zur Bedienung einer

⁴⁶⁰ Zu nennen wären hier der Kierkegaardsche religiöse Existentialismus, der Nietzscheanische Antirationalismus, der Stirnersche Egoismus und schließlich die naturwissenschaftliche Indifferenz gegenüber jeder Art von Normativität.

größeren Allgemeinheit als der ökonomischen eignet. Der Wertbegriff wird so für eine kurze Zeit zum Scharnierbegriff für die Reformulierung eines nicht mehr metaphysisch sanktionierbaren Begriffs von allgemeiner Verbindlichkeit in der Sphäre der praktischen Philosophie. Dass der Begriff mit der Ökonomik einer Disziplin entstammt, die beginnt sich theoretisch stärker auf den Menschen und dessen subjektiv verschiedene Bedürfnisse auszurichten als auf natürliche Invarianz, trägt mit zu seiner Eignung für die säkulare Transformation eines ethischen Universalismus bei.

Die Argumentation dieser Arbeit hat sich entlang semantischer Weichenstellungen innerhalb des ökonomischen und proto-ökonomischen Vokabulars sowie dessen unmittelbarer kommunikativer Umwelt bewegt. Damit ist ein Teil des systemtheoretischen Ansatzes übernommen worden, der auch ohne das Akzeptieren aller Aspekte der systemtheoretischen ‚Supertheorie‘ Plausibilität beanspruchen kann. Mit jeder fachfremden Analyse des Objektfeldes der Ökonomie und ihrer Reflexionstheorie hat dieser Ansatz gemein, dass sein theoretischer Ertrag in der Betrachtung des *Ökonomischen* im engeren Sinne vor dem Hintergrund des *Sozialen* im weiteren Sinne besteht. Dazu lässt sich das Verhältnis des spezifizierten sozialen Phänomens gegenüber dem allgemeineren innerhalb einer Theorie, die funktionale Differenzierung als ein universales sozial-evolutionäres Prinzip vermutet, als ein Verhältnis zunehmender semantischer Emanzipation der funktional spezifischen Codierungsform aus einer ‚kompakteren‘ sozialen Semantik verstehen. Der Ökonomik als Reflexionstheorie der ökonomischen Praxis kommt hierbei die Rolle der Grenzziehung zu:

“Die Reflexion des Wirtschaftssystems wechselt sozusagen ihre Anlehnung aus; statt auf Religion, Moral, Recht und Politik stützt sie sich jetzt auf Wissenschaft und gewinnt damit größere Freiheiten in der Selbstbeschreibung. Die soziologisch interessante Frage ist deshalb: Wie eine Semantik der Wirtschaft, die sich auf der Teilsystemebene der Funktionssysteme zu bewähren hat, sich gegen ihre Geschichte und vor allem gegen die gesamtgesellschaftliche Reflexion abgrenzt.“⁴⁶¹

Der Wertbegriff, so ist zu zeigen versucht worden, steht im Zentrum dieser semantischen Gemengelage, aus der sich das Begriffsfeld der Wirtschaft historisch aber auch nach wie vor als selbstidentisches Phänomen abgrenzt. Die moderne Ökonomik operiert mit dem für ein zunehmend dynamisiertes Verständnis von Ökonomie geeigneten Begriff des *Preises*, der die Eigenschaft eines gewissen freien Flottierens in sein Bedeutungsfeld inkorporiert hat. Über eine langsame Variation des Bedeutungsinhalts und der nuancenhaften Modifikation des

⁴⁶¹ Niklas Luhmann, *Die Wirtschaft der Gesellschaft*, S. 80.

Sinns in der Übersetzung lässt sich aber auch der Terminus ‚Preis‘ noch in einer Abstammungslinie verorten, die im Lateinischen von ‚*pretium*‘ über ‚*valor*‘ hin zu den Begriffen ‚*bonum*‘ und ‚*caritas*‘ führt, zu zwei Stammbegriffen der christlichen Metaphysik und Moralthologie also, an deren unbedingter, gewissermaßen nicht-flottierender Gültigkeit im religiösen Diskurs kein Zweifel besteht. Die Vorstellung eines selbstregulatorischen, dynamischen Gesamtzusammenhangs Wirtschaft hat diese Entwicklung im Wertbegriff zur Voraussetzung.

Literatur

Adorno, Theodor W.: *Negative Dialektik*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2003

Adorno, Theodor W.: *Zur Metakritik der Erkenntnistheorie. Drei Studien zu Hegel*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1963

Albert, Hans: *Modellplatonismus. Der neoklassische Stil des ökonomischen Denkens in kritischer Beleuchtung*, In: Ernst Topitsch (Hg.), *Logik der Sozialwissenschaften*, Königstein: Athenäum-Verlag 1980.

Apel, Karl-Otto: *Transformation der Philosophie*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1976

Arena, Richard; Quéré, Michel (Hg.), *The Economics of Alfred Marshall*, Basingstoke (Hampshire): Palgrave Macmillan 2003

Arena, Richard: *Marshall and Richardson on Markets*, in: Tiziano Raffaelli, Tamotsu Nishizawa, Simon Cook (Hg.), *Marshall, Marshallians and Industrial Economics*, London/New York: Routledge 2011, S. 272-285

Aristoteles, *Nikomachische Ethik*, Hamburg: Felix Meiner 1986

Aristoteles, *Politik*, herausgegeben von Hans-Joachim Gehrke und Eckart Schlütrumpf, Berlin: DeGruyter 1996

Arrow, Kenneth J.: *Collected Papers of Kenneth Arrow*, Bd 1, Social Choice and Justice, Oxford: Basil Blackwell 1984

Arthur, W. Brian; Durlauf, Steven N.; Lane, David A. (Hg.): *The Economy as an Evolving Complex System II*, Reading (Massachusetts/USA): Addison-Wesley 1997

Arthur, Brian W.; Holland, John H.; LeBaron, Blake; Palmer, Richard; Taylor, Paul: *Asset Pricing under Endogenous Expectations in an Artificial Stock Market*, in: W. Brian Arthur; Steven N. Durlauf; David A. Lane (Hg.), *The Economy as an Evolving Complex System II*, Reading (Massachusetts/USA): Addison-Wesley 1997, S. 15ff

Ashby, W. Ross: *Requisite Variety and its Implications for the Control of Complex Systems*, Cybernetica, Bd. 1, Nr. 2, 1958

Avramov, Doron; Kaplanski, Guy; Levy, Haim: *Talking Numbers: Technical versus Fundamental Recommendations*, 2015

Bachelier, Louis: *Théorie de la Spéculation*, in: *Annales scientifique de l'École Normale Supérieure*, Nr. 3, Bd. 17, 1900, S. 21-86

Bachinger, Karl: *Das Menschenbild bei Joseph A. Schumpeter*, in: Peter Berger; Peter Eigner; Andreas Resch (Hg.), *Die vielen Gesichter des wirtschaftlichen Wandels. Beiträge zur Innovationsgeschichte*, Berlin: Lit-Verlag 2011

Baecker, Dirk: *Wirtschaftssoziologie*, Bielefeld: Transcript-Verlag 2006

Baecker, Dirk: *Womit handeln Banken? Eine Untersuchung zur Risikoverarbeitung in der Wirtschaft*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2008

Baecker, Dirk: *Niklas Luhmann und die Manager*, in: Dirk Baecker; Norbert Bolz; Peter Fuchs; Hans Ulrich Gumbrecht; Peter Sloterdijk, *Luhmann Lektüren*, Berlin: Kadmos 2010, S. 15-33.

Bailey, Samuel: *A Critical Dissertation on the Nature and Causes of Value*, Kelley: New York 1967

Balling, Stefan: *Sozialphilosophie und Geldpolitik*, Stuttgart: Lucius & Lucius 2013

Bateson, Gregory: *Steps to an Ecology of Mind*, Chicago: University of Chicago Press 1972

Beckert, Jens: *Ökonomische Rationalität und die Einbettung wirtschaftlichen Handelns*, in: Axel T. Paul (Hrsg.), *Ökonomie und Anthropologie*, Berlin: Verlag Arno Spitz 1999

Beinhocker, Eric D.: *The Origin of Wealth. Evolution, Complexity and the Radical Remaking of Economics*, Boston: Harvard Business School Press 2006

Benjamin, Walter: *Das Kunstwerk in Zeiten seiner technischen Reproduzierbarkeit*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2008.

Bentham, Jeremy: *Value of a Pain or Pleasure*, in: B. Parekh, *Benthams Political Thought*, London: Croom Helm 1973

Bentham, Jeremy: *Introduction to the Principles of Morals and Legislation*, in: Ders., *The Collected Works of Jeremy Bentham*, herausgegeben von J. H. Burns und H. L. A. Hart, Oxford/London 1996

Bergson, Henri: *Schöpferische Evolution*, Hamburg: Felix Meiner 2003

Blaug, Mark: *Systematische Theoriegeschichte der Ökonomie*, Bd. I-III, München: Nymphenburger Verlagshandlung 1971

Blaug, Mark: *Kuhn versus Lakatos, or Paradigms versus Research Programmes in the History of Economics*, in: *History of Political Economy*, Bd. 7, Duke University Press 1975

Blaug, Mark: *The Formalist Revolution of the 1950's*, in: W.J. Samuels; J.E. Biddle; J.B. Davis (Hg.), *A Companion to the History of Economic Thought*, Oxford, UK: Blackwell 2003, S. 395 – 410

Bloch, Ernst: *Subjekt-Objekt. Erläuterungen zu Hegel*, Frankfurt: Suhrkamp 1949

Blöhbaum, Helmut: *Zur Dialektik der Ökologiebegriffs unter Berücksichtigung des Physisbegriffes bei Aristoteles*, Frankfurt a. M.: Verlag Peter Lang 1992

Blomert, Reinhard: *John Maynard Keynes*, Berlin: Rowohlt 2007, S. 26

Blumenberg, Hans: *Paradigmen zu einer Metaphorologie*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1997

Böckenförde, Ernst-Wolfgang: *Staat, Gesellschaft, Freiheit*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1976

Böhm-Bawerk, Eugen von: *Capital and Interest*, South Holland: Libertarian Press 1959

Bolz, Norbert: *Wo Geld fließt, fließt kein Blut*, in: Konrad Paul Liessmann (Hg.), *Geld. Was die Welt im innersten zusammenhält?*, , Wien: Paul Szolnay Verlag 2009, S. 41ff

Bolz, Norbert: *Ratten im Labyrinth. Niklas Luhmann und die Grenzen der Aufklärung*, München: Wilhelm Fink Verlag 2012

Boulding, Kenneth E.: *Ökonomie als eine Moralwissenschaft*, in: Winfried Vogt (Hg.), Seminar: *Politische Ökonomie. Zur Kritik der herrschenden Nationalökonomie*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1973, S. 103–125

Boulding, Kenneth E.: *Ökonomie als Wissenschaft*, München: Piper 1976

Bourdieu, Pierre: *Die politische Ontologie Martin Heideggers*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2005

Brentano, Lujo: *Die Entwicklung der Wertlehre*, Sitzungsberichte der Königlichen Bayrischen Akademie der Wissenschaften, Philosophisch-philologisch und historische Klasse. Jahrgang 1908, 3. Abh. 15. 2. 1908 München: Verlag der Akademie 1908

Breuer, Stefan: *Anatomie der konservativen Revolution*, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1995

Bryan, Dick; Rafferty, Michael: *Fundamental Value: A Category in Transformation*, in: *Economy and Society* (42:1), New York/London: Routledge 2013

Buchheim, Thomas: *Aristoteles*, Freiburg i. Br.: Herder 1999

Bürgin, Alfred: *Zur Soziogenese der politischen Ökonomie*, Marburg: Metropolis-Verlag 1996

Cantillon, Richard: *Essai sur la Nature du Commerce en Général*, übersetzt von Henry Higgs, New York: Kelley, 1964

Carnap, Rudolf: *Der logische Aufbau der Welt*, Hamburg: Meiner 1998

Chelius, Franz: *Lotzes Wertlehre*, Erlangen: Junge & Sohn 1904

Colander, David: *The Death of Neoclassical Economics*, in: *Journal of the History of Economic Thought*, Vol. 2, Nr. 22, 2000, S. 127-143

Collard, David: *Generations of Economists*, New York/London: Routledge 2001

Cook, Simon J.: *The Intellectual Foundations of Alfred Marshall's Economic Science. A Rounded Globe of Knowledge*, Cambridge (UK): Cambridge University Press 2009

Cournot, Antoine-Auguste: *Untersuchungen über die mathematischen Grundlagen der Theorie des Reichtums*, Jena: Fischer-Verlag 1924

Darwin, Charles: *The Autobiography of Charles Darwin*, herausgegeben von Nora Barlow, New York: Norton 1958

Daal, Jan van; Jolink, Albert: *The Equilibrium Economics of Léon Walras*, New York: Routledge 1993

Debreu, Gerard: *Theory of Value. An Axiomatic Analysis of Economic Equilibrium*, New Haven/London: Yale University Press 1959.

Derrida, Jacques: *Falschgeld. Zeit geben I*, München: Wilhelm Fink-Verlag 1993

Descartes, René: *Regulae ad directionem ingenii*, zitiert nach: Heinz Rieter, *Ökonomische Theoriegeschichte im zeithistorischen Kontext. Ausgewählte Aufsätze*, hrsg. Von Elisabeth Allgoewer, Carsten Kasprzok, Joachim Zweynert, Marburg: Metropolis-Verlag 2014

Dobb, Maurice: *Der tendenzielle Fall der Profitrate*. In: Claus Rolshausen (Hg.), *Kapitalismus und Krise: Eine Kontroverse um das Gesetz des tendenziellen Falls der Profitrate*, Frankfurt a. M.: Europäische Verlagsanstalt 1970

Duhem, Pierre Maurice Marie: *The Aim and Structure of Physical Theory*, Princeton (USA): Princeton University Press 1991

Durkheim, Emile: *Über soziale Arbeitsteilung*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1988

Fechner, Theodor Gustav: *Zur experimentalen Aesthetik*, Leipzig: Hirzel 1871

Feyerabend, Paul: *Wider den Methodenzwang – Skizze einer anarchistischen Erkenntnistheorie*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1976

Fisher, Irving: *The Dept-Deflation Theory of Great Depressions*, in: *Econometrica*, 1933, Bd. 1, Nr 4, S. 337-357

Foucault, Michel: *Die Ordnung der Dinge*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1974

Franklin, Benjamin: *Advice to a Young Tradesman, Written from an Old One* (12 July 1748), in: Ders., *The Autobiography and Other Writings on Politics, Economics, and Virtue*, hrsg. von Alan Houston, Cambridge (USA): Cambridge University Press 2004.

Friedman, Milton: *The Methodology of Positive Economics*, in: *Essays in Positive Economics*, Chicago: Chicago University Press 1953

Fukuyama, Francis: *Das Ende der Geschichte. Wo stehen wir?*, München: Kindler 1992.

Gadamer, Hans-Georg: *Wahrheit und Methode*, Tübingen, Mohr-Siebeck 1960

Galbraith, John Kenneth: *The Affluent Society*, Boston: Houghton Mifflin 1969

Galbraith, John Kenneth: *Volkswirtschaft als Glaubenssystem*, in: Winfried Vogt (Hg.), Seminar: *Politische Ökonomie. Zur Kritik der herrschenden Nationalökonomie*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1973, S. 56-79

Gander, Hans-Helmuth; Goldschmidt, Nils; Dathe, Uwe (Hg.): *Phänomenologie und die Ordnung der Wirtschaft*, Würzburg: Ergon-Verlag 2009

Georgescu-Roegen, Nicolas: *The Entropy Law and the Economic Process*, Cambridge (USA): Harvard University Press 1971

Giddens, Anthony: *Konsequenzen der Moderne*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1995

Glaeser, Johannes: *Der Werturteilsstreit in der deutschen Nationalökonomie. Max Weber, Werner Sombart und die Ideale der Sozialpolitik*, Marburg: Metropolis 2014

Graeber, David: *Schulden: Die ersten 5000 Jahre*, Stuttgart: Klett-Cotta 2012

Groenewegen, Peter D.: *A Soaring Eagle: Alfred Marshall 1842-1924*, Aldershot: Edward Elgar 1995

Groenewegen, Peter: *Competition and Evolution: The Marshall Conciliation Enterprise*, in Richard Arena, Michel Quéré (Hg.), *The Economics of Alfred Marshall*, Basingstoke (Hampshire): Palgrave Macmillan 2003

Großheim, Michael: *Politischer Existentialismus – Subjektivität zwischen Entfremdung und Engagement*, Tübingen: Mohr-Siebeck 2002

Gruschke, Daniel: *“Der Schlüssel zu der Welt der Formen” - Der Wertbegriff des Rudolf Hermann Lotze*, Marburg: Tectum-Verlag 2001

Haberler, Gottfried von: *Joseph A. Schumpeter 1883-1950*, in: *Quarterly Journal of Economics*, LXIV 1950, S. 333ff

Habermas, Jürgen; Luhmann, Niklas: *Theorie der Gesellschaft oder Sozialtechnologie – Was leistet die Systemforschung?*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1971

Habermas, Jürgen: *Die Moderne – ein unvollendetes Projekt*, in: Jürgen Habermas, *Kleine politische Schriften (I-IV)*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1981.

Habermas, Jürgen: *Moralbewußtsein und kommunikatives Handeln*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1983

Habermas, Jürgen: *Der philosophische Diskurs der Moderne*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1988

Hart, Neil: *Equilibrium and Evolution. Alfred Marshall and the Marshallians*, London: Macmillan 2012

Haßler, Gerda: *Der semantische Wertbegriff in Sprachtheorien vom 18. bis zum 20. Jahrhundert*, Berlin: Akademie-Verlag 1991

Hayek, Friedrich August von: *Der Weg zur Knechtschaft*, München: Olzog 2009

Hegel, Georg Wilhelm Friedrich: *Grundlinien der Philosophie des Rechts*, in: Ders., *Werke*, Bd. 7, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1979

Hegel, Georg Wilhelm Friedrich: *Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften im Grundrisse*, in: Ders., *Werke*, Bd. 10, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1979

Heider, Fritz: *Ding und Medium*, Berlin: Kadmos-Kulturverlag 2005

Heinrich, Michael: *Die Wissenschaft vom Wert. Die Marxsche Kritik der politischen Ökonomie zwischen wissenschaftlicher Revolution und klassischer Tradition*, Hamburg: VSA-Verlag 1991.

Heisenberg, Werner: *Wandlungen in den Grundlagen der Naturwissenschaft*, Stuttgart: S. Hirzel 1949

Hejcl, Johann: *Das alttestamentliche Zinsverbot: im Lichte der ethnologischen Jurisprudenz sowie des altorientalischen Zinswesens*, Freiburg i. Br.: Herder 1907

Henrich, Dieter: *Hegel im Kontext*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1971

Henrich, Dieter: *Grundlegung aus dem Ich: Untersuchungen zur Vorgeschichte des Idealismus*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2004

Herrmann, Johannes: *Der 'gerechte Preis': Beiträge zur Diskussion um den 'pretium iustum'*, Erlangen: Univ.-Bund Erlangen-Nürnberg e.V. 1982

Hilpert, Hans Günther; Wacker, Gudrun: *Geoökonomie trifft Geopolitik. Chinas neue außenwirtschaftliche und außenpolitische Initiativen*, in: SWP-Aktuell (Stiftung für Wissenschaft und Politik), 2015/A 52, Mai 2015

Hobsbawm, Erich: *Das Zeitalter der Extreme. Weltgeschichte des 20. Jahrhunderts*, München: Hanser 1995

Hofstadter, Douglas: *Gödel, Escher, Bach – ein Endloses Geflochtenes Band*, Stuttgart: Klett-Cotta 2008

Hohlwein, Hans: *Samuel Freiherr von Pufendorf*, in: *Die Religion in Geschichte und Gegenwart*, Band V, Tübingen: Mohr-Siebeck 1961

Holt, Richard P. F.; Rosser, J. Barkley Jr.; Colander, David: *The Complexity Era in Economics*, Middlebury College Economics Discussion Paper Nr. 10-01, Middlebury (Vermont/USA): <http://www.middlebury.edu/~econ>

Husserl, Edmund: *Die Krisis der europäischen Wissenschaften und die transzendente Phänomenologie*, München: Meiner 1954

Hutter, Michael: *Wie der Überfluss flüssig wurde. Zur Geschichte und Zukunft der knappen Ressourcen*, in: *Soziale Systeme. Zeitschrift für soziologische Theorie*, 5/1999, H. 1, S. 41-54.

Ikeda, Yukihiro; Yagi, Kiichiro (Hg.), *Subjectivism and Objectivism in the History of Economic Thought*, New York: Routledge 2012

Illich, Ivan: *Schattenarbeit oder vernakuläre Tätigkeiten. Zur Kolonisierung des informellen Sektors*, in: *Technologie und Politik*, 15/1980, S. 48–63.

Immerthal, Lars: *Der Unternehmer: Zum Wandel von Ethos und Strategie des Unternehmertums im Ausgang der Moderne*, München: Fink-Verlag 2007

Immler, Hans: *Natur in der ökonomischen Theorie, Teil 1: Vorklassik – Klassik – Marx. Teil 2: Naturherrschaft als ökonomische Theorie: Die Physiokraten*, Opladen: Westdeutscher Verlag 1985

Immler, Hans: *Vom Wert der Natur. Zur ökologischen Reform von Wirtschaft und Gesellschaft. Natur in der ökonomischen Theorie Teil 3*, Opladen: Westdeutscher Verlag 1989

Jaffé, William: *William Jaffé's Essaye on Walras*, herausgegeben von Donald A. Walker, Cambridge (UK): Cambridge University Press 1983

Jäger, Andreas: *Was ist Ökonomie? Zur Formulierung eines wissenschaftlichen Problems im 19. Jahrhundert*, Marburg: Metropolis-Verlag 1999

James, William: *Subjective Effects of Nitrious Oxide*, in: *Mind*, Nr. 7, 1882

James, William: *Pragmatism: A Series of Lectures by William James 1906-1907*, Rockville (USA): Arc Manor 2008

Jevons, William Stanley: *Notice of a General Mathematical Theory of Political Economy*, in: *Report of the British Association for the Advancement of Science*, Cambridge 1963

Jevons, William Stanley: *The Theory of Political Economy*, herausgegeben von Augustus M. Kelley, New York: Macmillan and Co. 1965

Joas, Hans: *Die Entstehung der Werte*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1999

Jünger, Ernst: *Die totale Mobilmachung*, in: *Sämtliche Werke*, Bd. 7, S. 119-142, Klett-Cotta, Stuttgart 1980

Jünger, Ernst: *Der Arbeiter. Herrschaft und Gestalt*, Stuttgart: Klett-Cotta 2007

Kakakubo, Kunio: *Half of Justice, Half of Utopia: Walras's Two Concepts of Justice and the 'Normative Bias' of 'Élements'*, in: *Revue Européenne des Sciences Sociales*, Bd. 37, Nr. 116

Karlauf, Thomas: *Stefan George. Die Entdeckung des Charisma*, München: Blessing-Verlag 2007

Katholische Internationale Presse-Agentur: *Die Enzyklika Mater et Magistra und der demokratische Sozialismus*, Freiburg/Schweiz: KIPA Verlag 1962

Kaube, Jürgen: *Wechselwirkungslosigkeit. Anmerkungen zum Verhältnis von Systemtheorie und Wirtschaftswissenschaft*, in: Henk De Berg; Johannes Schmidt (Hg.), *Rezeption und Reflexion. Zur Resonanz der Systemtheorie Niklas Luhmanns außerhalb der Soziologie*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2000, S. 257ff.

Kauder, Emil: *The Retarded Acceptance of the Marginal Utility Theory*, in: *The Quarterly Journal of Economics* Vol. 67, No. 4, Oxford: Oxford University Press 1953

Kauder, Emil: *A History of Marginal Utility Theory*, Princeton: Princeton University Press 1965

Kelsen, Hans: *Allgemeine Theorie der Normen*, München: Manz 1979

Keynes, John Maynard: *Politik und Wirtschaft. Männer und Probleme*, in: Derselbe, *Ausgewählte Abhandlungen*, übersetzt von E. Rosenbaum, Zürich 1956, Polygraph Verlag

Keynes, John Maynard: *The Collected Writings of J. M. Keynes*, London: Macmillan 1972

Keynes, John Maynard: *Allgemeine Theorie der Beschäftigung, des Zinses und des Geldes*, Berlin: Duncker & Humblot 2009

Kieserling, André: *Die Soziologie der Selbstbeschreibung. Über die Reflexionstheorien der Funktionssysteme und ihre Rezeption der soziologischen Theorie*, in: Henk De Berg; Johannes Schmidt (Hg.), *Rezeption und Reflexion. Zur Resonanz der Systemtheorie Niklas Luhmanns außerhalb der Soziologie*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2000

Kiesewetter, Hubert: *Karl Popper und die Verantwortung des Wissenschaftlers*, in: Hubert Kiesewetter, Helmut Zenz (Hg.), *Karl Poppers Beiträge zur Ethik*, Tübingen: Mohr-Siebeck 2002

Klein, Burton H.: *Dynamic Economics*, Cambridge (USA): Harvard University Press 1977

Koblitz, Georg: *Wirtschaftliches Gleichgewicht. Zum 'Glanz-Verfall' der zentralen Konzeption der ökonomischen Theorie*, in: Heinz Rieter, *Ökonomische Theoriegeschichte im zeithistorischen Kontext. Ausgewählte Aufsätze*, herausgegeben von Elisabeth Allgoewer; Carsten Kasprzik; Joachim Zweynert; Marburg: Metropolis-Verlag 2014

Koch, Claudia: *Die ökonomische Werttheorie aus philosophischer Perspektive*, Aachen: Verlag Shaker 1995

Kornai, János: *Anti-Äquilibrium. Über die Theorien der Wirtschaftssysteme und die damit verbundenen Forschungsaufgaben*, Übersetzt von Lóránt Tarnóczy und Miklós Kenedi, Berlin/Heidelberg/New York: Springer-Verlag 1975

Krümmel, Reiner: *The Second Law of Economics. Energy, Entropy and the Origins of Wealth*, Berlin u. a.: Springer 2011

Kuhn, Thomas S.: *Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1967

Kurz, Heinz D.: *Joseph Schumpeter. Ein Ökonom zwischen Marx und Walras*, Marburg: Metropolis 2005

Laclau, Ernesto: *Emancipation(s)*, London: Verso 1996

Laird, John: *The Idea of Value*, Cambridge (UK): Cambridge University Press 1929

Lakatos, Imre: *The Methodology of Scientific Research Programmes*, Cambridge (UK): Cambridge University Press Cambridge 1977

Lefebvre, Henri: *Einführung in die Modernität. Zwölf Präludien*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1978

Lehnis, Felix: *Der Beitrag des späten Schumpeters zur Konjunkturforschung*, Stuttgart: Gustav-Fischer-Verlag 1960, S. 5.

Leijonhufvud, Axel: *Mr Keynes and the Moderns*, in: *The European Journal of the History of Economic Thought*, 5:1, 1998, S. 169-188

Leithäuser, Gerhard: *Die physiokratische Zins- und Kapitaltheorie im Rahmen ihrer historischen und gesellschaftlichen Voraussetzungen, Diskussionsbeiträge zur gesamtwirtschaftlichen Theorie und Politik, Nr. (7)*, Bremen: Fachbereich Wirtschaftswissenschaften der Universität Bremen 1984

Levine, David P.: *Subjectivity in Political Economy*, New York: Routledge 1998

Liessmann, Konrad Paul: (Hg.), *Geld. Was die Welt im innersten zusammenhält?*, , Wien: Paul Szolnay Verlag 2009

Linné, Carl von: *Oeconomia naturae*, zitiert nach: Erwin Morgenthaler, *Von der Ökonomie der Natur zur Ökologie. Die Entwicklung ökologischen Denkens und seiner sprachlichen Ausdrucksformen*, Berlin: Erich-Schmidt-Verlag 2000.

Löwith, Karl: *Spinoza. Deus sive Natura*, in: *Gott, Mensch, Welt in der Metaphysik von Descartes bis zu Nietzsche*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1967

Luhmann, Niklas: *Legitimität durch Verfahren*, Neuwied: Luchterhand 1969

Luhmann, Niklas: *Soziologische Aufklärung I*, Opladen: Westdeutscher Verlag 1970

Luhmann, Niklas: *Moderne Systemtheorien als Form gesamtgesellschaftlicher Analyse*, in: Jürgen Habermas; Niklas Luhmann, *Theorie der Gesellschaft oder Sozialtechnologie – Was leistet die Systemforschung?*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1971, S. 7-24.

Luhmann, Niklas: *Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft*, Bd. 1, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1980.

Luhmann, Niklas: *Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1984.

Luhmann, Niklas: *Die Wirtschaft der Gesellschaft*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1988

Luhmann, Niklas: *Ökologische Kommunikation*, Opladen: Westdeutscher Verlag 1988

Luhmann, Niklas; Fuchs, Peter: *Reden und Schweigen*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1989

Luhmann, Niklas: *Die Wissenschaft der Gesellschaft*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1990

Luhmann, Niklas: *Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft*, Bd. 2, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1993

Luhmann, Niklas: *Das Recht der Gesellschaft*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1995

Luhmann, Niklas: *Die Gesellschaft der Gesellschaft*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1997

Luhmann, Niklas: *Die Religion der Gesellschaft*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2000

Luhmann, Niklas: *Die Politik der Gesellschaft*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2002

Luhmann, Niklas: *Soziologische Aufklärung*, Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften 2005

Luhmann, Niklas, *Die Moral der Gesellschaft*, hrsg. von Detlef Horster, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2008

Luhmann, Niklas: *Wirtschaftsethik – als Ethik?*, in: Niklas Luhmann, *Die Moral der Gesellschaft*, herausgegeben von Detlef Horster, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2008

Lowry, Todd S.: *The Archaeology of Economic Ideas*, Durham: Duke University Press 1987

Macleod, Henry Dunning: *The Theory of Credit*, London/New York: Longmans, Green, and Co. 1889

Mainzer Klaus (Hg.): *Komplexe Systeme und Nichtlineare Dynamik in Natur und Gesellschaft. Komplexitätsforschung in Deutschland auf dem Weg ins nächste Jahrhundert*, Berlin u. A.: Springer 1999

Mainzer, Klaus: *Der kreative Zufall. Wie das Neue in die Welt kommt*, München: C.H. Beck 2007

Mainzer, Klaus: *Komplexität*, Paderborn: Wilhelm-Fink-Verlag 2008

Mandelbrot, Benoit: *Fractals and Scaling in Finance: Discontinuity, Concentration, Risk*, New York: Springer 1997

Marcuse, Herbert: *Der Kampf gegen den Liberalismus in der totalitären Staatsauffassung*, in: *Zeitschrift für Sozialforschung* 3 (1934), S. 161-195

Marius, Benjamin; Jahraus, Oliver: *Systemtheorie und Dekonstruktion. Die Supertheorien Niklas Luhmanns und Jacques Derridas im Vergleich*, Siegen: LUMIS-Schriften 1997

Marshall, Alfred; Marshall, Mary Paley: *The Economics of Industry*, London: Macmillan 1879

Marshall, Alfred: *Principles of Economics*, London: Macmillan 1890

Marshall, Alfred: *Industry and Trade*, New York: Cosimo Classics 2006

Marx, Karl; Engels, Friedrich: *Marx-Engels-Werke (MEW)*, herausgegeben vom Institut für Marxismus-Leninismus beim Zentralkomitee der SED, Berlin: Dietz-Verlag 1973

Marx, Karl: *ad Feuerbach*, in: MEW, Bd. 3

Marx, Karl: *Das Kapital*, Bd. II, in: MEW, Bd. 23

Maturana, Humberto; Varela, Francisco: *Der Baum der Erkenntnis. Die biologischen Wurzeln menschlichen Erkennens*, Frankfurt a. M.: Fischer-Verlag 2009

Mauss, Marcel: *Die Gabe. Die Form und Funktion des Austauschs in archaischen Gesellschaften*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2009.

McLuhan, Marshall: *Die magischen Kanäle - Understanding Media*, Dresden/Basel: Verlag der Kunst 1994

Meadows, Donella H.; Gary Meadows, Gary; Randers, Jorgen; Behrens, William W., *The Limits to Growth*, New York: Universe Books 1972

Menger, Carl: *Grundsätze der Volkswirtschaft*, Wien: Wilhelm Braumüller 1871, S. VIII

Meyerson, Emile: *Identität und Wirklichkeit*, Leipzig: Akademische Verlagsgesellschaft 1930

Mill, John Stuart: *Principles of Political Economy*, in: Derselbe, *Collected Works of John Stuart Mill*, Bd. 2-3, Toronto: Toronto University Press 1965

Mirowski, Philip: *More Heat than Light: Economics as Social Physics, Physics as Nature's Economics*, Cambridge (UK): Cambridge University Press 1989

Morgenthaler, Erwin: *Von der Ökonomie der Natur zur Ökologie. Die Entwicklung ökologischen Denkens und seiner sprachlichen Ausdrucksformen*, Berlin: Erich-Schmidt-Verlag 2000

Mosselmans, Bert: *William Stanley Jevons and the Cutting Edge of Economics*, New York: Routledge 2007

Müller, Rudolf Wolfgang: *Geld und Geist*, Frankfurt a. M., New York: Campus Verlag 1977

Müller-Markus, Siegfried (Hg.): *Einstein und die Sowjetphilosophie. Krisis einer Lehre*, Dordrecht (Niederland): D. Reidel 1966

Mulsow, Martin; Stamm, Marcelo (Hg.): *Konstellationsforschung*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2005

Münkler, Herfried: *Mitte und Maß. Der Kampf um die richtige Ordnung*, Berlin: Rowohlt 2010

Nelson, Richard R.; Winter, Sidney G.: *An Evolutionary Theory of Economic Change*, Cambridge (USA)/London (UK): Harvard University Press 1982

Nietzsche, Friedrich: *Kritische Studienausgabe (KSA)*, Hg. Giorgio Colli,azzino Montinari, Berlin/New York: Walter de Gruyter 1988

Nietzsche, Friedrich: *Unzeitgemäße Betrachtungen. Zweites Stück: Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben*, in: KSA 1

Nietzsche, Friedrich: *Die fröhliche Wissenschaft, 5. Buch*, KSA 3

Paede, Walter Rudolf: *Das neutrale Geld - "Schleier" oder "ökonomisches Kraftfeld"?*, Berlin: Duncker & Humblot 1957

Pahl, Hanno: *Das Geld in der modernen Wirtschaft, Marx und Luhmann im Vergleich*, Frankfurt a. M.: Campus Verlag 2008

Parsons, Talcott: *Social Structure and the Symbolic Media Interchange*, in: Peter M. Blau (Hg.), *Approaches to the Study of Social Structure*, London: Open Books 1964

Patt, Walter: *Formen des Anti-Platonismus bei Kant Nietzsche und Heidegger*, Frankfurt: Klostermann 1997

Pigou, Arthur Cecil: *Wealth and Welfare*, London: Macmillan 1912

Pigou, Arthur Cecil (Hg.): *Memorials of Alfred Marshall*, London: Macmillan 1925.

Plumpe, Werner: *Wirtschaftskrisen*, München: C.H. Beck 2010

Polanyi, Karl: *The Great Transformation*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1990

Popper, Karl R.: *Gegen die großen Worte*, in: Ders., *Auf der Suche nach einer besseren Welt, Vorträge und Aufsätze aus dreißig Jahren*, München 1997

Priddat, Birger P.: *Theoriegeschichte der Wirtschaft*, München: Wilhem Fink-Verlag 2002

Quaas, Friedrun; Quaas, Georg: *Die Österreichische Schule der Nationalökonomie – Darstellung, Kritiken und Alternativen*, Marburg: Metropolis 2013

Radbruch, Gustav: *Gesetzliches Unrecht und übergesetzliches Recht*, in: *Süddeutsche Juristenzeitung*, Mohr-Siebeck, Jahrgang 1 (1946), Nr. 5

Radkau, Joachim: *Max Weber. Die Leidenschaft des Denkens*, München: Hanser 2005

Raffaelli, Tiziano; Nishizawa, Tamotsu; Cook, Simon (Hg.), *Marshall, Marshallians and Industrial Economics*, London/New York: Routledge 2011

Rath, Matthias: *Der Psychologismusstreit in der deutschen Philosophie*, Karl-Alber-Verlag: Freiburg 1994

Rawls, John: *Eine Theorie der Gerechtigkeit*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1979

Read, Colin: *The Efficient Market Hypothesisists. Bachelier, Samuelson, Fama, Ross, Tobin and Shiller*, London: Palgrave Macmillan 2013

Reinert, Hugo; Reinert, Erik S.: *Creative Destruction in Economics: Nietzsche, Sombart, Schumpeter*, in: *The European Heritage in Economics and the Social Sciences*, Bd. 3: *Friedrich Nietzsche (1844-1900) – Economy and Society*, Jürgen Georg Backhaus, Wolfgang Drechsler (Hg.), New York u. a., Springer 2006, S. 55-85

Rescher, Nicolas: *Process Metaphysics. An Introduction to Process Philosophy*, SUNY Press: Albany 1996

Ricardo, David: *Über die Grundsätze der politischen Ökonomie und Besteuerung*, Marburg: Metropolis-Verlag 2006

Rickert, Heinrich: *System der Philosophie*, Erster Teil, Tübingen 1921

Rieter, Heinz: *Marshall und die viktorianische Kunst*, in: Bertam Schefold (Hg.), *Studien zur Entwicklung der ökonomischen Theorie*, Band XI, Schriften des Vereins für Sozialpolitik, 1992.

Rieter, Heinz: *Ökonomische Theoriegeschichte im zeithistorischen Kontext. Ausgewählte Aufsätze*, herausgegeben von Elisabeth Allgoewer; Carsten Kasprzok; Joachim Zweynert; Marburg: Metropolis-Verlag 2014

Rieter, Heinz: *Zur Rezeption der physiokratischen Kreislaufanalogie in der Wirtschaftswissenschaft*, in: Ders., *Ökonomische Theoriegeschichte im zeithistorischen Kontext. Ausgewählte Aufsätze*, herausgegeben von Elisabeth Allgoewer, Carsten Kasprzok, Joachim Zweynert, Marburg: Metropolis-Verlag 2014

Romer, Paul: *Endogenous Technological Change*. In: *Journal of Political Economy*. Band 98, Oktober 1990

Rorty, Richard: *Philosophy and The Mirror of Nature*, Princeton: Princeton University Press, 1979

Rorty, Richard: *Der Spiegel der Natur: Eine Kritik der Philosophie*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1987

Rorty, Richard: *Essays on Heidegger and Others*, Cambridge (UK): Cambridge University Press 1991

Rorty, Richard: *Kontingenz, Ironie und Solidarität*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1992

Rotman, Brian: *Die Null und das Nichts. Eine Semiotik des Nullpunkts*, Berlin: Kadmos-Verlag 2000

Samuelson, Paul: *A Note on the Pure Theory of Consumers' Behaviour*, in: *Economica*, Nr. 5 (17), 1938, S. 61-71

Samuelson, Paul A., *Economists and the History of Ideas*, Rede gehalten 1961 auf dem jährlichen Treffen der American Economic Association, in: *American Economic Review*, 52, 1962, in: Derselbe, *The Collected Scientific Papers of Paul A. Samuelson*, Bd. 2, Cambridge/MA: MIT Press 1966

Sartre, Jean-Paul: *Ist der Existentialismus ein Humanismus? Drei Essays*, Frankfurt a. M.: Ullstein 1989

Schabas, Margaret: *The Natural Origins of Economics*, Chicago: University of Chicago Press 2005

Schabas, Margaret: *From Political Economy to Market Mechanics: The Jevonian Moment in the History of Economics*, in: I. Bernard Cohen (Hg.), *The Natural Sciences and the Social Sciences. Some Critical and Historical Perspectives*, Dordrecht/Boston/London: Kluwer Academic Publishers 1994, S. 235-256

Scheler, Max: *Der Formalismus in der Ethik und die materiale Wertethik*, Bern: Francke-Verlag 1954

Schmitt, Carl: *Politische Romantik*, Berlin: Duncker & Humblot 1919

Schmitt, Carl: *Der Begriff des Politischen*, Berlin: Duncker & Humblot 1932

Schmitt, Carl: *Der Nomos der Erde im Völkerrecht des Jus Publicum Europaeum*, Berlin: Duncker & Humblot 1950

Schmitt, Carl: *Politische Theologie. Vier Kapitel zur Lehre von der Souveränität*, Berlin: Duncker & Humblot 2004

Schmitt, Carl: *Die Tyrannei der Werte*, Berlin: Duncker & Humblot 2011

Schmoller, Gustav: *Über Wesen und Verfassung der großen Unternehmungen*, in: ders., *Zur Social- und Gewerbepolitik der Gegenwart. Reden und Aufsätze*, Leipzig: 1890

Schmoller, Gustav: *Grundriß der allgemeinen Volkswirtschaftslehre*, Leipzig: Duncker & Humblot 1904

Schnädelbach, Herbert: *Philosophie in Deutschland 1831-1933*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1999

Schneid, Matthias: *Aristoteles in der Scholastik: ein Beitrag zur Geschichte der Philosophie im Mittelalter*, Eichstädt: Krüll 1875

Schneider, Dieter: *Geschichte und Methoden der Wirtschaftswissenschaft*, Berlin: DeGruyter 2000

Schumann, Jochen: *Zur Geschichte christlicher und islamischer Zinsverbote*, in: Harald Hagemann (Hg.), *Studien zur Entwicklung der ökonomischen Theorie XXI - Ökonomie und Religion*, Berlin: Duncker & Humblot 2007

Schumpeter, Joseph: *Über die mathematische Methode der theoretischen Ökonomie*, in: Zeitschrift für Volkswirtschaft, Sozialpolitik und Verwaltung, 15, 1906, S. 30-49, Wiederabdruck in: Joseph A Schumpeter, *Aufsätze zur ökonomischen Theorie*, Tübingen: J.C.B. Mohr 1952

Schumpeter, Joseph: *Das Wesen und der Hauptinhalt der theoretischen Nationalökonomie*, Leipzig: Duncker & Humblot 1908

Schumpeter, Joseph: *Kapitalismus, Sozialismus und Demokratie*, Bern: Francke-Verlag 1950

Schumpeter, Joseph: *Geschichte der ökonomischen Analyse*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1965

Schumpeter, Joseph: Bonner Abschiedsrede 1932, zitiert nach: Eberhard Seifert, Einleitung zu: Joseph A. Schumpeter, *Kapitalismus, Sozialismus und Demokratie*, Tübingen: UTB 2005

Schumpeter, Joseph: *Konjunkturzyklen*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2008

Schumpeter, Joseph: *Karl Marx der Denker*, in Ders., *Beiträge zur Sozialökonomik*, Wien: Böhlau-Verlag 1978

Schumpeter, Joseph: *Die Erklärung des Konjunkturzyklus*, in: Ders., *Beiträge zur Sozialökonomik*, Wien: Böhlau-Verlag 1978

Sedlacek, Thomas: *Die Ökonomie von Gut und Böse*, Berlin: Hanser 2012

Shackle, G. L. S.: *The Years of High Theory: Invention and Tradition in Economic Thought 1926-1939*, Cambridge (UK): Cambridge University Press 1967

Shionoya, Yuichi; Perlman, Mark, *Schumpeter in the History of Ideas*, Ann Arbor: The University of Michigan Press 1994

Shionoya, Yuichi: *Austrian subjectivism and hermeneutical economics*, in Yukihiro Ikeda; Kiichiro Yagi (Hg.), *Subjectivism and Objectivism in the History of Economic Thought*, New York: Routledge 2012, S. 73-90

Simmel, Georg: *Philosophie des Geldes*, München/Leipzig: Duncker & Humblot 1920

Simon, Herbert: *Bounded Rationality and Organizational Learning*, in: *Organization Science*, Bd. 2, Nr. 1, März 1991, S. 125-134

Sloterdijk, Peter: *Zorn und Zeit. Politisch-psychologischer Versuch*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2006

Smith, Adam: *An Inquiry into the Nature and Causes of the Wealth of Nations*, New York: Collier 1965.

Smith, Adam: *Theory of Moral Sentiment*, herausgegeben von David Daiches Raphael; Alec Lawrence Macfie, Indianapolis: Liberty Fund 1982

Smith, Adam: *Theorie der Ethischen Gefühle*, S. 503f. Zitiert nach Tomas Sedlacek, *Die Ökonomie von Gut und Böse*, Berlin: Hanser 2012

Sohn-Rethel, Alfred: *Warenform und Denkform*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1978

Spahn, Peter: *Die Anfänge der antiken Ökonomik*, in: *Chiron* 14, 1984

Spengler, Joseph J.: *Richard Cantillon: First of the Moderns*, in: *Journal of Political Economy*, 62 (4), S. 406-24

Stäheli, Urs: *Spektakuläre Spekulation. Das Populäre der Ökonomie*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2007

Stegmaier, Werner: *Die Wirklichkeit der Orientierung. Perspektivität und Realität nach Nietzsche und Luhmann*, in: Renate Reschke (Hg.), *Nietzscherforschung 22 (2015)*, Berlin: DeGruyter 2015, S. 93-111

Stegmüller, Wolfgang: *Rationale Rekonstruktion von Wissenschaft und ihrem Wandel*, Stuttgart: Reclam 1979

Stichweh, Rudolf: *Semantik und Sozialstruktur. Zur Logik einer systemtheoretischen Unterscheidung*, in: Dirk Tänzler; Hubert Knoblauch; Hans-Georg Soeffner (Hg.), *Neue Perspektiven der Wissenssoziologie*, Konstanz: UVK 2006, S. 157-171

Straub, Eberhard: *Zur Tyrannei der Werte*, Stuttgart: Klett-Cotta 2010

Suber, Daniel: *Die soziologische Kritik der philosophischen Vernunft. Zum Verhältnis von Soziologie und Philosophie um 1900*, Bielefeld: Transcript-Verlag 2007

Swedberg, Richard: *Joseph A. Schumpeter – his Life and Work*, Cambridge (UK): Polity Press 1991

Tieben, Bert: *The Concept of Equilibrium in Different Economic Traditions*, Cheltenham (UK)/Northampton (MA,USA): Edward Elgar Publishing 2012

Ulf, Christoph: *Wettbewerbskulturen zwischen Realität und Konstrukt*, in: Markus Tauschek (Hg.), *Kulturen des Wettbewerbs – Formationen kompetitiver Logiken*, Münster: Waxmann 2013

Veblen, Thorstein: *Why is Economics Not an Evolutionary Science?*, *The Quarterly Journal of Economics*, Bd. 12, 1898, S. 373-397

Veblen, Thorstein: *The Preconceptions of Economic Science*, in: *The Quarterly Journal of Economics*, Vol. 14, 1900, S. 240-269

Veblen, Thorstein: *Theorie der feinen Leute. Eine ökonomische Untersuchung der Institutionen*, Frankfurt a. M.: Fischer Verlag 1997

Vogl, Joseph: *Das Gespenst des Kapitals*, Zürich: Diaphanes 2012

Walch, Florian D.: *Ökonomie der Natur: Die Frage der Naturkonzeption in der Physik des Aristoteles*, München: Herbert Utz-Verlag, 2002

Walras, Léon: *Elements of Pure Economics*, New York: Kelley 1969

Walras, Léon: *Application des mathématiques à l'économie politique - 1ère Tentative*, zitiert nach: Jan van Daal; Albert Jolink, *The equilibrium economics of Léon Walras*, New York: Routledge 1993

Weber, Max: *Wirtschaft und Gesellschaft*, Tübingen: Mohr-Siebeck 1980

Weber, Max: *Die Grenznutzenlehre und das 'psychophysische Grundgesetz'*, in: Ders.: *Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre*, Tübingen: Mohr-Siebeck 1985

Weber, Max: *Über einige Kategorien der verstehenden Soziologie*, in: Ders., *Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre*. Tübingen: Mohr-Siebeck 1985

Weber, Max: *Die 'Objektivität' sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis*, in Ders., *Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre*, Tübingen: Mohr-Siebeck 1985

Weber, Max: *Die Wirtschaftsethik der Weltreligionen*, in: Ders. Gesamtausgabe, Bd. 21, Tübingen: Mohr-Siebeck 2005

Weber, Max: *Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus*, München: C. H. Beck 2006

Weintraub, E. Roy: *Stabilizing Dynamics: Constructing Economic Knowledge*, Cambridge (UK): Cambridge University Press 1991

Werkmeister, William: *Historical Spectrum of Value Theories, Vol. 1: The German Language Group*, Lincoln/ Nebraska: Johnsen Publishing Company 1970

Werntgen, Cai: *Kehren: Martin Heidegger und Gotthard Günther*, München: Wilhelm Fink-Verlag 2006

Windelband, Wilhelm: *Geschichte und Naturwissenschaft*, Straßburg: Heitz 1904

Wittgenstein, Ludwig: *Philosophische Untersuchungen*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2003

Whitehead, Alfred North: *Prozess und Realität. Entwurf einer Kosmologie*, Frankfurt: Suhrkamp 1979

Xenophon, *Kyropädie*, III. 2. Leipzig/Berlin: Teubner 1930

Ziebarth, Erich: *Beiträge zur Geschichte des Seeraubs und Seehandels im alten Griechenland*, Hamburg: DeGruyter 1929

Online-Quellen:

<http://www.worldvaluessurvey.org/>

Zusammenfassung

Diese Arbeit untersucht die Entwicklung der ökonomischen und proto-ökonomischen Theoriebildung unter Berücksichtigung der These Niklas Luhmanns, dass sich die Wirtschaftsgeschichte als Geschichte der Herausbildung eines semantisch codierten *autopoietischen* Funktionssystems Wirtschaft interpretieren lässt. Die Eigenständigkeit ökonomischer – im Unterschied zu politischer, moralischer, theologischer – Kommunikation bemisst sich dabei, so Luhmann, an der zunehmenden Autonomie einer Kommunikation über ‚Preise‘ anstelle von ‚Werten‘. Der Fokus der Arbeit liegt auf der Analyse von Veränderungen des Forschungsvokabulars innerhalb der ökonomischen Wissenschaft, die diese Transformation spiegeln. Es wird versucht die These zu belegen, dass sich mit zunehmender Ausdifferenzierung des Funktionssystems Wirtschaft auch in der Ökonomik als dessen Reflexionstheorie eine Verschiebung von einer Semantik des Wertes zu einer des Preises beobachten lässt; verstanden als eine graduelle Abnahme der Referenz auf invariante *Substantialität* im Wertbegriff und somit einer schrittweisen Bewegung hin zu einem Verständnis von ökonomischem Wert, der sich vollends *relational* bestimmt. Als die drei markantesten Stadien dieser Entwicklung werden (1) die theoretische Auffassung einer Wert-Genese aus der *Natur* in den proto-ökonomischen Theorien bis zur ökonomischen Klassik, (2) die theoretische Auffassung der Wertgenese durch *menschliche Arbeit* in der Klassik und schließlich (3) die theoretische Verortung des Wertphänomens im *Subjekt* ab dem Marginalismus interpretiert. Zudem wird versucht zu zeigen, dass es Anzeichen für eine Art Co-Evolution zwischen dieser Transformation des Wertbegriffs und der zunehmenden Abgrenzung eines geschlossenen wirtschaftswissenschaftlichen Kanons gegenüber den angrenzenden Sozialwissenschaften gibt.

Abstract

This Study examines the development of economic and proto-economic theory considering Niklas Luhmann's thesis that economic history can be interpreted as the emergence of the economy as a semantically codified *autopoietic* functional system. The independence of economic – as opposed to political, moral, theological – communication is, according to Luhmann, best measured in terms of an increasing autonomy of a communication about 'price' rather than 'value'. The focus of this work is on the analysis of alterations in the theoretical vocabulary within the economic science that reflect this transformation. It will be attempted to provide evidence for the thesis that, with increasing differentiation of the economic system, in the sphere of economic theory too a semantic shift from 'value' to 'price' can be observed; to be understood as a gradual reduction of reference to invariant *substantiality*, and thus, an incremental development toward an understanding of economic value as entirely *relational* in its determination. The most prominent stages of this transformation are interpreted to be (1) the theoretical conception of a genesis of value from *nature* as suggested in proto-economic theory and up until classical economics, (2) the conception of economic value as being generated through *human labour* in classical economics, and finally (3) the theoretical placement of the phenomenon of economic value in the *subject* in marginalism. Furthermore, it will be tried to prove that there are indications for a sort of co-evolution between this transformation of the concept of economic value and the increasing dissociation of a self-contained methodological canon of economics from the adjacent social sciences.